

Heinz Duchhardt (Hg.)

# Mainzer Historiker

Mainz University Press





**unipress**

Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz  
Neue Folge

Band 16

Herausgegeben vom  
Forschungsverbund Universitätsgeschichte der  
Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Heinz Duchhardt (Hg.)

# Mainzer Historiker

Mit 9 Abbildungen

V&R unipress

Mainz University Press

JOHANNES GUTENBERG  
UNIVERSITÄT MAINZ



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<https://dnb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Mainz University Press  
erscheinen bei V & R unipress.**

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen  
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Portraits der Mainzer Historiker (Abbildungsnachweis siehe S. 217)

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISSN 2626-1367

ISBN 978-3-8470-1115-6

---

# Inhalt

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis . . . . .	7
Vorwort . . . . .	9
Einleitung . . . . .	11
Wolfgang Hoben Hans Ulrich Instinsky (1907–1973) . . . . .	19
Johannes Deißler / Leonhard Schumacher Heinz Bellen (1927–2002) . . . . .	39
Ernst-Dieter Hehl Alfons Becker (1922–2011) . . . . .	61
Winfried Irgang Ludwig Petry (1908–1991) . . . . .	81
Karl-Heinz Spieß Alois Gerlich (1925–2010) . . . . .	107
Matthias Schnettger Leo Just (1904–1964) . . . . .	125
Heinz Duchhardt Hermann Weber (1922–2014) . . . . .	149
Ludwig Biewer Eberhard Kessel (1907–1986) . . . . .	171

---

Jan Kusber	
Gotthold Rhode (1916–1990) . . . . .	191
Übersicht über die Besetzung der Lehrstühle am Historischen Seminar .	213
Die Autoren . . . . .	215
Abbildungsnachweis . . . . .	217
Personenregister . . . . .	219

---

## Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

ND	Nachdruck
NL	Nachlass
RGZM	Römisch-Germanisches Zentralmuseum
SS	Sommersemester
UA	Universitätsarchiv
WS	Wintersemester
Mathy	Helmut Mathy, Die Universität Mainz 1477–1977, Mainz 1977.
Tradition und Gegenwart II/1, II/2	Tradition und Gegenwart, hrsg. von Hermann Weber, 2. Teil: Institute der Philosophischen Fakultät 1946–1972, 2 Halb- bände, Wiesbaden 1977–1981.
Ut omnes unum sint	Michael Kißener/Helmut Mathy (Hrsg.), Ut omnes unum sint. Teile 1 und 2: Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gu- tenberg-Universität, Stuttgart 2005–2006.
Wojtynowski	Katja Wojtynowski, Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961: Gründung und Ausbau des Historischen Seminars, des Instituts für Alte Geschichte und der Abteilung Osteuropäische Geschichte am Institut für Osteuropakunde, Stuttgart 2006.



---

## Vorwort

Wie alle Universitätsjubiläen, fordert auch das anstehende Gedenken an die Errichtung der »neuen« Mainzer Universität, die seit dem Gründungsakt im Mai 1946 den Namen »Johannes Gutenberg-Universität« führt, dazu heraus, sich über die Entwicklung einzelner Fächer Rechenschaft abzulegen. Das war beim (von einer ungebrochenen Tradition ausgehenden) Jubiläum 1977 nicht anders, als für eine ganze Reihe von Disziplinen der Philosophischen Fakultät im systematisch-chronologischen Zugriff Entwicklungslinien seit 1946 bis in die frühen 1970er Jahre gezogen wurden. Bei aller Akzentuierung der Strukturen – studentische »Nachfrage«, Bibliothekssituation, Raumprobleme, Haushalt – hatten die Autoren dabei (natürlich) immer auch die Protagonisten im Auge, die Professoren der jeweiligen Lehreinheit, die durch ihre Forschungsschwerpunkte der betreffenden Disziplin ihre ersten Konturen gaben. Dieser Ansatz wird hier pointiert weitergeführt. Mit dem vorliegenden Band wird versucht, von den Persönlichkeiten her, die ein Fach prägten, den wissenschaftlichen Stellenwert des Mainzer Historischen Seminars und der Nachbareinrichtungen für Osteuropäische und für Alte Geschichte zu erfassen und gleichermaßen Forschung und Lehre zu bilanzieren. Die hier versammelten Beiträge beleuchten die Geschichte der Disziplin von den ausgehenden 1940er Jahren bis zum Vorabend der Gegenwart und erlauben somit eine Evaluation einer Disziplin, die 1946 von einem Punkt Null startete und sich erst seit den frühen 1950er Jahren zu einem veritablen, mehrgliedrigen Seminar weiterentwickelte, von dem die Althistoriker und der Inhaber des Osteuropa-Lehrstuhls damals noch bewusst und kontinuierlich Abstand hielten.

Als Autoren der biographischen Essays konnten Schüler der betreffenden Gelehrten und Kollegen – alle mit einem so oder so gearteten Mainzer »Hintergrund« – gewonnen werden, denen ich für Ihre Bereitschaft, sich für solche auf die jeweiligen Mainzer Jahre der Protagonisten fokussierten Essays zur Verfügung zu stellen, zu großem Dank verpflichtet bin. Ihre »Nähe« zu den Protagonisten ist unterschiedlich, aber alle haben sich – an sich eine Selbstverständlichkeit! – um ein Höchstmaß an Distanz und wissenschaftlicher Ob-

ektivität bemüht. Das schließt nicht aus, dass Empathie in dem einen Essay etwas stärker fühlbar wird, in dem anderen hinter der Kühle des »Nachgeborenen« eher etwas zurücktritt. Ich bin sicher, dass auch Leser, die die behandelten Wissenschaftler noch aus eigenem Erleben kannten, viele geläufige, aber auch manche neuen Facetten erkennen werden.

Natürlich sollten die Biographen auch die »Vorkarrieren« der Mainzer Historiker beleuchten, ihren akademischen Werdegang, ihre Publikationen vor der Berufung nach Mainz, ihre Netzwerke, die sie in dieser Zeit aufbauten. Aber es zählte zu den selbstverständlichen Vorgaben, dass in diesem Band die jeweiligen »Mainzer Jahre« im Mittelpunkt stehen sollten: die akademische Lehre und die Forschung, die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Assistenten, Doktoranden), die Übernahme von Funktionen in der akademischen Selbstverwaltung, die Nutzung des lokalen Umfeldes, die internationale Vernetzung.

Für die inhaltliche Gestaltung der Beiträge trägt jeder Autor selbst die Verantwortung. Es hat von Seiten des Herausgebers zwar eine größere Zahl von Empfehlungen gegeben, welche Aspekte berücksichtigt werden sollten, aber die jeweilige Gewichtung blieb den Beiträgern überlassen. Abgesehen von der einen oder anderen Anregung nach Lektüre der jeweiligen Erstfassungen der Texte und einigen stilistischen Glättungen beschränkte sich die Herausgeberschaft auf formale Redaktionsarbeiten, etwa die Fußnotengestaltung und die Kursivierungen (selbstständige Titel und Buchreihen, anderssprachige Begriffe).

Ich danke dem Mainzer Universitätsarchiv, das fast alle Autoren konsultierten, und seinem Leiter Dr. Christian George, für vielfältige fachliche Beratung. Den Autoren danke ich für ihre Disziplin, den angesetzten Termin für die Abgabe der Manuskripte ausnahmslos eingehalten zu haben. Der Forschungsverbund für Universitätsgeschichte der Universität Mainz stellte die Mittel für die Drucklegung dieses Bandes bereit; ihm gilt natürlich mein ganz besonderer Dank. Der »Zeitstrahl« verdankt sich einer Anregung des Vorsitzenden des Forschungsverbunds, Prof. Dr. Tilman Sauer; seine grafische Umsetzung erfolgte durch das Team des Universitätsarchivs.

Mainz, im Oktober 2019

Heinz Duchhardt

---

## Einleitung

Der vorliegende Band erfasst und behandelt nicht die Gesamtheit der seit der Gründung der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz tätigen Historiker. Deshalb bedarf die Kohorte der hier vorgestellten Wissenschaftler der Erläuterung und der Begründung für die vorgenommene Eingrenzung. Grundsätzlich standen hier verschiedene Optionen zur Auswahl, die zwischen dem Wünschenswerten und der Pragmatik oszillierten. Am Ende sprach alles für das Machbare: Es wurden jene Persönlichkeiten ausgewählt, die – als Lehrstuhlinhaber – in Mainz ihre akademische Karriere beendeten (und hier emeritiert wurden). Das bedeutete im Umkehrschluss, dass alle Historiker, die nur eine begrenzte Zeit auf ihren Mainzer Lehrstühlen blieben und dann auswärtigen Rufen folgten – wie etwa Eugen Ewig (Bonn), Stefan Weinfurter (München), Dieter Albrecht (Regensburg), Franz Hampl (Innsbruck) und Werner Philipp (FU Berlin) – unberücksichtigt blieben, selbstredend auch die in Mainz entpflichteten, aber noch lebenden Historiker (Winfried Baumgart, Erwin Oberländer, Leonhard Schumacher, Peter C. Hartmann). Dieser Ansatz unterscheidet sich grundsätzlich von dem andernorts gewählten, etwa dem der Bonner Historiker, die in ihre Jubiläumspublikation von 1968 auch Kollegen aufnahmen, die ihre Karriere an einem dritten Ort fortgesetzt haben. Die Entscheidung, den Kreis der behandelten Persönlichkeiten auf die Ordinarien zu begrenzen, begründete sich vor allem darin, dass für sie die Verfügbarkeit von kompetenten Autoren – aus dem Schüler- oder Mitarbeiterkreis – am ehesten gewährleistet schien und die Quellenlage für sie in der Regel ungleich günstiger ist als die der Nichtordinarien. Im Allgemeinen waren es in den 1950er bis 1980er Jahren zudem am ehesten die Ordinarien, die für das Prestige und die Außenwahrnehmung eines Seminars oder eines Fächerverbands standen. Damit sollen die im Mainzer Amt pensionierten Wissenschaftlichen Räte und außerplanmäßigen Professoren – Ferdinand Siebert (1904–1985), Georg Wild (1926–1980), Konrad Fuchs (1928–2015), Walter G. Rödel (1940–2009), Ulrich Haustein (1931–2006), Winfried Dotzauer (1936–2016), um nur die Verstorbenen zu benennen – in ihren wissenschaftlichen Leistungen keinesfalls (ungebührlich) zurückgesetzt

werden. Zu einigen von ihnen (Siebert, Fuchs, Dotzauer) liegen – Indiz für ihr fachinternes Ansehen – immerhin (mehr oder weniger kurze) Wikipedia-Artikel vor. Aber in allen diesen Fällen wäre es schwierig geworden, wissenschaftlich noch aktive Autoren auszumachen, die für eine reflektierte, ggf. auch kritische Würdigung verfügbar gewesen wären. Dass auch die in Mainz von Mitarbeiterstellen aus oder als »Externe« habilitierten Historiker, die – so Heinrich Chantraine, Peter Classen, Karl-Georg Faber, Georg W. Strobel, Hans-Erich Volkmann, um nur einige wenige herauszugreifen – nach einer meist kurzen »Verweildauer« nach auswärts berufen wurden, hier (auch wenn sie bereits verstorben sind) unberücksichtigt bleiben mussten, versteht sich im Licht des oben Gesagten von selbst.

\* \* \*

Es waren zumindest in den ersten Jahrzehnten des Mainzer Historischen Seminars und der nicht eingegliederten Professuren für Alte und Osteuropäische Geschichte ganz fraglos die Ordinarien, die für ihre jeweiligen Disziplinen »standen« und sie nach außen hin vertraten. Die Entwicklung des Fächerkanons in Mainz vollzog sich angesichts der wirtschaftlichen Probleme der jungen Alma Mater eher schleppend: Am Beginn standen die Besetzung eines einzigen Lehrstuhls (für Neuere Geschichte) und des althistorischen Lehrstuhls, daneben blieben die Professuren für Mittelalterliche Geschichte und für Landesgeschichte zunächst im Nichtordinarienbereich (auf der Ebene außerplanmäßiger Professoren [Heinrich Büttner, Theodor Schieffer] bzw. Dozenten [Eugen Ewig]). Auch bei der Alten Geschichte wollte man nach dem schnellen Weggang des ersten Ordinarius Franz Hampl bei der Wiederbesetzung 1947 die Stelle zunächst auf eine außerordentliche Professor herabstufen, ebenso bezeichnend war es, dass sich die Universität außerstande sah, der Berufung Büttners auf einen Lehrstuhl in Marburg 1949 wenigstens mit der Einrichtung eines planmäßigen Extraordinariats zu begegnen. Es dauerte immerhin bis in die Jahre des Übergangs von den 1940er zu den frühen 1950er Jahren, bis sich zunächst neben der Alten Geschichte die Trias Neuzeit – Mittelalter – Landesgeschichte auf Ordinarienniveau etablierte und sowohl Theodor Schieffer als auch Ludwig Petry mit Lehrstühlen ausgestattet wurden. Nach dem frühen Weggang von Werner Philipp, dessen Lehrstuhl 1946 eher überraschend eingerichtet worden war, dauerte dieser Prozess in der zunächst organisatorisch mit der Slavistik verbundenen Osteuropäischen Geschichte sogar noch erheblich länger. Erst Anfang der 1960er Jahre schloss sich dieser Trias ein weiterer Lehrstuhl für Neueste Geschichte an. Aber von der Tendenz anderer vergleichbarer Universitäten, das Fächerspektrum wenigstens um Lehrstühle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte oder Didaktik bzw. Theorie der Geschichte zu erweitern, blieb man in Mainz um

einiges entfernt; seit den späten 1960er Jahren wurden diese Subdisziplinen »nur« von Privatdozenten bzw. Wissenschaftlichen Mitarbeitern vertreten.

Über die Ordinarien erschließt sich direkt und indirekt das wissenschaftliche Profil der einzelnen Seminare bzw. Institute, das in der Regel auch in der Lehre zum Tragen kam: In der Alten Geschichte waren das – immer ist das schwerpunktmäßig gemeint – die Spätantike und namentlich das Problem der Integration des Christentums in den Kaiserstaat sowie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte und die Sklavenproblematik, im Mittelalter die Papstgeschichte des Hochmittelalters, in der Landesgeschichte das Spätmittelalter und die politisch-kulturellen Austauschprozesse zwischen Ost und West, in der Neuzeit die deutsch-französischen Beziehungen und die Kultur- und Geistesgeschichte Italiens, in der neuesten und Zeitgeschichte die Weimarer Republik und die NS-Zeit, in der Osteuropäischen Geschichte die Geschichte Polens und Russlands in ihrer ganzen Breite. Durch die »Nichtordinarien« wurde dieses grobe Spektrum mehr und mehr ergänzt; das gilt namentlich für das Mittelalter durch die Lehraufträge für Byzantinistik und für die neuere und Landesgeschichte durch die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und die Historische Demographie.

\* \* \*

Die Kohorte der Lehrstuhlinhaber, die bis zur Emeritierung bzw. Pensionierung in Mainz geblieben sind, hatte ganz unterschiedliche »Vorkarrieren« und landsmannschaftliche Zugehörigkeiten. Aus Mainz selbst stammte nur Alois Gerlich, der auch insofern aus dem Rahmen fällt, als er in Mainz promoviert wurde, sich hier habilitierte und nach einem kurzen »Intermezzo« an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Bamberg wieder nach Mainz zurückberufen wurde. Aus der weiteren Region stammten Hermann Weber (Bad Kreuznach bzw. Kirn) und Ludwig Petry (Darmstadt), wenn man so will auch noch Leo Just (Bonn) und Heinz Bellen (Neuss), während Alfons Becker (Radolfzell), Hans Ulrich Instinsky (Freiberg in Sachsen), Eberhard Kessel (Hannover) und Gotthold Rhode (Kamillental, Provinz Posen) doch aus vom Mittelrheingebiet relativ oder sehr entfernten Regionen stammten. Das schloss Mentalitätsunterschiede ein, wiewohl der »Posener« Rhode an Temperament hinter den rheinischen Kollegen sicher in nichts nachstand.

Generationell verorten sich die hier vorgestellten Persönlichkeiten mit ihren Geburtsjahrgängen zwischen 1904 (Just) und 1927 (Bellen) noch im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, gehören also einer Altersgruppe an, die in ihrer Jugend sehr stark durch den Ersten Weltkrieg geprägt wurde. In der NS-Zeit und der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurzelt erst die dritte Generation der Mainzer Historiker (Winfried Baumgart, Peter C. Hartmann, Leonhard Schu-

macher, Stefan Weinfurter, Michael Matheus, Erwin Oberländer), die hier aber, den oben angesprochenen Begrenzungen gemäß, nicht mehr behandelt werden.

Von denjenigen Mainzer Historikern, die ihres Geburtsjahrgangs wegen ihre ersten akademischen Schritte in der NS-Zeit unternahmen, arrangierten sich, meist aus Karrieregründen, Rhode, Just und auch Petry mehr oder weniger mit dem System – Rhode und Petry in Breslau, Just in Bonn –, während Instinskys Karriere von der Berliner Fakultät und der NSDAP massiv blockiert wurde und er in der Berliner Akademie mit schlecht besoldeten Forschungsmöglichkeiten vorlieb nehmen musste, und Kessel zwar zur Habilitation in Berlin zugelassen, aber seiner konsequenten Abstinenz von allen NS-Gliederungen wegen nicht lehren durfte und nur in einer »Nische«, dem historischen Dienst des Generalstabs, wissenschaftlich »überleben« konnte. Ganz unabhängig von der Nähe oder Distanz zum politischen System, griff der Zweite Weltkrieg massiv in das Leben jedes Einzelnen ein – bei Kessel und bei Petry beispielsweise durch den dem Bombenkrieg geschuldeten (vermeintlichen) Verlust der Manuskripte umfangreicher *opera magna*, die erst viele Jahre nach dem Tod der beiden Betroffenen wieder auftauchen (und posthum ediert werden) sollten. Außer Kessel (USA) wurde es von der jeweiligen Siegermacht auch Petry (Frankreich) zugestanden, sich während ihrer Kriegsgefangenschaft am Aufbau von »Lageruniversitäten« zu beteiligen und dort Vorträge mit einem verklausulierten re-education-Unterton zu halten. Die fünf genannten Gelehrten (Instinsky, Just, Kessel, Petry, Rhode), also mehr als die Hälfte des Corpus, waren es auch, die ihr gesamtes Studium in der NS-Zeit oder sogar schon vor der NS-Zeit (Kessel) absolvierten, während Weber und Becker ihr Studium vor 1945 nur begannen, aber nicht abschlossen. Gerlich, der nur ein knappes Heidelberger Kriegs-Semester (1944) absolvierte, und Bellen nahmen ihr Studium faktisch erst nach dem Ende des NS-Staates auf. Im Ausland hatte keiner der hier behandelten Mainzer Historiker studiert. Alle Protagonisten waren in ihrer Mainzer Zeit trotzdem international vernetzt, am stärksten wohl Rhode und Petry in Richtung Ostmitteleuropa und Weber und Becker in Richtung Frankreich.

In einer sozialgeschichtlichen Perspektive entstammten die hier biographisch aufgearbeiteten Mainzer Professoren Juristen- (Kessel, Petry), Theologen- (Rhode), Pädagogen- (Gerlich) und Arzthaushalten (Just). Dem Rubrum Gewerbe/Industrie/Kaufmannschaft lassen sich drei Personen zuordnen (Instinsky, Weber, Bellen), einer der Historiker ging aus einem journalistischen Elternhaus hervor (Becker). Eine nichtakademische Berufsausbildung hatte vor Beginn des Studiums nur Heinz Bellen hinter sich gebracht. Konfessionell hatte die Mehrzahl der Mainzer Ordinarien (Just, Weber, Becker, Gerlich, Bellen) einen katholischen Hintergrund, Petry, Kessel und Rhode entstammten evangelischen Elternhäusern. Einen Sonderfall stellt Instinsky dar, dessen sächsisches Elternhaus protestantisch geprägt war, der aber während des Krieges zum Katholi-

zismus konvertierte. Das katholische Übergewicht bei den Ordinarien im Historischen Seminar im engeren Sinn sollte über die Jahrzehnte hinweg im Übrigen die Regel bleiben, ist aber im Unterschied zur weit verstandenen Nachkriegszeit längst kein Politikum mehr.

Wissenschafts- und sozialgeschichtlich kaum erstaunlich für die in Rede stehende Zeit ist, dass die nach Mainz berufenen Ordinarien ausnahmslos Männer waren. Hatte sich schon unter der ersten Generation der 1946 nach Mainz Berufenen keine einzige Frau befunden, so sollte auch unter den später berufenen Historikern der ersten und zweiten Generation, also in den rd. 50 Jahren, die hier überblickt werden, keiner Wissenschaftlerin den Sprung auf einen historischen Lehrstuhl gelingen. Sie hätte es mutmaßlich, wie der Fall der Slavistin Margarete Woltner ahnen lässt, gegenüber einer ausgeprägten Männerdominanz wohl auch nicht leicht gehabt. Die zentralen Lehrstühle im Bereich des Historischen Seminars sind bis heute ausnahmslos in männlicher Hand geblieben. Immerhin ist in der Alten Geschichte Instinskys Nach-Nach-Nachfolge von einer Frau übernommen worden.

Berufen wurden je zwei der Mainzer Historiker aus Saarbrücken (Becker, Weber) und aus Marburg (Rhode, Kessel), je einer aus Bonn (Just), Köln (Bellen), Gießen bzw. Fulda (Petry) und Hamburg (Instinsky). Aber diese Perspektive, nur nach dem Tätigkeitsort zu fragen, von dem aus die Berufung nach Mainz erfolgte, täuscht ein wenig: der Rheinschiene kam wohl doch eine zentrale Bedeutung zu, muss man den »Saarbrücker« Weber, der sich seine wissenschaftlichen Spuren in Bonn verdient hatte, neben Just und Bellen wohl auch noch der »rheinischen Fraktion« zurechnen. Geht man von den Promotionsorten, die die Nachwuchswissenschaftler in der Regel am meisten präg(t)en, aus, wird die Rheinschiene noch deutlicher (Just, Weber, Gerlich, Bellen, wenn man sie verlängert auch noch Instinsky und Becker), daneben zeichnet sich mit Breslau (Petry, Rhode) und Berlin (Kessel) aber auch ein beachtlicher ostdeutscher Schwerpunkt aus.

Sieht man von Ludwig Petry ab, der 1944 kurzzeitig in Gießen eine fast mit einem Lehrstuhl gleichzusetzende planmäßige außerordentliche Professur wahrgenommen hatte, die aber im Zuge der Auffassung der Gießener Universität nach Kriegsende nicht mehr wiederbelebt werden konnte, hatten alle nach Mainz berufenen Historiker vor ihrer Ernennung an der Johannes Gutenberg-Universität noch keinen Lehrstuhl bekleidet. Die meisten kamen aus dem Status des Privatdozenten oder allenfalls des apl. Professors nach Mainz. Alois Gerlich, ein Mainzer »Eigengewächs«, hatte vor seiner Berufung auf den Landesgeschichte-Lehrstuhl kurzzeitig eine (außerordentliche) Professur an einer Philosophisch-Theologischen Hochschule wahrgenommen.

Während ihrer Zeit in Mainz erhielten (wenigstens) Instinsky (Würzburg, Berlin, Bochum) und Rhode (Bochum) ehrenvolle Rufe nach auswärts, die sie

ablehnten. Zu den Bemühungen anderer oder auch Gotthold Rhodes, sich nach auswärts berufen zu lassen, ist damit natürlich nichts gesagt. Wenigstens bei Gerlich, Kessel und Becker wird man Ambitionen nach einem Wechsel aber wohl eher ausschließen können. Rufe nach auswärts müssen als besondere Auszeichnungen verstanden werden, zu denen aber auch andere Faktoren – Mitgliedschaften in Akademien, Ehrendoktorate – gehören können. Von den hier behandelten Mainzer Historikern wurden immerhin zwei – die beiden Althistoriker – zu ordentlichen Mitgliedern der ortsansässigen Akademie der Wissenschaften und der Literatur gewählt; andere (Just) haben sich wohl darum bemüht. Nationale oder internationale Ehrendoktorate wurden keinem der Historiker verliehen.

Aber auch das besagt nichts oder doch nur wenig über die »Fruchtbarkeit« der Mainzer Geschichts-Ordinarien. Sie lässt sich nicht nur an den eigenen Büchern, sondern auch an der Betreuung wissenschaftlicher Nachwuchskräfte ablesen. Versucht man ein »Ranking« der Mainzer Lehrstuhlinhaber von den betreuten Doktoranden her, nimmt der Landeshistoriker Petry mit deutlich über 70 von ihm angeregten bzw. betreuten Dissertationen einen unangefochtenen Spitzenplatz ein, andere wie Bellen, Instinsky, Gerlich und Weber ordnen sich mit jeweils 10 bis 30 Promotionen einer Mittelgruppe zu, nur relativ wenige Nachwuchswissenschaftler führten Becker, Rhode und Kessel zur Promotion. Auch bei den erfolgreichen Habilitanden rangiert Petry mit deren acht weit an der Spitze. Von den zur Habilitation gelangten Mitarbeitern der Ordinarien – in der Regel auch von ihnen promoviert – gelangten Heinrich Chantraine (Mannheim), Karl-Georg Faber (Saarbrücken, dann Münster), Heinz Duchhardt (Bayreuth, dann Münster), Leonhard Schumacher (Kiel, dann Duisburg), Karl-Heinz Spieß (Greifswald), Albrecht Luttenberger (Regensburg), Peter Herz (Regensburg) und Sigrid Schmitt-Hirbodian (Trier, dann Tübingen) auf auswärtige Lehrstühle. Eberhard Schmitt wurde auf den Bochumer Lehrstuhl ohne vorangegangene Habilitation berufen. Die externen Habilitanden bleiben hier unberücksichtigt.

Die Verweildauer der betreffenden Wissenschaftler in Mainz war entsprechend ihrer Resistenz gegenüber auswärtigen Rufen lang: Am längsten, mit 27 Jahren (1957–1984), verweilte Rhode in Mainz, dicht gefolgt von Instinsky (25 Jahre) und Becker und Petry mit je 23 Jahren; aber auch die Verweilzeiten von Gerlich (21 Jahre), Weber und Bellen (19 Jahre) und Just (18 Jahre) waren beachtlich. Seiner Berufung in bereits vorgerücktem Alter schuldete es sich, dass Kessel nur 11 Jahre seinen Mainzer Lehrstuhl versah – aber deutlich über die Emeritierung hinaus noch Seminare anbot.

\* \* \*

Die Autoren, deren Rekrutierung und Verpflichtung sich unvermutet schwierig gestaltete und von etlichen Absagen begleitet wurde, sind ausnahmslos männlichen Geschlechts, die kontaktierten Kolleginnen fanden sich leider nicht bereit, die Herausforderung eines solchen wissenschaftsgeschichtlichen Essays anzunehmen. Die Verfasser standen zu ihren Protagonisten in je unterschiedlichen Beziehungen. Es gibt den Typus des langjährigen Mitarbeiters (Hoben, Schumacher, Hehl, Spieß), den Typus des akademischen Schülers (Biewer, Irgang, Deißler), der Typus des (viel jüngeren) Fachkollegen, der nicht im eigentlichen Sinn des Wortes zum engeren Schülerkreis des Protagonisten zählt (Duchhardt), aber auch den Typus des – nicht unmittelbaren! – Nachfolgers auf dem jeweiligen Lehrstuhl (Kusber, Schnettger). Entsprechend ist auch die emotionale Nähe unterschiedlich dimensioniert; Matthias Schnettger beispielsweise hat Leo Just nie persönlich kennengelernt, erblickte gar erst nach Justs Tod (1964) das Licht der Welt. Dass alle Autoren gehalten waren, sich nicht zu panegyrischen Ergüssen verleiten zu lassen, sondern mit Distanz – und ggf. auch kritisch – sich ihrem »Zielobjekt« zu nähern, verstand sich von selbst und wurde oben ja auch bereits angesprochen.

\* \* \*

Das Mainzer Historische Seminar ist in den hier behandelten rund 50 Jahren, also cum grano salis den beiden ersten Generationen der Lehrstuhlinhaber, im nationalen Vergleich sicher keine Einrichtung gewesen, die zu den glänzendsten und führenden in Deutschland gezählt werden könnte. Das hat nicht nur etwas mit der Zahl der Professuren zu tun – die Freie Universität Berlin oder auch die Ludwig-Maximilians-Universität München verfügten immer über einen deutlich höheren »Stellenpool« und damit auch eine stärkere Diversifikation. Aber es gab andere, vergleichbare Historische Seminare – etwa in Göttingen, Münster oder in Freiburg –, die durch ihre Schwerpunkte oder durch besonders eindrucksvolle und in die Öffentlichkeit wirkende Historiker stärker ausstrahlten. Von den Mainzer Geschichtsordinarien war allenfalls – aber dann massiv und dezidiert – Gotthold Rhode ein Wissenschaftler, der die große Bühne suchte (und auch ausfüllte); er war es auch, der mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Internationalen Historikertage besuchte und eine ausländische Gastprofessur wahrnahm (USA) und der insgesamt sein Institut zu einem der führenden in Deutschland ausbaute und der sich intensiv um das wissenschaftliche Gespräch mit den polnischen Nachbarn bemühte. Die anderen wird man nicht dem Typus der »Strahlmänner« zuordnen sollen, sie waren pflicht- und verantwortungsbewusste Professoren, die zum Teil große Schülerkreise um sich versammelten (Petry), ihre Studenten an ihren Forschungen teilhaben ließen und aus ihnen heraus auch wenigstens teilweise ihre Schüler erwachsen ließen: die alles in allem

aber eher den Typus des Gelehrten verkörperten, der nicht das gleißende Scheinwerferlicht brauchte, um sich zu beweisen. Am stärksten fällt das vielleicht bei Kessel in die Augen, der als Meinecke-Schüler in seiner Mainzer Zeit zwar große Biographien und Editionen (Wilhelm von Humboldt, Meinecke-Werke) veröffentlichte, aber die große Öffentlichkeit eher scheute. Auch Heinz Bellen, der an seinem Lehrstuhl und in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur einen großen Schwerpunkt »Antike Sklaverei« auf- bzw. ausbaute, war kein Gelehrter, der die große Bühne suchte. Die Mainzer Historiker haben zwar (Weber) durchaus innovative Projekte angestoßen (und in sie auch Studierende zu integrieren gesucht), aber etliches scheiterte letzten Endes an der fehlenden Finanzierung. In einer Hinsicht haben die Mainzer Historiker dann aber doch besondere Akzente gesetzt (Becker, Weber, auch Just): indem sie der frankreichbezogenen Forschung eine Heimstatt schufen, die über die Partnerschaft mit Dijon auch ganz konkret auf die Studentenschaft rückwirkte und sich in zahlreichen einschlägigen Schülerarbeiten niederschlug. Von seiner geographischen Lage bot sich Mainz – neben Saarbrücken, Freiburg und Bonn – für eine solche Brückenfunktion auch in besonderer Weise an.

---

Wolfgang Hoben

## Hans Ulrich Instinsky (1907–1973)



»Der persönliche Impuls zur Wissenschaft war mir früh spürbar und niemals fraglich. Der berufliche Weg zu ihr hingegen ist ein Weg der Umwege, Verzögerungen, sogar zeitweiliger Unterbrechung gewesen. Das gehört zu den typischen Zügen meiner Generation. Für sie war jahrelang schon die Chance des einfachen Überlebens unsicherer, als es sie gemeinhin für Menschen zu sein pflegt«<sup>1</sup>.

Hans Ulrich Instinsky, geboren am 16. März 1907, gehörte einer Generation an, die ungewöhnlich viele Umbrüche erlebte. Zwei Weltkriege, die Weltwirtschaftskrise, die nationalsozialistische Herrschaft, erzwungene Umzüge und Wohnungsnot, aber auch der Wiederaufbau nach 1945 beeinflussten die persönliche Biographie Instinskys einschneidend. Als Sohn des Fabrikanten Paul Instinsky und seiner Ehefrau Margarethe, geb. Wenkel, besuchte er in seiner Heimatstadt Freiberg i. Sa. das Humanistische Gymnasium Albertinum bis zum

---

<sup>1</sup> Hans Ulrich Instinsky, Antrittsrede, in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Jahrbuch 1969, S. 67–70 (fortan: Antrittsrede), hier S. 67.

Abitur Ostern 1926. Gesicherte materielle Verhältnisse ermöglichten ein Studium der Klassischen Philologie und der Geschichtswissenschaft, zunächst auch noch der Germanistik, an den drei Universitäten München, Leipzig und Freiburg i. Br. bei renommierten Vertretern ihrer Fächer wie Hermann Onken, Walter F. Otto, Eduard Schwartz, Johannes Stroux, Helmut Berve, Eduard Fraenkel, Wolfgang Kunkel, Wolfgang Schadewaldt. Die Entscheidung für die Alte Geschichte fiel während des ersten Semesters im Proseminar des damaligen Privatdozenten Helmut Berve. Instinsky selbst begründete dies mit der ihm eigenen Offenheit für fächerübergreifende Fragestellungen, aber auch der Öffnung des Fachs über die traditionelle humanistisch-klassizistische Begrenzung auf Griechenland und Rom hinaus<sup>2</sup>. Für die nächsten beiden Semester (1927/28) folgte er Berve nach Leipzig, wo er Lehrveranstaltungen u. a. von Erich Bethe, Richard Heinze und Alfred Körte besuchte. Das Studium schloss er im Sommer 1931 in Freiburg i. Br. aufgrund der von seinem Lehrer Walter Kolbe angeregten Dissertation *Die Abfassungszeit der Schrift vom Staate der Athener* mit der Promotion zum Dr. phil. ab. Die vergleichende Analyse der Schrift mit den zeitgenössischen epigraphischen und literarischen Quellen, vor allem Thukydides, erforderte eine intensive Auseinandersetzung mit den chronologischen Problemen der Pentekontaetie. Instinsky fand Argumente für eine Datierung zwischen 440 und 437, jedenfalls vor 432 v. Chr. und damit ein Jahrzehnt vor dem bisher anerkannten Ansatz.

Während er der Nüchternheit seines Doktorvaters die Erziehung zu »unbestechlicher Akribie« und die eher handwerkliche »Schulung im Umgang mit antiken Inschriften« zuschrieb, beeindruckten ihn noch mehr die damals sehr jungen Vertreter benachbarter Fächer: der Rechtshistoriker Wolfgang Kunkel, der Gräzist Wolfgang Schadewaldt und der Historiker Rudolf Stadelmann<sup>3</sup>. Kontakte zu später angesehenen Althistorikern wie Hans Schaefer, Herbert Nesselhauf und Alfred Heuss resultierten aus gemeinsamen Studienzeiten.

Der zielstrebige junge Wissenschaftler »hoffte, seine Arbeit zum Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen machen zu können, doch äußere Umstände zwangen ihn, sich anderen Aufgaben zuzuwenden«<sup>4</sup>. Die elterliche Firma wurde Opfer der Weltwirtschaftskrise. Die ersehnte wissenschaftliche Laufbahn musste zugunsten einer journalistischen Tätigkeit in seiner Heimatstadt Freiburg i. Sa. zurückgestellt werden. Instinsky beklagte aber dieses unfreiwillige Intermezzo nie als verlorene Zeit, sondern wertete es eher als einen Reifeprozess in der

---

2 Ebd., S. 68.

3 Ebd., S. 68.

4 Hans Ulrich Instinsky, *Die Abfassungszeit der Schrift vom Staate der Athener*, Freiburg i. Sa. 1933, 45 S. Phil. Diss. Freiburg i. Br. vom 17. 7. 1931, S. 4.

sprachlichen Gestaltung auch seiner späteren wissenschaftlichen Abhandlungen<sup>5</sup>.

Eine wichtige ideelle Stütze in dieser politisch schwierigen und materiell entsagungsvollen Zeit war Karl Buchheim<sup>6</sup>. Schon als sein Freiburger Gymnasiallehrer hatte er Instinskys Interesse für die Geschichte als Wissenschaft geweckt<sup>7</sup>. Nun vermittelte er, 1934 aus freien Stücken aus dem Schuldienst ausgeschieden, ihm eine archivarische Beschäftigung zur Geschichte der *Kölnischen Zeitung*<sup>8</sup>. In Distanz zum NS-Regime pflegte Buchheim Kontakte zu Widerstandsgruppen. Dieses Vorbild in ethisch konsequentem Handeln bestärkte Instinsky neben seiner tief verwurzelten christlichen Weltanschauung in der kompromisslosen Ablehnung des Nationalsozialismus. Obwohl in einem deziert evangelischen Elternhaus aufgewachsen, fühlte er sich zunehmend zum Katholizismus hingezogen. Dies äußerte sich auch in seiner publizistischen Tätigkeit für die katholische Zeitschrift *Hochland* ab 1934. Schon in seiner Münchener Studienzeit hatte er Kontakt zu Pater Rupert Mayer. Während der Zeit in der Preußischen Akademie der Wissenschaften war er dem Kreis um Romano Guardini verbunden<sup>9</sup>. 1946 konvertierte er schließlich zum Katholizismus. Auch hier mag das Vorbild Karl Buchheims eine Rolle gespielt haben, der seinerseits 1942 von der evangelischen in die katholische Kirche übergetreten war.

Auf Vermittlung seines Mitdoktoranden und Freundes Herbert Nesselhauf gelang Instinsky 1936 mit einer Anstellung als wissenschaftlicher »Hilfsarbeiter« an der Preußischen Akademie der Wissenschaften der Sprung zurück in die Forschung. Materielle Sicherheit war damit zunächst nicht gewonnen. Eine »kaum erträgliche Unterbezahlung« war mit einer von »Monat zu Monat bestehenden Ungesicherheit derer, die keine der an Zahl nur spärlichen Planstellen innehatten«, verbunden<sup>10</sup>. Dennoch empfand er die folgenden Jahre als

5 Antrittsrede, S. 70.

6 Karl Buchheim, 1889–1982, nach dem Krieg Direktor der Universitätsbibliothek in Leipzig, ab 1950 Professor für Geschichte an der TU München, Vater des langjährigen Lehrstuhlinhabers für Politikwissenschaft in Mainz, Hans Buchheim.

7 Antrittsrede, S. 68. In durchaus ernsthafter Konkurrenz dazu stand zunächst noch die Biologie, speziell die Ornithologie (Helmut Humbach, Worte des Gedenkens, in: Hans Ulrich Instinsky 1907–1973. Würdigung bei der Gedächtnisfeier des Fachbereichs 16 Geschichtswissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz am 14. Dezember 1973, Mainz 1974, S. 23–28, hier S. 23); eine spätere Frucht dieser Neigung ist Instinskys Beitrag in den Ornithologischen Mitteilungen 15 (1963), H. 8, S. 174–175: »Winterquartier der Waldohreulen, *Asio otus*, in Mainz«.

8 Humbach, Worte des Gedenkens (Anm. 7), S. 23.

9 Ebd., S. 24.

10 Hans Ulrich Instinsky, Worte des Gedenkens, in: Helmuth Scheel 1895–1967. Würdigung durch die Philosophische Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Mainz 1968, S. 8–16, hier S. 11.

eine »akademische Gesellenzeit, wie man sie keinem angehenden Forscher und akademischen Lehrer besser wünschen konnte«<sup>11</sup>.

Instinskys Erfahrungen mit der griechischen Epigraphik qualifizierten ihn für die Aufgabe, im Rahmen des von Theodor Mommsen begründeten *Corpus Inscriptionum Latinarum* (CIL) die bisher über die einzelnen Bände verteilten römischen Meilensteininschriften sowie die zugehörigen Neufunde in lateinischer, teilweise auch griechischer Sprache als CIL XVII grundlegend neu zu edieren. Da der Kriegsausbruch die unerlässliche Autopsie von Neufunden weitgehend unmöglich machte, wirkte er danach an der Erstellung und Drucklegung der Indices mehrerer CIL-Bände mit. Darüber hinaus erhielt er zusammen mit Herbert Nesselhauf die Aufgabe, vom 4. Band an die 2. Auflage der *Prosopographia Imperii Romani* (PIR<sup>2</sup>) zu bearbeiten<sup>12</sup>. Die bisherigen Leiter dieses fundamentalen Werkes zur Prosopographie der römischen Kaiserzeit, Arthur Stein und Edmund Groag, waren wegen ihrer jüdischen Herkunft 1939 von der Weiterarbeit an ihrem Werk ausgeschlossen worden. Instinsky und Nesselhauf sollten als Verfasser des dritten, 1943 erschienenen Bandes auftreten. Auf ihre Weigerung hin wurde der Band ohne Verfassernamen herausgegeben<sup>13</sup>.

Auch die Preußische Akademie war nicht unbeeinflusst geblieben durch das NS-Regime. Der Wissenschaftsminister Rust übergab bei der Besetzung von Leitungsfunktionen das Vorschlagsrecht der Akademie. Ende 1938 wurde der Orientalist Helmuth Scheel von seiner bisherigen Tätigkeit im Kultusministerium zum Direktor mit Professortitel an die Akademie befördert. Unter seiner und seiner Kollegen Leitung vollzog sich die Integration der Akademie in das nationalsozialistische Wissenschaftssystem, »allerdings, ohne dass es zur Paralyse der traditionellen organisatorischen und wissenschaftlichen Strukturen kam«<sup>14</sup>. Auch Instinsky spürte den politischen Druck des damaligen Regimes, wenn auch zunächst nicht unmittelbar. Die diffusen Befürchtungen und das Misstrauen Scheel gegenüber sollten sich indes bald als unbegründet erweisen.

Plötzlich wurde hier Fürsorge spürbar, ein Bemühen, Verbesserungen zu erreichen, das trotz materiell angespannter Lage dankbar empfangene Erfolge zeitigte [...], persönlich-menschliche Hilfsbereitschaft, die, offen und noch mehr im Verborgenen zu betätigen, Scheel bis zu seinem Ende niemals müde wurde<sup>15</sup>.

11 Ebd., S. 11.

12 Heinrich Chantraine, Würdigung des wissenschaftlichen Werkes, in: Hans Ulrich Instinsky 1907–1973 (Anm. 7), S. 13.

13 Ebd., S. 13.

14 Stefan Rebenich, Die Berliner Akademie der Wissenschaften von 1933–1945, in: Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus. Koll. Univ. Zürich 14.–17. Oktober 1998, hrsg. v. Beat Näf, Mandelbachtal–Cambridge 2001, S. 203–244, hier S. 207.

15 Instinsky, Worte des Gedenkens (Anm. 10), S. 11.

Mit der Übernahme der kommissarischen Leitung des CIL 1940 und der Festanstellung als Akademiebeamter waren materielle Fortschritte verbunden. Im Alter von 35 Jahren heiratete Instinsky die Berlinerin Rosemarie Blankenburg. Aus der Ehe gingen vier Töchter und zwei Söhne hervor. Seine kompromisslose Ablehnung des Nationalsozialismus verhinderte allerdings die von ihm angestrebte Habilitation an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität. Freunde, Wegbegleiter und Förderer ermöglichten schließlich 1942/3 das Vorhaben und ebneten den Weg zum akademischen Lehrer. Mit der Untersuchung *Kaiser und Ewigkeit* habilitierte sich Instinsky am 13. März 1942 bei Matthias Gelzer in Frankfurt/M. Die Gelegenheit zur Probevorlesung eröffnete ihm sein Freund aus der gemeinsamen Leipziger Studienzeit Hans Schaefer in Heidelberg (März 1943). Seine Bitte, eine Dozentur an der Berliner Universität übertragen zu bekommen und wahrzunehmen, wurde von der Akademieleitung, insbesondere von Helmuth Scheel, nachdrücklich unterstützt. Der Antrag wurde abgelehnt<sup>16</sup>. Die *Venia legendi* blieb Instinsky trotz Habilitation aus politischen Gründen versagt. Auf Vermittlung des Altphilologen Bruno Snell konnte er dann doch ab dem 1. April 1943 durch eine Lehrstuhlvertretung in Hamburg die akademische Lehrtätigkeit aufnehmen. Kurz vor Kriegsende wurde der Lehrauftrag in eine Diätendozentur umgewandelt. Auf Anraten von Helmuth Scheel war Instinsky nach einer zwischenzeitlichen Dienstverpflichtung in einer militärischen Dechiffrierabteilung des Reichsluftfahrtministeriums nicht mehr an die Akademie in Berlin zurückgekehrt, sondern siedelte nach Kriegsende mit seiner Familie nach Hamburg über<sup>17</sup>. Dort erreichte ihn nach dem kurzzeitigen Wirken von Franz Hampl an der neugegründeten Universität 1947 der Ruf nach Mainz.

## Der Wissenschaftler

»Mich fesselten und fesseln [...] vor allem drei Problemkreise: die Entstehung des Prinzipats und seine weitere Entwicklung [...]; ferner die Herrschaftssymbolik samt ihren religiösen Voraussetzungen; schließlich das Hineinwachsen von Christentum und Kirche in die geschichtliche Welt«<sup>18</sup>.

Als den Horizont erweiternd empfand Instinsky in der Preußischen Akademie den Austausch mit den dort tätigen »Meistern« und »Gesellen«. Die Sammlung und Edition von Inschriften als Mitarbeiter am CIL unter der Leitung von Jo-

---

16 Rebenich, Berliner Akademie (Anm. 14), S. 220.

17 Chantraine, Würdigung (Anm. 12), S. 13. Schon von Februar bis Mai 1939 war Instinsky zum Wehrdienst in einer Panzerabteilung in Frankfurt/O. eingezogen, aber dann aus gesundheitlichen Gründen wieder entlassen worden.

18 Instinsky, Antrittsrede, S. 69.

hannes Stroux<sup>19</sup> brachte zwangsläufig eine Vervollkommnung im Umgang mit epigraphischen Quellen mit sich. Joseph Liegle als Leiter der Antikenabteilung des Münzkabinetts intensivierte das Interesse an der Numismatik, so dass Instinsky nicht nur immer wieder in dieser Disziplin publizierte, sondern später auch selbst zum Sammler antiker Münzen wurde. Die inhaltlich vielleicht nachhaltigsten Anregungen gingen von dem Leiter der Kirchenväterkommission der Akademie, Hans Lietzmann, aus. Gerade die als Monographien erschienenen Publikationen Instinskys widmeten sich von dem Jahr der Geburt Christi bis zur Konstantinischen Zeit den Wechselbeziehungen zwischen der frühen christlichen Kirche und dem römischen Kaisertum. Als »Versäumnis« empfand er es bis zuletzt, nicht einer »Mahnung« seines akademischen Lehrers Joachim Wach gefolgt zu sein, eine Sprache des Orients zu erlernen, um sich den Zugang auch zu diesem Bereich zu erschließen<sup>20</sup>.

In den Jahren nach der Promotion hatte er durch Rezensionen und eigene Beiträge in der dezidiert katholischen Zeitschrift *Hochland* und in den *Schildgenossen* Kontakt zu seinem Fachgebiet gehalten. Kontinuierliche und in der Fachwelt beachtete Publikationsmöglichkeiten ergaben sich aber erst mit der Tätigkeit in der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Es lag nahe, die epigraphische Spezialisierung und hier die Ausrichtung auf die römischen Meilensteine für Untersuchungen sowohl der archäologischen Befunde als auch der historischen Aussagen zu nutzen. Daraus ergab sich der thematische Schwerpunkt in der römischen Kaiserzeit, aufgrund der zahlenmäßigen Dichte der Meilensteine mit einem besonderen Akzent auf der severischen Dynastie Ende des 2. bis zum ersten Drittel des 3. Jahrhunderts n. Chr. So leitete er aus ihnen Erkenntnisse nicht nur zu geographisch-topographischen Verhältnissen ab, sondern auch zu provinzspezifischen Inschriftenformularen. Darüber hinaus gewann er Anhaltspunkte für die Bedeutung der Regierung des Septimius Severus für die Romanisierung der Provinzen des Reiches, »durch die er diese dem Stammland Italien in politischer und kultureller Hinsicht ebenbürtig zu machen suchte«<sup>21</sup>. In dem übergreifenden Aufsatz »Inschriften an römischen Straßen«<sup>22</sup> formulierte er als Hauptanliegen epigraphischer Forschung, die »Zeugnisse unmittelbar tatsächlichen Wirkens der Römer«<sup>23</sup> herauszuarbeiten,

19 Instinskys akademischer Lehrer aus der Münchener Zeit, seit 1935 Mitglied der Preußischen Akademie und dort Instinskys wissenschaftlicher Chef. Stroux war Mitglied der regimiekritischen Mittwochs-Gesellschaft: Rebenich, Berliner Akademie (Anm. 14), S. 225.

20 Instinsky, Antrittsrede, S. 68.

21 Hans Ulrich Instinsky, Septimius Severus und der Ausbau des raetischen Straßennetzes, in: *Klio* 31 (1938), S. 33–50; hier: S. 42.

22 Hans Ulrich Instinsky, Inschriften an römischen Straßen, in: *Das neue Bild der Antike*, Bd. 2: Rom, Leipzig 1942, S. 342–355.

23 Ebd., S. 342.

ohne die die großen Linien und Leistungen des *Imperium Romanum* nicht zu würdigen seien. Nur mittelbar beeinflusst von der numerischen Konzentration von Meilensteinen in severischer Zeit sind der Dynastie des Septimius Severus weitere Studien gewidmet. Dabei unterzog er signifikante Titel wie *propagator imperii* für Septimius Severus, *mater castrorum*, *mater senatus* und *mater patriae* für Iulia Domna oder *nobilissimus Caesar* für Geta, einer minutiösen Überprüfung hinsichtlich ihrer Chronologie und der expliziten Anlässe ihrer Verleihung<sup>24</sup>. Ihre Vorläufer und Impulse für die weitere Entwicklung der Herrscherideologie werden auf der Grundlage aller Quellengattungen herausgearbeitet. Mit diesen Beiträgen versuchte er, die damalige Annahme einer Orientalisierung des Kaisertums durch Iulia Domna zugunsten einer römisch geprägten Tradition zu relativieren.

Bereits zwei Jahre früher (1940) hatte Instinsky den Aufsatz »consensus universorum« veröffentlicht<sup>25</sup> und sich damit dem Thema zugewandt, das ihn bis zu seiner letzten Vorlesung im SS 1973 »fesselte«: »die Entstehung des Prinzipats und seine weitere Entwicklung«<sup>26</sup>. Charakteristisch ist dabei, dass er nicht in der vorherrschenden Tradition Mommsens die juristischen Kategorien der Prinzipatsherrschaft in das Zentrum stellte, sondern die »politisch-historische Fragestellung«<sup>27</sup>. Die Forschungen Andreas Alföldis über Herrscherzeremoniell und Herrschaftszeichen hatten hier wichtige Impulse gegeben. In dem von Augustus in der prominenten Zusammenfassung seiner Herrschaftsbegründung im Tatenbericht Kap. 34 genannten, staatsrechtlich nicht klar fassbaren *consensus universorum* lag demnach der Akzent nicht so sehr auf der Betonung der Legalität seiner Stellung, sondern vielmehr auf ihrer emotionalen, geradezu religiösen Legitimation.

Ohne die grundlegenden juristischen Komponenten zu vernachlässigen, suchte Instinsky immer wieder, die Wandlungen des römischen Kaisertums aus Ehrungen, Akklamationen und adulatorischen Elementen abzulesen<sup>28</sup>. Dabei solle der Blick gerichtet sein nicht auf die »spekulative Deutung der Vorgänge«, sondern auf die »tatsächlichen Ereignisse«<sup>29</sup>. Eine wichtige Linie in der Herrschaftsauffassung zeichnet die Habilitationsschrift *Kaiser und Ewigkeit*<sup>30</sup> in der Auseinandersetzung mit Franz Cumont nach, wie die *aeternitas* des Ruhms der

24 Hans Ulrich Instinsky, Studien zur Geschichte des Septimius Severus, in: Klio 35 (1942), S. 200–219.

25 Hans Ulrich Instinsky, Consensus universorum, in: Hermes 75 (1940), S. 265–278 (ND in: Hans Oppermann, Römische Wertbegriffe, Darmstadt 1967, S. 209–228).

26 Instinsky, Antrittsrede, S. 69.

27 Ebd., S. 69.

28 Chantraine, Würdigung (Anm. 12), S. 11.

29 Hans Ulrich Instinsky, Kaiser und Ewigkeit, in: Hermes 77 (1942), S. 313–355, hier S. 313.

30 Ebd., S. 313–355.

Taten des Augustus zur Rettung der *Roma aeterna* auf den *Princeps* abstrahlte, über Nero und Domitian, die unter Vorwegnahme der Praxis des 3. Jahrhunderts bereits eine *aeternitas Augusti* und damit eine Form der Vergöttlichung des Herrschers beanspruchten. Instinsky bringt die Entwicklung auf die Formel, »dass der Absolutheitsgrad der Monarchie sich in der Auffassung von der Ewigkeit ihres Trägers widerspiegelt«<sup>31</sup>. Die Einbeziehung der hellenistischen Wurzeln der Ewigkeitsvorstellungen in der Herrschersymbolik, deren Formeln in der griechischsprachigen Welt des Ostens die der Verehrung des römischen *Princeps* überlagerten, führte zu einer Erweiterung der Quellengrundlage.

Von ersten Überlegungen in seiner Mainzer Antrittsvorlesung am 2. Februar 1949 ausgehend, widmete Instinsky 1952 eine größere Abhandlung einem zentralen Element politischer Ordnung, der *securitas*<sup>32</sup>. In Münzprägungen erscheint sie als göttliches Wesen in weiblicher Gestalt ähnlich wie *Pax*, *Pietas*, *Fortuna* u. a. vor allem in Zeiten besonderer Bedrohung. In *Die Siegel des Kaisers Augustus*<sup>33</sup> arbeitete er im Detail wichtige Stationen der Herrschaftsbegründung des Augustus im Spiegel der Verwendung unterschiedlicher Siegelringe heraus, stellte sie aber auch in den großen Kontext der Geschichte der Herrschersiegel, vor allem der legitimierenden Wirkung des zuletzt von Augustus verwendeten eigenen Porträts für seine Nachfolger.

Unter Berücksichtigung der klaren juristischen Rahmenbedingungen entwickelte Instinsky in »Augustus und die Adoption des Tiberius«<sup>34</sup> die Personalkonstellationen und politischen Voraussetzungen in den verschiedenen Phasen seiner Herrschaft, die Augustus für eine Weichenstellung zur Regelung seiner Nachfolge zur Verfügung standen.

Die zahlreichen Beiträge zur Geschichte des Prinzipats bieten jeweils spezielle Längsschnitte zu Detailbereichen, die zusammengefügt einer Gesamtbetrachtung der von Augustus begründeten Prinzipatsordnung und ihrer Entwicklung in den ersten beiden Jahrhunderten nahekommen. Der methodische Ansatz ist dabei immer die exakte chronologische Bestimmung und Einordnung in den politischen Kontext der Ereignisse, die als Ursache oder als Ausdruck von Veränderungen im Herrschaftssystem diskutiert werden. Dabei stehen nicht zwangsläufig die *domus Augusta* und die Eliten aus Senatoren- und Ritterstand im Zentrum, sondern auch die Ausdehnung der kaiserlichen Fürsorge über Rom

31 Ebd., S. 315.

32 Hans Ulrich Instinsky, Sicherheit als politisches Problem des römischen Kaisertums, Baden-Baden 1952 (Deutsche Beiträge zur Altertumswissenschaft 3).

33 Hans Ulrich Instinsky, Die Siegel des Kaisers Augustus. Ein Kapitel zur Geschichte und Symbolik des antiken Herrschersiegels, Baden-Baden 1962 (Deutsche Beiträge zur Altertumswissenschaft 16).

34 Hans Ulrich Instinsky, Augustus und die Adoption des Tiberius, in: *Hermes* 94 (1966), S. 324–343.

und Italien hinaus auf die Reichsbevölkerung. Exemplarisch entwickelte er das in der Deutung des Aureus Trajans anlässlich seiner Dezennalien mit der Legende SALVS GENERIS HVMANI, aber auch in der Analyse der zunehmenden Zahl von Ehrentiteln des Kaisers, die die Wandlungen im politisch-religiösen Bereich der Herrschaftslegitimation spiegeln.

Polybios sah in der Durchdringung von Religion und Politik ein zentrales Element im Zusammenhalt der römischen Gesellschaft bei seiner Suche nach den Ursachen der Größe Roms. Es war insofern ein fast zwangsläufiger Schritt Instinskys von der Analyse der Wechselwirkungen von Religion und Politik in der römischen Republik und der Entwicklung der Prinzipatsordnung hin zu seinem anderen großen Thema: dem Hineinwachsen des Christentums und der christlichen Kirche in Gesellschaft und Politik des römischen Kaiserreichs. Die Auseinandersetzung mit diesem Problem in *Die alte Kirche und das Heil des Staates*<sup>35</sup> verstand er auch als Beitrag zum Verständnis jeglicher Epoche bis in die Gegenwart<sup>36</sup>.

Die Sicherung der *salus rei publicae* war immer ein gesamtgesellschaftlicher Auftrag für das römische Volk, in der späten Republik auch personalisiert auf die großen Anführer. Diese Erwartung konzentrierte sich in der Kaiserzeit noch stärker auf den *Princeps* in seiner auch göttlichen Qualität und entsprechenden Verehrung. Wie konnte das Problem gelöst werden, wenn mit der Ausbreitung des Christentums ein wachsender Bevölkerungsanteil zwar für das Heil des Staates und seiner Lenker betete, aber ein unüberbrückbarer Gegensatz in dem Glauben und dem Ritual bestand, an welche Gottheit die Gebete gerichtet werden sollten? Mit einer ausführlichen Erörterung der heilspolitischen Vorstellungen Tertullians öffnet Instinsky den Blick für den Prozess einer Annäherung zwischen Kirche und Staat trotz christenfeindlicher Rechtslage. Ein Meilenstein auf diesem Weg bedeutete das Galeriusedikt von 311, das Instinsky trotz seiner religiösen Zielrichtung als politischen Akt versteht, in dem Galerius das Gebet der Christen für das Heil des Staates anerkannte und es dem Gebet und Opfer der Heiden gleichstellte. Damit gebe er mehr als nur eine Versicherung der Duldung christlicher Religionsausübung ab, vollziehe aber keine Kapitulation oder eine Hinwendung des Kaisers persönlich zum Christentum.

In *Bischofsstuhl und Kaiserthron*<sup>37</sup> betrachtet er die Eliten der christlichen Kirche, wie sie sich sukzessive profane Repräsentationszeichen, Aufgaben und Titel des Kaisers und seiner Repräsentanten aneigneten und umgekehrt, wie der Kaiser in kirchliche Angelegenheiten involviert wurde. Dabei setzt sich Instinsky nicht selten dezidiert von Einschätzungen namhafter Kirchenhistoriker ab. Er

---

35 Hans Ulrich Instinsky, *Die alte Kirche und das Heil des Staates*, München 1963.

36 Ebd., S. 11.

37 Hans Ulrich Instinsky, *Bischofsstuhl und Kaiserthron*, München 1955.

sieht die Kirche nicht als Gegenpol, sondern als Teil der politischen Geschichte. Die neue Qualität in dem wechselseitigen Austausch zeremonieller und rechtlicher Formen zwischen Kirche und Staat durch die Nähe Konstantins zum Christentum beleuchtet er in der Rolle des Kaisers auf dem Konzil von Nicaea und in der juristischen Aufarbeitung des Donatistenstreits durch ein vom Kaiser berufenes, aber mit Bischöfen besetztes Gericht in Rom. Quellenkritische Anmerkungen zu Urkunden aus konstantinischer Zeit, Überlegungen zur Rangzuweisung (Nobilitierung) für Bischöfe nach den Maßstäben der weltlichen Ordnung und nicht zuletzt die plausible Kritik an Theodor Klausers Ableitung des Vorrangs des römischen Bischofs durch die Anrede *gloriosissime papa* runden die Untersuchungen ab. Diese Studien haben in der Fachwelt große Resonanz gefunden, so dass sich Instinsky entschloss, dazu 1971 noch einmal Stellung zu beziehen<sup>38</sup>. Der Beitrag ist seinem langjährigen Vertrauten Joseph Vogt zum 75. Geburtstag gewidmet, so dass es Instinsky wohl leichtfiel, die Berechtigung von dessen Kritik an der Einschätzung des Gerichts über die Donatisten anzuerkennen, er aber ansonsten auf vielfältige Anerkennung bzw. Fortentwicklung seiner Auffassungen verweisen konnte.

Gewissermaßen dem Ursprung des Themenkreises Kirche und Staat hatte Instinsky 1957 die Untersuchung *Das Jahr der Geburt Christi* gewidmet<sup>39</sup>. Hier gewichtet er in methodisch exemplarischer Weise die disparaten Datierungselemente, ohne freilich ein eindeutiges Ergebnis erzielen zu können. Dieser spezielle Gegenstand veranlasste ihn aber zu grundsätzlichen Überlegungen zu dem Spannungsverhältnis von wissenschaftlicher Erkenntnis und Glauben: »Das Ereignis der Inkarnation, durch das Gott Mensch geworden ist, erweist sich als ein Ereignis der Geschichte nicht zuletzt dadurch, dass der Gottessohn, wie er die irdische Dürftigkeit des Stalles von Bethlehem auf sich nahm, mit seinem Eintritt in die Geschichte sich auch den Unvollkommenheiten aller geschichtlichen Überlieferung ausgesetzt hat. Die »Menschwerdung« wäre unvollkommen, wenn dies nicht so wäre»<sup>40</sup>. Der Glaube behindert seiner Meinung nach nicht die wissenschaftliche Erkenntnisfähigkeit – wie vielfach vertreten –, sondern hilft, sie voll auszuschöpfen<sup>41</sup>.

Prinzipat, Kirche und Staat sind unverkennbare Schwerpunkte in Instinskys Publikationen. Darüber hinaus hat er über die gesamte Zeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit methodisch und thematisch alle Bereiche seines Faches bearbeitet. Dies dürfte ebenso auf die weit gefächerte Ausbildung während des

38 Hans Ulrich Instinsky, Offene Fragen um Bischofsstuhl und Kaiserthron, in: Römische Quartalschrift 66 (1971), S. 66–77.

39 Hans Ulrich Instinsky, *Das Jahr der Geburt Christi. Eine geschichtswissenschaftliche Studie*, München 1957.

40 Ebd., S. 57.

41 Ebd., S. 58.

Studiums und die Anregungen während der Jahre in der Akademie als auch auf die Erfordernisse seiner Lehrtätigkeit zurückzuführen sein. Einen scheinbar ausgetretenen Pfad eines großen Themas betrat er in der 1949 erschienenen Studie *Alexander d. Gr. am Hellespont*<sup>42</sup>, wenn er die symbolischen Handlungen des Makedonenkönigs zu Beginn seines Feldzuges beim Übergang über den Hellespont in der Tradition der homerischen Helden nachvollzog. Eine neue Wendung gab er ihnen aber mit dem Nachweis, dass Alexander ganz bewusst bis ins Detail Bezug nahm auf das, was Herodot dem Perserkönig Xerxes in der Vereinigung Asiens mit ganz Europa zu einer geschlossenen Weltherrschaft als Absicht zugeschrieben und ihn in einer Vielzahl symbolischer Handlungen an verschiedene Adressaten in Troja und am Hellespont hatte unterstreichen lassen. Alexander nahm den panhellenischen Rachekrieg gegen den persischen Erbfeind wieder auf in Umkehr des Ziels des Xerxes, um das ganze Perserreich bis zur Grenze Asiens seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die »Entdeckung« Herodots für die Vorstellungswelt Alexanders ist zunächst auf Kritik gestoßen, fand später aber immer mehr Anerkennung.

Der intensiven Beschäftigung mit dem »Vater der Geschichtsschreibung« und dem Komplex der griechisch-persischen Auseinandersetzung ist auch die Abhandlung »Herodot und der erste Zug des Mardonios gegen Griechenland« zu verdanken<sup>43</sup>. In einer Analyse der herodoteischen Darstellung in ihrem größeren Zusammenhang und unter Einbeziehung natürlicher klimatischer Gegebenheiten in der Ägäis erweist Instinsky das Unternehmen des Mardonios entgegen vielfältiger Einschätzung als gescheiterten Versuch des Perserkönigs, bereits 492 v. Chr. umfassend an den Griechen Rache zu nehmen für deren Intervention im Ionischen Aufstand.

In kleineren Beiträgen äußerte sich Instinsky zu Fragen der römischen Republik zur Zeit der Punischen Kriege, zu Cornelia, der Mutter der Gracchen, oder zu Sallust und Cicero. Studien zu einer Vielzahl von Autoren zeigten immer wieder seine Affinität zur Klassischen Philologie. Besonderes Interesse galt Plinius d. J., dessen *Panegyricus* und Briefwechsel als Statthalter mit seinem Dienstherrn, dem Kaiser Trajan, er gewissermaßen als Kronzeugen zur Prinzipatsentwicklung auswertete. Noch in seiner Berliner Zeit hatte er den Auftrag übernommen, für die Weidmann'sche Sammlung einen neuen Pliniuskommentar zu erarbeiten, später aber das Vorhaben aufgegeben<sup>44</sup>.

42 Hans Ulrich Instinsky, *Alexander der Große am Hellespont*, Godesberg 1949.

43 Hans Ulrich Instinsky, *Herodot und der erste Zug des Mardonios gegen Griechenland*, in: *Hermes* 84 (1956), S. 477–494 (ND in: Walter Marg, *Herodot. Eine Auswahl aus der neueren Forschung*, Darmstadt <sup>3</sup>1982, S. 471–496).

44 Chantraine, *Würdigung* (Anm. 12 ), S. 18.

Der Vortrag vor der Archäologischen Gesellschaft in Berlin 1941<sup>45</sup>, die Übertragung der ordentlichen Mitgliedschaft des Deutschen Archäologischen Instituts 1959, schließlich die Akademieabhandlung *Der spätrömische Silberschatzfund von Kaiseraugst* 1971<sup>46</sup> dokumentieren Instinskys Nähe zur archäologischen Forschung. Die auch sonst geübte historische Auswertung archäologischer Befunde führte in diesem interdisziplinären Beitrag zu plausiblen Antworten auf bisher ungeklärte Fragen des Zeitpunktes der Vergrabung dieses repräsentativen Schatzes oder gar nach seinem Besitzer.

\* \* \*

Bereits 1964 hat Instinsky die Akademieabhandlung *Marcus Aurelius Prosenes – Freigelassener und Christ am Kaiserhof* verfasst<sup>47</sup>. Ausgehend von einem Reliefsarkophag wies er den Verstorbenen aufgrund der darauf angebrachten Inschriften als Christen nach. Hier trafen sich langjährige wissenschaftliche Interessen – frühes Christentum und antike Sklaverei – mit methodischen Ansätzen – archäologische und epigraphische Monumente.

Instinsky wurde 1962 zum Sachverständigen der Kommission für Geschichte des Altertums der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz gewählt und war von Anfang an Mitglied in dem von Joseph Vogt geleiteten Arbeitskreis zur Erforschung der antiken Sklaverei. Die Aufnahme als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz 1969, die westdeutsche Nachfolgeinstitution der Preußischen Akademie der Wissenschaften, in der er als »wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« vor über 30 Jahren begonnen hatte, empfand er als »Ehre« und »Erfüllung«<sup>48</sup>. Hier nahm er sich eine Neuedition der Mainzer Inschriften vor und eine umfassende Bearbeitung der Triumphbogeninschriften zusammen mit der Präzisierung von Anlässen, Bauzeiten der Bögen und zugrundeliegenden Senatsbeschlüssen, die Aufschluss über das sich wandelnde Verhältnis zwischen *Princeps* und Senat hätten geben können<sup>49</sup>. Instinsky empfand es ganz sicher als großen Vertrauensbeweis, dass Joseph Vogt ihm anbot, seine Geschichte der Römischen Republik um einen

45 Hans Ulrich Instinsky, Römische Meilensteine, in: Archäologischer Anzeiger 1941, S. 879–891.

46 Hans Ulrich Instinsky, Der spätrömische Silberschatzfund von Kaiseraugst, Mainz 1971. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse 1971, Nr. 5).

47 Hans Ulrich Instinsky, Marcus Aurelius Prosenes – Freigelassener und Christ am Kaiserhof, Mainz 1964 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Geistes- u. Sozialwissenschaftliche Klasse 1964, Nr. 3).

48 Instinsky, Antrittsrede, S. 70.

49 Chantraine, Würdigung (Anm. 12), S. 18f.

zweiten Band zur Kaiserzeit zu ergänzen<sup>50</sup>, verzichtete aber angesichts der großen Herausforderung darauf, möglicherweise aber auch, weil ihm Zusammenfassungen von bereits Bekanntem widerstrebten. Auch sonst verfasste er keine großen Bücher, legte aber Wert darauf, kontinuierlich zu publizieren. Seine Stärke bestand darin, über Detailuntersuchungen den Blick auf größere Zusammenhänge zu eröffnen. Der methodisch präzisen Vorgehensweise entsprach eine stilsichere Darstellung<sup>51</sup>. Unter Berücksichtigung dieser Haltung mag auch sein Hinweis in einer Vorlesung auf eine Äußerung Jacob Burckhardts zu verstehen sein, der Autor eines Buches stehe in der Verantwortung, vom Leser ein Stück seiner Lebenszeit zu beanspruchen.

## Der Institutsleiter und akademische Lehrer

Als die neugegründete Universität in Mainz im SS 1946 ihren Lehrbetrieb aufnahm, war das Fach Alte Geschichte durch einen ordentlichen Professor vertreten. Den Ruf hatte Franz Hampl erhalten. Die beiden Seminarräume befanden sich in der Nachbarschaft zum Historischen Seminar im Erdgeschoss des Flügels rechts des Haupteingangs. Die ersten Vorlesungen und Seminare fanden eine erstaunliche Resonanz. Doch bereits im SS 1947 erhielt Hampl einen Ruf aus seiner österreichischen Heimat an die Universität Innsbruck. Erst 30 Jahre später kehrte er auf Einladung des Nachfolgers von Hans Ulrich Instinsky, Heinz Bellen, im Rahmen der 500-Jahrfeier der alten Universität zu einem Gastvortrag nach Mainz zurück.

Die Berufungsverhandlungen mit Instinsky begannen umgehend im September 1947. Auf die beabsichtigte Herabstufung des Lehrstuhls in Alter Geschichte zu einem Extraordinariat reagierte er mit der ihm eigenen Konsequenz. Er lehnte den Ruf ab und forderte zudem die uneingeschränkte Selbstständigkeit des Seminars für Alte Geschichte gegenüber dem Historischen Seminar<sup>52</sup>. Instinsky sah das Fach Alte Geschichte nach verschiedenen Seiten hin offen, natürlich als Teilbereich der Geschichtswissenschaft neben Mittelalter, Neuzeit und Zeitgeschichte, darüber hinaus aber auch seiner Historie nach den Altertums-

---

50 Ebd., S. 18.

51 Instinsky, Antrittsrede, S. 70. Instinsky führte in der genannten Rede – und das war ihm offenbar sehr wichtig – unter anderem aus: »Auch für die Substanz und die Wirkkraft der wissenschaftlichen Aussage ist es ja niemals gleichgültig, in welcher Qualität der Form sie sich präsentiert. Die Geschichtswissenschaft aber hat eine besondere Nähe zur Literatur, sei es als darstellende Geschichtsschreibung, sei es als Kritik, die sich in literarischer Gestaltung niederschlägt«.

52 Heinz Bellen, Das Institut für Alte Geschichte, in: Tradition und Gegenwart II/2, S. 59: »Über die Vorgänge um die Berufung Instinskys fertigte Herr Studienreferendar Markus Instinsky »Regesten« aus den Handakten seines Vaters an«; S. 60f.

wissenschaften der Klassischen Philologie und Archäologie verwandt sowie mit Anknüpfungspunkten an die Vor- und Frühgeschichte und die Altorientalistik<sup>53</sup>. Auf Vermittlung des Orientalisten Helmuth Scheel, den Instinsky als seinen Vorgesetzten aus der Preußischen Akademie kannte und der ihm in der Endphase der Verhandlungen in Mainz Unterkunft bot<sup>54</sup>, erfolgte die Berufung als ordentlicher Professor im Juni 1948.

Damit war der Weg frei für eine kontinuierliche Entwicklung des Seminars für Alte Geschichte. Forschung und Lehre litten allerdings noch viele Jahre unter den allgemeinen Rahmenbedingungen einer Universitätsneugründung in der Nachkriegszeit. Bei Dienstantritt Instinskys umfasste die »Seminarbibliothek« ca. 100 Titel. Die regelmäßigen Etatzuweisungen ermöglichten zwar ein beschleunigtes Wachstum, wichtiger war aber die Übernahme von Teilen der Bibliothek des Freiburger Althistorikers Ernst Fabricius, die die Universität 1949 erworben hatte. Die Zugänge daraus summierten sich im Laufe von 15 Jahren auf ca. 1320 Titel. Weitere 72 Titel kamen 1956 aus Beständen der Privatbibliothek von Felix Jacoby, deren weitaus umfangreichere Teile der Bibliothek des Seminars für Klassische Philologie eingegliedert wurden. Der Bestand an Textausgaben und Kommentaren zu antiken Autoren wuchs durch die Übernahme aus Gymnasialbibliotheken<sup>55</sup>.

Die zum Universitätscampus umgewandelte Flakkaserne wurde von dem Zeitgenossen Geheimrat Eckert als baulich »jetzt schönste von allen« Universitäten aufgrund ihrer Lage auf dem Hügel und ihrer räumlichen Konzeption gepriesen<sup>56</sup>. Das mag etwas übertrieben gewesen sein, aber die Neugründung strahlte aus: Die Zahl der Studenten stieg rasch an auf über 6000 im SS 1948, womit Mainz nach dem Rektorsbericht von 1949 neben München an zweiter Stelle unter den deutschen Hochschulen rangierte. Sie schrumpfte dann bis zum WS 1954/5 auf weniger als die Hälfte, verdoppelte sich aber in den nächsten fünf Jahren wieder<sup>57</sup>. Im Rahmen einer großzügigeren Unterbringung unter Raumnot leidender Institute und unter dem Aspekt einer besseren Verbindung von Universität und Stadt wurden Anfang der 50er Jahre städtische Dependancen geschaffen, so auch in dem 1953 wieder errichteten Schönborner Hof in der

53 Hans Ulrich Instinsky †, Institut für Alte Geschichte. Aspekte althistorischer Forschungen in Mainz, in: Forschungsbericht Geschichte. Forschungsberichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Bd. II, Mainz 1974, S. 24.

54 Instinsky konnte bald mit seiner Familie in eines der 21 zweistöckigen Holzhäuser in der Breslauer Straße einziehen, die die Universität zur Linderung der Wohnungsnot in der vom Krieg zerstörten Stadt für Professoren auf dem Gelände des ehemaligen Fort Emmanuel in der ersten Hälfte des Jahres 1949 hatte errichten lassen, vgl. Mathy, S. 314.

55 Frau Prof. Dr. Marietta Horster danke ich für die Bereitstellung der Inventarbücher und weitere freundliche Unterstützung.

56 Mathy, S. 313.

57 Ebd., S. 305, 361.

Schillerstraße<sup>58</sup>. Instinsky sah hier die Chance, die altertumswissenschaftlichen Disziplinen räumlich zu vereinigen<sup>59</sup>. Die Klassischen Philologen zogen jedoch einen Verbleib auf dem Campus vor, so dass Ende 1953 durch den Umzug nur die unmittelbare Nachbarschaft von Alter Geschichte und Klassischer Archäologie verwirklicht werden konnte. Instinsky erreichte – wohl entsprechend seinem Verständnis von der Eigenständigkeit seines Faches – die Umbenennung des Seminars in Institut für Alte Geschichte. »Das Eigendasein stärkte seine Selbständigkeit, diese wiederum prägte sein Wesen und bestimmte seinen Rang innerhalb der Philosophischen Fakultät«<sup>60</sup>.

Mit der Aufstellung eines in der Nähe der Oberen Zahlbacher Straße gefundenen Altars der Herecura an dem prominenten Platz links des Eingangs zu Bibliothek und Seminarraum sowie der gleichzeitigen Publikation in der *Germania*<sup>61</sup> dokumentierte Instinsky die Bedeutung der römischen Vergangenheit von Mainz für sein Fach und seine Forschungen. Die beiden jedem an der Römerzeit interessierten Mainzer bekannten Denkmäler, die Jupitersäule und den Drususstein, unterzog er einer intensiven Betrachtung. Lösungen für die bisher vernachlässigten historischen Fragen nach Datierung und reichspolitischem Kontext entwickelte er mit der ihm eigenen methodischen Präzision. Beide Abhandlungen erschienen in den Jahren 1959 und 1960 im Vorfeld der für 1962 geplanten 2000-Jahrfeier von Mainz<sup>62</sup>. Nicht überraschend schaltete sich Instinsky mit einem Artikel in der (Mainzer) *Allgemeinen Zeitung* vom 7./8. März 1959 in die Diskussion um das Gründungsjahr von *Moguntiacum* ein. Wohl nicht unbedingt zur Freude der Jubiläumsplaner kam er darin nach Abwägung aller historischen Quellen zu dem Ergebnis, dass erst zur Zeit des Drusus ab dem Jahr 12 v. Chr. und nicht bereits 38 v. Chr. alle Voraussetzungen für eine Stadtgründung erfüllt waren. Dennoch leistete er mit seiner, allerdings knappen Studie »Römische Kaiser in Mainz« einen Beitrag zum Jubiläumsjahr<sup>63</sup>. Die Zusammenarbeit mit dem Mittelrheinischen Landesmuseum, noch mehr dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum betrachtete er als Chance, die eigenen Forschungsmöglichkeiten zu verbessern, aber auch die Einbindung des Instituts in die wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt zu fördern. Äußerer Ausdruck dieser Kooperation waren die Publikation und Kommentierung in Mainz gefundener Inschriften.

---

58 Ebd., S. 315–317.

59 Bellen, Institut (Anm. 52), S. 62.

60 Ebd., S. 64.

61 Hans Ulrich Instinsky, Ein Altar der Herecura in Mainz, in: *Germania* 32 (1954), S. 217–219.

62 Hans Ulrich Instinsky, Kaiser Nero und die Mainzer Jupitersäule, in: *Jahrbuch des RGZM* 6 (1959), S. 128–141; ders., Historische Fragen des Mainzer Drususdenkmals, in: *Jahrbuch des RGZM* 7 (1960), S. 180–196.

63 Hans Ulrich Instinsky, Römische Kaiser in Mainz, in: *Das neue Mainz 1962*, H. 1, S. 5–7.

Seine persönliche Bindung an Mainz und das von ihm geprägte Institut für Alte Geschichte unterstrich Instinsky, als er 1952 einen Ruf an die Universität Würzburg ablehnte, noch stärker 1964 bei der Ablehnung des Rufes nach Bochum, obwohl an der neu gegründeten Ruhr-Universität ungleich reichere Ressourcen zur Verfügung gestanden hätten als in Mainz. Aus der für den Verbleib zuerkannten Sonderzuwendung konnte vor allem der Bestand an Zeitschriften und epigraphischen Standardwerken ausgebaut werden.

Personell unterstützt wurde der Lehrstuhlinhaber vor allem in Aufbau und Verwaltung der Bibliothek in den ersten zehn Jahren lediglich durch einen Hilfsassistenten, u. a. von Albrecht Martin, dem späteren rheinland-pfälzischen Landtagspräsidenten. »Erst nach einer massiven Eingabe Instinskys vom 30. 5. 1955 erhielt das Institut endlich eine Assistentenstelle zugebilligt«<sup>64</sup>. Er besetzte sie zunächst von 1956 bis 1958 mit Dr. Dietmar Kienast<sup>65</sup>, einem Schüler seines Freundes Hans Schaefer in Heidelberg, anschließend mit seinem eigenen Promovenden Heinrich Chantraine, der sich im WS 1964/65 habilitierte und Instinsky im SS 1965 in dessen einzigem Forschungsfreisemester im Lehrbetrieb vertrat<sup>66</sup>. Die Assistentenstelle übernahm Instinskys Schüler Dr. Hans-Werner Ritter bis 1968<sup>67</sup>. Nach einer Abordnung von Dr. Augusta Hönle, Doktorandin von Joseph Vogt, von der Schule an das Institut für das WS 1968/69 übernahm Wolfgang Hoben nach der Promotion im SS 1969 die Assistentenstelle. Eine Empfehlung des Wissenschaftsrats von 1961 sah, um mit vergleichbaren Universitäten gleichgestellt zu werden, die Einrichtung einer zweiten althistorischen Professur vor, die Instinsky aber nicht mit Nachdruck verfolgte. Eine zweite Assistentenstelle mit der Option der Umwandlung in eine Akademische Ratsstelle wurde dem Institut 1968 zugewiesen. Instinsky entschloss sich erst in seinem letzten Semester, sie zu besetzen. Mit der Einweisung seines letzten Promovenden, Leonhard Schumacher, bewies er Weitsicht. Leonhard Schumacher wurde nach der Habilitation bei Heinz Bellen und Professuren in Kiel und Duisburg 1994 Instinskys zweiter Nachfolger auf dem Lehrstuhl.

Nach einer Eingewöhnungszeit war Instinsky bereit, Verantwortung auch außerhalb seines fachlichen Zuständigkeitsbereichs zu übernehmen. Für 1951/52 wurde er zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt, wirkte in zahlreichen Kommissionen mit und blieb »ein treues und pflichtbewusstes Mitglied der Fakultät [...], an das man sich um Rat wandte«<sup>68</sup>. Bereits 1950 hatte er die Funktion des stellvertretenden Präsidenten des Wissenschaftlichen Prüfungs-

---

64 Bellen, Institut (Anm. 52), S. 63.

65 Später Professor in Marburg und Düsseldorf.

66 Chantraine wurde 1967 an die Universität Mannheim berufen, an deren Spitze er später als Rektor stand.

67 Ritter war später Professor in Marburg.

68 Rafael v. Uslar, in: Hans Ulrich Instinsky 1907–1973 (Anm. 7), S. 6.

amtes übernommen, die er bis 1968 wahrnahm. Beide Funktionen wirkten sich langfristig positiv auf das Ansehen Instinskys und des Fachs Alte Geschichte aus.

Seine Lehrveranstaltungen orientierten sich an verschiedenen Bedürfnissen: Die Vorlesungen richteten sich überwiegend an den für Lehramtskandidaten relevanten Themen aus, Pro- und Oberseminare erschlossen die verschiedenen methodischen Arbeitsweisen, Quellengattungen und Forschungsprobleme. Daraus resultierte auch des Öfteren die interdisziplinäre Kooperation mit Archäologen, Klassischen Philologen, Prähistorikern, Abteilungen des Historischen Seminars oder Vertretern des RGZM. Gemeinsame Exkursionen führten zu den klassischen Stätten Griechenlands, in den Alpenraum, nach Burgund, zu den keltischen Ringwällen und römischen Legionslagern in der geschichtsträchtigen regionalen Umgebung. Instinsky verstand es, seine Hörer an der Entstehung seiner Studien teilhaben zu lassen, indem er die Entwicklung seiner Gedanken auch in Vorlesungen einfließen ließ und damit sich nicht selten in Exkurse »verlor«, die in den ohnehin nicht ausformulierten, aber immer strikt gegliederten Manuskripten nicht vorgesehen waren. Sicher aufgrund des noch hohen Stellenwerts des griechisch-römischen Altertums in den gymnasialen Lehrplänen, aber auch wegen der Gestaltung durch Instinsky waren die Vorlesungen weit stärker frequentiert als durch die Prüfungsordnungen vorgegeben. Das galt in noch höherem Maß für das Oberseminar, dessen qualifizierten Besuch er an den Nachweis griechischer Sprachkenntnisse knüpfte, aber für Gäste ohne diese Voraussetzung öffnete, so dass auch die überwiegende Zahl der Lehramtskandidaten diese freiwillige Leistung erbrachte.

Die Umsetzung von Anregungen aus den Lehrveranstaltungen in eine Dissertation band Instinsky allerdings an die Bedingung, dass der Kandidat bzw. die Kandidatin durch das Studium eines weiteren altertumswissenschaftlichen Fachs, möglichst der Klassischen Philologie, über eine breite Basis verfügte und das sprachliche Rüstzeug für eine wissenschaftliche Arbeitsweise erwarten ließ. Insgesamt 14 Promovenden schlossen ihre Dissertationen mit Themen von Thukydides über Alexander d. Gr., die römische Republik, Augustus, die hohe Kaiserzeit bis hin zur Spätantike und darüber hinaus zu christlichen Inschriften der Merowingerzeit und dem Urteil von Humanisten zur Varusschlacht ab<sup>69</sup>. Von

---

69 Eine bibliographisch vollständige Liste der Mainzer Dissertationen findet sich in Instinsky, Institut für Alte Geschichte (Anm. 53), S. 27:

- Helga Roggenbuck, *Vir Fortissimus. Eine Untersuchung zur politischen Terminologie Ciceros*. 1950 (Maschinenschrift).
- Ingeborg Buchholz, *Die Varusschlacht im Urteil der Humanisten*. 1954 (Mechan. Vielfältigung 1955; Teildruck daraus in *Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde* 28 [1959], 5–57).
- Wilhelm Bernhard Kaiser, *Der Brief Alexanders des Großen an Dareios nach der Schlacht bei Issos*. 1956 (Maschinenschrift).

ihnen habilitierte sich Heinrich Chantraine 1964 mit einem Thema, das methodisch und thematisch im Zentrum der Interessen Instinsky stand: *Freigelassene und Sklaven im Dienst der römischen Kaiser*.

Die Räumlichkeiten des Schönborner Hofes vermittelten Übersichtlichkeit und ermöglichten die zwanglose Begegnung zwischen Professor und Studenten. Der persönliche Kontakt war Instinsky wichtig. »Seine Lehrtätigkeit betrachtete er zugleich als Verpflichtung zu väterlicher Fürsorge«<sup>70</sup>. Aber auch umgekehrt zog er Kraft aus der

»personalen Begegnung zwischen Professor und Student [...] zwischen Forscher und seinen Mitarbeitern, die das Studium, die Lehre, die Forschung vorantrieb und befruchtete [...] Diese Befruchtung ist gegenseitig, und das Gelingen einer Vorlesung hängt ebenso von der Hörerschaft ab wie vom Dozenten«<sup>71</sup>.

Insofern sah er in der sich abzeichnenden Massenuniversität die Gefahr einer Qualitätsminderung nicht nur durch die »Explosion der Studentenzahlen«<sup>72</sup>, sondern auch im Mangel an persönlichen Kontakten. Diese Äußerungen mögen im Kontext des Umbruchjahres 1968 zu verstehen sein, aber vielleicht auch als Beschwörung der zurückzulassenden Idylle des Schönborner Hofes.

- 
- Heinrich Chantraine, Untersuchungen zur römischen Geschichte am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. 1955 (Kallmünz 1959).
  - Helmut Kasper, Griechische Soter-Vorstellungen und ihre Übernahme in das politische Leben Roms. 1959 (München 1961).
  - Ryszard Grzegorz Böhm, Kritische Bemerkungen zum Papyrus Varsoviensis 10. 1960 (Mainz 1961).
  - Maria Hedwig Fritzen, Methoden der diokletianischen Christenverfolgung. Nach der Schrift des Eusebius über die Märtyrer in Palästina. 1961 (Mainz 1962).
  - Hans-Werner Ritter, Diadem und Königsherrschaft. Untersuchungen zu Zeremonien und Rechtsgrundlagen des Herrschaftsantritts bei den Persern, bei Alexander dem Großen und im Hellenismus. 1961 (Vestigia Bd. 7, München 1965).
  - Leo Johann Weber, Inschriftliche Götterweihungen aus dem Bereich des römischen Mainz. 1962 (Augsburg 1966).
  - Johannes Kublick, Untersuchungen zum Gebrauch des Vatersnamens im Werke des Thukydides. 1966 (Mainz 1967).
  - Walburg Boppert, Die frühchristlichen Inschriften des Mittelrheingebiets. 1967 (Mainz 1971).
  - Wolfgang Hoben, Untersuchungen zur Stellung kleinasiatischer Dynasten in den Machtkämpfen der ausgehenden römischen Republik. 1969 (Mainz 1969).
  - Leonhard Schumacher, Prosopographische Untersuchungen zur Besetzung der vier hohen römischen Priesterkollegien im Zeitalter der Antonine und der Severer (96–235 nach Chr.). 1973 (Mainz 1973).

Hinzu kommt die erste Promotion noch in Hamburg:

- Ilse Köser, Die Datierung in den *res gestae* Divi Augusti, Hamburg 1946.

70 Humbach, Worte des Gedenkens (Anm. 7), S. 25.

71 Hans Ulrich Instinsky, Der Hochschullehrer in der modernen Gesellschaft, in: Hochland 60 (1968), S. 391–394; hier S. 393.

72 Ebd., S. 393.

Mit dem Bezug des Neubaus der Philosophischen Fakultät im Herbst 1968 kehrten die Institute für Alte Geschichte und Klassische Archäologie auf den Campus der Universität zurück. Bei der Verteilung der Räumlichkeiten gelang die 1953 verfehlte Zusammenführung der altertumswissenschaftlichen Disziplinen Archäologie, Alte Geschichte, Byzantinistik und Klassische Philologie auf den Fluren der obersten Etage. Der Bibliotheksraum ermöglichte eine auf langfristigen Zuwachs der Bücherbestände ausgelegte Aufstellung. Die 30 Arbeitsplätze waren der Benutzerfrequenz angemessen und ausreichend, um das Oberseminar hier abzuhalten. Der Herecuraaltar wurde in den Raum integriert.

Mit der räumlichen Veränderung verbanden sich sukzessive auch weitere Zäsuren. Nach 18 Jahren gab Instinsky die Position des Stellvertreters im Wissenschaftlichen Prüfungsamt auf. Zur Entlastung bei den Staatsexamina zog er zunächst seinen früheren Schüler OStR Dr. Helmut Kasper, später den wissenschaftlichen Mitarbeiter hinzu. Die Wahl zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur 1969 eröffnete ihm nach jahrelanger externer Gutachtertätigkeit neue Möglichkeiten. Neben seinem häuslichen Arbeitszimmer gedachte er, hier in räumlicher Abgeschiedenheit von der Universität seine Forschungen fortzusetzen. Ein Autounfall im Sommer 1969 mit anschließendem Klinikaufenthalt zwang ihn, seine Aktivitäten in der universitären Selbstverwaltung zurückzunehmen. Charakteristisch für sein Pflichtbewusstsein war aber, dass er bereits terminierte Doktorprüfungen vom Krankenbett aus abnahm.

Eine grundlegende strukturelle Veränderung zeichnete sich mit der Verabschiedung des Landeshochschulgesetzes am 22. Dezember 1970 ab. Die Aufgliederung der Philosophischen Fakultät in sechs bzw. sieben Fachbereiche stellte die Instituts- bzw. Seminarleiter vor die Entscheidung, welche Fächergruppierungen zu den neuen Einheiten zusammengeschlossen werden sollten. Nach reiflicher Überlegung bevorzugte Instinsky gegenüber der fachlich engen Verbindung zur Klassischen Archäologie und Philologie die Zuordnung zum Fachbereich 16 Geschichtswissenschaft, dem das Historische Seminar und die Institute für Vor- und Frühgeschichte, Buchwesen und Musikwissenschaft angehörten. Vor allem die Einbindung der Alten Geschichte in das Lehramtsstudium Geschichte hatte den Ausschlag für diese Option gegeben. Die Selbstständigkeit des Fachs für die Studienabschlüsse Magister Artium und Promotion war davon unberührt.

Gesundheitliche Einschränkungen und die außeruniversitären Möglichkeiten im Rahmen der Akademie mögen Instinsky bewogen haben, die mögliche Zeit bis zur Emeritierung nicht vollständig auszuschöpfen. Wie damals üblich, leitete er als Lehrstuhlinhaber die Berufungskommission für seine Nachfolge. Als eine der letzten Handlungen der noch bestehenden Philosophischen Fakultät wurde am 5. Februar 1973 die Liste für die Neubesetzung des althistorischen Lehrstuhls

verabschiedet. Sie entsprach Instinskys »Hoffnungen und Erwartungen«<sup>73</sup>. Am 25. Juni 1973 wurde Instinsky im engeren Kreis seiner Kollegen und Mitarbeiter verabschiedet. Der Eintritt in den offiziellen Ruhestand sollte mit seiner Emeritierung zum 1. Oktober 1973 erfolgen. Für alle überraschend und für seine Umgebung ohne erkennbare Vorzeichen erlag er am 30. Juni 1973 in seinem Haus einem Herzversagen<sup>74</sup>. Da die von beiden Seiten gewünschte Zusammenarbeit nun nicht mehr möglich war, zog sein designierter Nachfolger Heinrich Chantraine den Verbleib an der Universität Mannheim vor. An seiner Stelle übernahm der von Instinsky ebenfalls hochgeschätzte Zweitplatzierte der Berufungsliste, Heinz Bellen, den althistorischen Lehrstuhl in Mainz. Mit dem Ankauf der privaten Münzsammlung Instinskys aus Sondermitteln der Berufung sorgte Heinz Bellen für ein bleibendes Vermächtnis in den Räumen des Instituts.

---

73 Bellen, Institut (Anm. 52 ), S. 65.

74 Das Grab Hans Ulrich Instinskys befindet sich auf dem für Professoren reservierten Feld des Mainzer Hauptfriedhofs. Die Universität ehrte ihn am 14. Dezember 1973 mit einer Gedenkfeier des Fachbereichs 16 Geschichtswissenschaft. Für einen würdigen Rahmen sorgte die Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz in ihren Räumen.

## Heinz Bellen (1927–2002)



### I. Der Weg nach Mainz

Am 1. August 1927 wurde Heinz Bellen als Sohn des Buchhalters Heinrich Bellen und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Hußmann, in Neuss geboren<sup>1</sup>. Dort besuchte er bis 1937 die Grundschule, anschließend bis zum 31. März 1942 die Hauptschule in Büderich. Mit seinem Abschlusszeugnis wechselte er an eine private Handelsschule in Düsseldorf. Die Realschulprüfung bestand er als Externer an der Städtischen Handelsschule Neuss am 21. September 1944 mit Auszeichnung. Als Angehöriger der sog. Flakhelfer-Generation musste er die begonnene Lehre

---

\* Die Abschnitte I und II wurden von Leonhard Schumacher verfasst, Abschnitt III von Johannes Deißler.

1 Für Einsicht in das Universitätsarchiv der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz danke ich Herrn Dr. Christian George. Die Dokumente sind unter der Signatur NL 37: Heinz Bellen, Althistoriker, archiviert. Ebenso ist die Personalakte von Heinz Bellen im Universitätsarchiv einzusehen (Best. 64, Nr. 2312 (1–4)).

im Girardet-Verlag, Düsseldorf, aufgrund seiner Einberufung zum Wehrdienst im November 1944 unterbrechen. Nach der Grundausbildung in der Stobbe-Kaserne, Herford, wurde er zunächst in Dänemark eingesetzt, anschließend mit dem Gren. Rgt. 594/3 an die Westfront verlegt. Mit der Kapitulation geriet Heinz Bellen in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 10. August 1945 entlassen wurde<sup>2</sup>.

Nun konnte er seine kaufmännische Lehre fortsetzen, musste allerdings aufgrund struktureller Probleme des Girardet-Verlags zu den auf Industrie-Maschinen spezialisierten Lowaland-Werken Bitzer & Co. in Düsseldorf-Oberkassel wechseln. Hier erhielt er am 31. Oktober 1946 den Kaufmannsgehilfenbrief und wurde bis September 1948 zunächst in der Lohnbuchhaltung, dann als Einkaufskorrespondent weiterbeschäftigt<sup>3</sup>.

Parallel zu seiner Berufsausbildung besuchte Heinz Bellen 1945 bis 1947 die Höhere Handelsschule in Düsseldorf und bestand am 23. September 1947 als Externer das Abitur am Hohenzollern-Gymnasium Düsseldorf mit dem Studienziel »Klassische Philologie«. Zum SS 1949 immatrikulierte er sich für die Fächer Latein und Geschichte (Lehramt) an der Universität zu Köln. Die obligatorische Ergänzungsprüfung in Griechisch (Graecum) bestand er im SS 1951.

Während seines Studiums besuchte er vor allem Vorlesungen und Seminare von Lothar Wickert, Hans Volkmann, Reinhold Merkelbach (Alte Geschichte), Günther Jachmann, Ulrich Knoche, Josef Kroll (Klass. Philologie), Andreas Rumpf (Klass. Archäologie), Peter Rassow (Mittelalter/Neuzeit) und Theodor Ballauff (Philosophie/Pädagogik)<sup>4</sup>. Am 13. Juli 1955 legte er das Erste Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab. Im selben Jahr war er am 19. Februar von Hans Volkmann mit einer Dissertation *Beiträge zur Rechtsprechung der stadtrömischen Gerichte unter dem Prinzipat des Gaius und Claudius* promoviert worden<sup>5</sup>. Das Korreferat hatte Lothar Wickert übernommen. Seinen althistorischen Mentoren blieb er immer dankbar verbunden<sup>6</sup>.

Sein Referendariat am Leibniz-Gymnasium Düsseldorf schloss er mit dem Zweiten Staatsexamen am 9. Oktober 1957 erfolgreich ab<sup>7</sup>. Nach drei Jahren als Assessor an demselben Gymnasium wurde er im Juni 1960 zum Studienrat ernannt. Zuvor hatte er am 12. Dezember 1958 seine Frau Agnes, geb. Meuters,

2 NL 37 Nr. 3 bis 5 und 15; vgl. Personalakte, Best. 64, Nr. 2312 (4).

3 NL 37 Nr. 2.

4 Vgl. Studienbuch, NL 37 Nr. 14.

5 NL 37 Nr. 12.

6 Lothar Wickert, Drei Vorträge über Theodor Mommsen. Zum 70. Geburtstag des Verfassers (31. 7. 1970), hrsg. von Heinz Bellen, Frankfurt 1970. Hans Volkmann, Endoxos Duleia. Kleine Schriften zur Alten Geschichte. Zum 75. Geburtstag des Verfassers am 19. März 1975 hrsg. von Heinz Bellen, Berlin/New York 1975. Heinz Bellen, Hans Volkmann †, in: *Gnomon* 48 (1976), S. 426–431.

7 NL 37 Nr. 12.

geheiratet. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor. Seit dem 1. April 1962 war Heinz Bellen als Studienrat im Hochschuldienst an das Institut für Altertumskunde der Universität zu Köln abgeordnet. Hier wurde er 1967 zum Oberstudienrat befördert<sup>8</sup>. Im folgenden Jahr habilitierte er sich mit seinen *Studien zur Sklavenflucht im römischen Kaiserreich*, die 1971 in der Reihe *Forschungen zur antiken Sklaverei* publiziert wurden. Mit der Antrittsvorlesung »Kaiser Augustus als Gesetzgeber« (10. Mai 1968)<sup>9</sup> knüpfte er an rechtshistorische Fragestellungen seiner Dissertation an.

Am 30. Juni 1969 wurde Heinz Bellen von der Universität zu Köln zum Wissenschaftlichen Rat und Professor ernannt<sup>10</sup>. Im WS 1969/70 nahm er einen Lehrauftrag an der Universität Düsseldorf wahr; im WS 1970/71 folgte eine Lehrstuhlvertretung an der Universität Saarbrücken, wo er bereits 1968 eine Wissenschaftliche Ratsstelle abgelehnt hatte<sup>11</sup>.

In Mainz hatte eine Berufungskommission der Philosophischen Fakultät frühzeitig die Nachfolge von Hans Ulrich Instinsky geregelt, der zum 30. September 1973 emeritiert werden sollte<sup>12</sup>. Auf den ersten Listenplatz war dessen Schüler Heinrich Chantraine, althistorischer Ordinarius der Universität Mannheim, gesetzt und bereits berufen worden. Nach dem unerwarteten Tod seines Lehrers am 30. Juni zog Chantraine den Verbleib in Mannheim vor, so dass Heinz Bellen als Zweitplatzierte den Ruf erhielt und ihm spontan folgte<sup>13</sup>. Bereits im WS 1973/74 vertrat er die Mainzer Professur und nahm parallel einen vierstündigen Lehrauftrag in Köln wahr<sup>14</sup>.

## II. Lehre und Forschung im Institut für Alte Geschichte der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz

### 1. Organisatorische Voraussetzungen

Die 1973 erfolgte Zerschlagung der Philosophischen Fakultät hatte an der Universität Mainz zu neuen Strukturen geführt. Die Geschichtswissenschaft bildete

---

8 NL 37 Nr. 11.

9 In erweiterter Form erfolgte die Publikation der Antrittsvorlesung unter dem Titel *Novus status – novae leges*. Augustus als Gesetzgeber in: Gerhard Binder (Hrsg.), *Saeculum Augustum I. Herrschaft und Gesellschaft*, Darmstadt 1987, S. 308–348.

10 Vgl. Personalakte, Best. 64, Nr. 2312 (4).

11 NL 37 Nr. 8.

12 Heinz Bellen, *Das Institut für Alte Geschichte*, in: *Tradition und Gegenwart II/2*, S. 59–66, bes. S. 65f.

13 Vgl. Personalakte, Best. 64, Nr. 2312 (2).

14 Vgl. Personalakte, Best. 64, Nr. 2312 (1).

mit dem Historischen Seminar, den Instituten für Alte Geschichte, Vor- und Frühgeschichte, Musikwissenschaft und Buchwissenschaft den Fachbereich 16. Zusammen mit den übrigen Teilbereichen der vormaligen Fakultät waren die Fachbereiche 11–16 und 23 (Germersheim) in einem Gemeinsamen Ausschuss organisiert, was natürlich eine Zunahme der Gremienarbeit nach sich zog.

In seinen Berufungsverhandlungen mit Rektorat und zuständigem Ministerium gelang Heinz Bellen die Fortschreibung des damaligen Ist-Bestandes des Instituts für Alte Geschichte. Insgesamt standen dem Institut im dritten Obergeschoss des Philosophicums (Nord-West-Flügel) vier Dienstzimmer zur Verfügung: jeweils ein Raum für den Ordinarius, das Sekretariat, einen Akademischen Rat und einen zeitlich befristeten Mitarbeiter. Ergänzend verfügte das Institut über einen Bibliotheksraum mit vier Fenstern zum Innenhof. Erst zwei Jahrzehnte später konnte die Alte Geschichte nach unterschiedlichen Zwischenlösungen zwei weitere Räume neben der Klassischen Philologie gewinnen, nachdem das Fach Ägyptologie aus dem Philosophicum in ehemalige Privatwohnungen im Friedrich-von-Pfeiffer-Weg ausgelagert worden war. Nun standen auch benachbarte Arbeitsplätze für Lehrbeauftragte und wissenschaftliche Hilfskräfte zur Verfügung.

Am 22. Januar 1974 wurde Heinz Bellen vom Minister für Wissenschaft und Forschung zum ordentlichen Professor ernannt<sup>15</sup>. Seine Antrittsvorlesung hielt er am 17. April des Folgejahres unter dem Titel »Cicero und der Aufstieg Oktavians«<sup>16</sup>. Mit einer Professur, zwei Wissenschaftlichen Mitarbeitern und einer halben Sekretariatsstelle gehörte das Institut für Alte Geschichte organisatorisch zu den kleinsten Einheiten der Universität. 1981 wurde der Personalstand um eine befristete Hochschulassistenten-Stelle ergänzt, die mit Dr. Peter Herz besetzt werden konnte. Um die Prüfungssituation der Studierenden in der Übergangsphase etwas zu entspannen und ihnen eine Wahl der Prüfer in Alter Geschichte zu ermöglichen, war Dr. Wolfgang Hoben bereits 1972 als Akademischer Rat auf Initiative von Prof. Instinsky zeitweise zum Mitglied des Prüfungsausschusses für das Lehramt an Gymnasien ernannt worden. Ergänzend bot er lateinische Lektürekurse an und fungierte als Prüfer für das Latinum. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er 1978 zum Akademischen Oberrat, 1986 zum Akademischen Direktor befördert. Die Qualifikationsstelle war seit April 1973 mit Leonhard Schumacher besetzt, der 1983 einer Berufung an die Universität Kiel folgte. Die Stelle in Mainz erhielt zum 1. Januar 1984 Gerhard Horsmann.

---

15 Vgl. Personalakte, Best. 64, Nr. 2312 (2).

16 In ergänzter Form erfolgte die Publikation unter demselben Titel in: *Gymnasium* 92 (1985), S. 161–189.

Im Sekretariat des Instituts wirkte seit 1974 Helene Sander, die nach zwei Jahren aus gesundheitlichen Gründen zum Personalrat der Universität wechselte. Ihre Nachfolge trat zum SS 1977 Elisabeth Bitsch an, die nach ihrem Übergang in den Ruhestand (1987) von Hannelore Caps abgelöst wurde. Neben ihren üblichen Aufgaben im Sekretariat waren Frau Sander und Frau Bitsch lange Jahre auch mit bibliothekarischen Arbeiten (Buchbestellung bzw. Titelaufnahme nach Vorgabe) befasst. Mit Isa Lehmler wurde seit dem SS 1984 auch die Bibliothek für Alte Geschichte von einer diplomierten Fachkraft betreut. Eine Neugliederung erfolgte 1992 mit Alice Haubrich, die zeitweise die Buchbestände der Alten und Osteuropäischen Geschichte, der Byzantinistik, schließlich auch der Klassischen Philologie ganzjährig betreute.

Als wesentliche Ergänzung der materiellen Ausstattung des Instituts wurden 1974 und 1984 von Bellen große Teile der privaten Münzsammlung seines Vorgängers erworben (insgesamt 381 Prägungen) und fanden als »Münzlehrrsammlung Hans Ulrich Instinsky« ihren Platz in seinem Dienstzimmer: ein Stahltresor wurde um einen Schubladenschrank für die Münztableaus ergänzt – ein gelungenes Gesellenstück der universitären Schreinerwerkstatt. Seither fanden regelmäßig numismatische Bestimmungsübungen für Studierende und – in Verbindung mit der Numismatischen Gesellschaft Mainz-Wiesbaden – für private Sammler statt. Zur 500-Jahrfeier der Johannes-Gutenberg-Universität wurde 1977 eine viel beachtete Ausstellung aus Beständen der Instituts-Sammlung in der Schalterhalle der Deutschen Bank präsentiert mit dem Titel »Römische Kaiser in Mainz«<sup>17</sup>. Die Sammlung wurde bis 1993 um insgesamt 232 Exemplare ergänzt, so dass sie schließlich 613 Münzen zählte<sup>18</sup>.

## 2. Lehre und Forschung

Als primäre Dienstaufgaben verstand Heinz Bellen stets Lehre und Forschung in dem Sinn, dass er Befunde, Entwicklungen oder – wie er gern formulierte – Probleme der Alten Geschichte analysierte und seine Ergebnisse einem Publikum vermittelte. Aufgrund seines Werdegangs als Pädagoge war ihm natürlich bewusst, dass seit den 70er Jahren der gymnasiale Geschichtsunterricht zunehmend auf Themen der klassischen Antike verzichtete, so dass die Kenntnisse der Abiturienten in dieser Hinsicht reduziert waren. Komplementär wirkte anfangs noch der Latein- bzw. Griechisch-Unterricht, doch entwickelten sich auch

---

17 Vgl. Begleitheft zur Ausstellung, 8 Seiten, Mainz 1977.

18 Zu den Zahlen vgl. Münzlehrrsammlung Hans Ulrich Instinsky, Inventarbuch S. 2–29. Meiner Nachfolgerin, Frau Prof. Dr. Marietta Horster, bin ich für freundlich gewährte Einsichtnahme zu Dank verpflichtet.

hier die Voraussetzungen eher rückläufig. Aufgrund dieser Situation hielt Heinz Bellen die Vorlesung als Veranstaltungstyp für ein probates Mittel, um Grundkenntnisse der griechisch-römischen Antike anschaulich zu vermitteln, vor allem aber um das Interesse der Studierenden an diesen Epochen zu wecken. Oft bot er parallel zwei Themen an: eines zur griechischen, eines zur römischen Geschichte<sup>19</sup>. Repetitorien ergänzten das Angebot vor allem für Anfangssemester. Die von ihm auf die universitäre Lehre gesetzten Akzente dokumentierte auch, dass er während seiner gesamten Mainzer Dienstzeit auf sog. »Freisemester zur Forschung« verzichtete.

Seine Vorlesungen hielt er in der Regel zweistündig, wenn die Thematik es erforderte auch dreistündig. Immer legte er nach 45 Minuten eine Pause ein, sei es in der Überzeugung, die Konzentration seiner Hörer lasse nach, sei es eine Spätfolge eigener Schulpraxis. In seiner Konzentration auf den durchweg frei gehaltenen Vortrag missfielen ihm Störungen aus dem Publikum. Auf Essgeräusche oder das Schlürfen von Getränken reagierte er zuweilen recht ungehalten.

Inhaltlich gliederte sich sein Angebot in drei Kategorien, die besonders auf Anforderungen des gymnasialen Lehramtes abgestimmt waren. Zunächst sollten Vorlesungen zu den großen Epochen der griechisch-römischen Antike Grundkenntnisse vermitteln. Fragestellungen der Neueren Geschichte (z. B. Kriegsschuldfrage, Imperialismus-Diskussion) bildeten dabei integrierte Elemente seiner Analysen des Konflikts zwischen Athen und Sparta im 5. Jh. v. Chr.<sup>20</sup>, des Aufstiegs Makedoniens bis zum Alexanderreich, der Expansion Roms in Italien oder der Punischen Kriege. Mit der Krise der Römischen Republik, dem Prinzipat des Augustus und den folgenden Dynastien bis zur Spätantike war das gesamte Spektrum der Alten Geschichte chronologisch abgedeckt.

Die zweite Kategorie thematisierte systematische Aspekte, etwa die Verfassungsgeschichte Athens oder Spartas, Theorie und Wirklichkeit in der *Politik* des Aristoteles, Genese und Entwicklung der Römischen Republik, Probleme der antiken Sozial- und Wirtschaftsgeschichte oder die Stellung des Christentums im Römischen Reich. Eine dritte Kategorie seiner Veranstaltungen betraf die Vermittlungstechnik antiker Inhalte im Schulunterricht. Zweistündige Vorlesungen zur Didaktik – im Kanon des Geschichtsstudiums eher ungewöhnlich – wurden häufig ergänzt durch praxisbezogene Übungen im Grund- und Hauptstudium.

---

19 Zu den Lehrveranstaltungen von Heinz Bellen vgl. die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Mainz, WS 1973/74 bis SS 1993 (online abrufbar unter [https://publications.ub.uni-mainz.de/opus/index\\_opus.html](https://publications.ub.uni-mainz.de/opus/index_opus.html), zuletzt aufgerufen am 8. 10. 2019).

20 Fast 50 Lemmata zur griechischen Staatskunde hatte Heinz Bellen für das Lexikon Der Kleine Pauly (1964–1975) verfasst, darunter etwa: Eispheora, Hetairia, Kleruchoi, Metoikoi, Phyle, Polis, Synoikismos, Syssitia.

Seine thematisch anspruchsvollen Seminare akzentuierten die Hinführung der Studierenden zu eigenen Forschungen<sup>21</sup>. Neben der literarischen Überlieferung in Seminaren zu Plato, Demosthenes, Ciceros Verrinen, Plinius maior, den Annalen des Tacitus, Augustins *Gottesstaat* oder Ambrosius von Mailand bildeten stets Inschriften und Münzen, oft auch archäologische Befunde Quellenkritische Grundlagen der Analysen in Referat und Hausarbeit der Teilnehmer. Oft gingen aus diesen Studien Themen für Staatsexamina und Magisterabschlüsse hervor. Als Prüfer wurde Heinz Bellen sehr geschätzt, auch wenn lange Jahre im Fach Alte Geschichte keine Alternative zu ihm bestand. Bei den Staatsexamina wurde er bis 1977 von Dr. Wolfgang Hoben, seit 1988 von Prof. Dr. Peter Herz, der sich in Mainz habilitiert hatte, unterstützt.

Seinem Verständnis für Belange der Studierenden korrespondierte Heinz Bells Förderung seiner Mitarbeiter, Doktoranden und wissenschaftlichen Hilfskräfte. Aufgrund seiner praktisch orientierten Lebenshaltung konnte er der universitären Gremienarbeit wenig abgewinnen. An Sitzungen des Fachbereichs 16 nahm er zwar regelmäßig teil, zuweilen auch an Sitzungen des Gemeinsamen Ausschusses, doch überließ er im letzteren Fall die Teilnahme lieber einem seiner Mitarbeiter, der ihm anschließend von den Ergebnissen berichtete. Als Dekan des Fachbereichs 16 stand er nicht zur Verfügung in der von ihm selbst formulierten Einsicht, seine Grenzen zu kennen.

Engagiert widmete er sich der Leitung des Instituts für Alte Geschichte. Hier prägten das positive Arbeitsklima und eine ebenso vertrauensvolle wie loyale Kooperation auch die individuellen Forschungen aller Mitglieder. Regelmäßig wurden im kleinen Kreis Zwischenergebnisse diskutiert, wobei Bellen auch Fragestellungen eigener Arbeiten einbezog. Die Reihe seiner Publikationen in Mainz eröffnete 1974 ein Aufsatz zum Rachedenken in der griechisch-persischen Auseinandersetzung<sup>22</sup>. Der Bogen der Talion spannte sich vom Trojanischen Krieg über den Ionischen Aufstand, Dareios und Xerxes, Aristides und Agesilaos bis zur Einäscherung des Palastes von Persepolis durch Alexander den Großen.

Das besondere Interesse von Heinz Bellen galt allerdings der römischen Geschichte in Republik und Kaiserzeit. Hier waren es einerseits Probleme der

---

21 Vgl. etwa Gisela Schmitt/Volker Rödel, Die kranken Sklaven auf der Tiberinsel nach dem Edikt des Claudius. Versuch einer rechts- und medizingeschichtlichen Interpretation, in: *Medizinhistorisches Journal* 9 (1974), S. 106–124, hier: S. 106 (Vorspann zu den Anmerkungen). Sylvia Fein, Die Beziehungen der Kaiser Trajan und Hadrian zu den *litterati*, Stuttgart/Leipzig 1994, S. 5 (Vorwort).

22 Zu den bibliographischen Daten seiner Publikationen vgl. Heinz Bellen, Politik – Recht – Gesellschaft. Studien zur Alten Geschichte, hrsg. von Leonhard Schumacher, Stuttgart 1997, S. 319–323: Schriftenverzeichnis Heinz Bellen. Zur inhaltlichen Würdigung vgl. bereits Wolfgang Hoben, Heinz Bellen 65 Jahre alt, in: *JOGU* 134 (1992), S. 11.

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, andererseits politische Entwicklungen und ihre ideologischen Voraussetzungen, die er akribisch analysierte und ebenso engagiert wie verständlich vermittelte. »Die Krise der italischen Landwirtschaft unter Kaiser Tiberius« (1976), »Die ›Verstaatlichung‹ des Privatvermögens römischer Kaiser im ersten Jh. n. Chr.« (1974), *Metus Gallicus – metus Punicus. Zum Furchtmotiv in der römischen Republik* (1985) bieten eindrucksvolle Beispiele.

Zahlreiche Fragestellungen erprobte er zunächst auch in öffentlichen Vorträgen: so seine Studie zur *Germanische(n) Leibwache der römischen Kaiser des julisch-claudischen Hauses* (1981), seine Überlegungen zur »Antiken Staatsraison« (1982) oder zum »Königtum im Geschichtsbewusstsein des republikanischen Staates« (italienisch: 1991, deutsch: 1997).

In Mainz hatte Heinz Bellen 1974 mit seiner Familie eine neue Heimat gefunden. Von daher lag es für ihn nahe, auch der römischen Vergangenheit des Legionslagers auf dem Kästrich und der gesamten Region besondere Aufmerksamkeit zu widmen. In drei instruktiven Aufsätzen bezog er Stellung zur Funktion des Mainzer Drusus-Kenotaphs unter Einbeziehung der *Tabula Sirensis* (1984), zur Rolle der Mainzer Legionen im Vier-Kaiser-Jahr 69/70 n. Chr. (1987) oder in der Diskussion um den römischen Ehrenbogen von Mainz-Kastel, den er wohl zutreffend nicht auf Germanicus, sondern auf Kaiser Domitian bezogen hat (1989). Im provinzialgeschichtlichen Kontext verdient auch seine Studie zur Haltung der Agrippinenser während des Classicus-Aufstandes vom Jahre 70 n. Chr. Beachtung, da hier divergierende Facetten der »Freiheit« kontrastiert wurden (1988).

Um den Studierenden in Mainz auch einen Blick über den Tellerrand zu ermöglichen, lud er regelmäßig angesehene Fachkollegen des In- und Auslands zu Gastvorträgen ein, die jeweils vormittags während seiner eigenen Veranstaltung stattfanden. Eine Auswahl der Referenten in alphabetischer Folge mag die Bedeutung dieser Einladungen verdeutlichen: Géza Alföldy, Raymond Chevallier, Karl Christ, David Daube, Sir Ronald Syme, Ingomar Weiler, Lothar Wickert. Zu nennen sind hier auch Maria R.-Alföldi, Jean Béranger, Edmund Buchner, Emilio Gabba oder Franz Hampl, mit denen Heinz Bellen eine enge Freundschaft verband. Obwohl er Beiträge zu Festschriften verfasst hatte<sup>23</sup>, konnte er in Bezug auf seine Person dieser Ehrung nichts abgewinnen<sup>24</sup>.

23 Heinz Bellen, Das Weltreich Alexanders des Großen als Tropaion im Triumphzug des Cn. Pompeius Magnus (61 v. Chr.), in: Wolfgang Will (Hrsg.), Zu Alexander d. Gr. Festschrift für Gerhard Wirth zum 60. Geburtstag am 9.12.1986, Amsterdam 1988, S. 865–878. Heinz Bellen, *Christianissimus Imperator*. Zur Christianisierung der römischen Kaiserideologie von Constantin bis Theodosius, in: Rosmarie Günther/Stefan Rebenich (Hrsgg.), *E fontibus haurire*. Beiträge zur römischen Geschichte und ihren Hilfswissenschaften. Heinrich Chantraine zum 65. Geburtstag, Paderborn 1994, S. 3–19.

Manche dieser Kontakte kamen auch seinen Schülern zugute – sei es bei der Beschaffung entlegener Literatur oder von Bildrechten, sei es in Fragen der Publikation. Die Themenwahl der von ihm betreuten Dissertationen überließ er weitgehend den Kandidaten, präzierte allenfalls Fragestellungen, bot Hilfe bei konkreten Problemen. In weitaus größerem Maß galt dies natürlich für Habilitationen. Eine Liste der breit gestreuten Themen ist als Anhang beigelegt.

Bei der positiven Bilanz der von ihm betreuten Promotionen erstaunte gegen Ende seines aktiven Dienstes ein Verfahren, bei dem er das Korreferat übernommen hatte. Nach Rigorosum, Publikation der Dissertation und Aushändigung der Urkunde klagte der Absolvent gegen die Bewertung seiner schriftlichen Leistung mit *magna cum laude* (sehr gut). Nach eigener Einschätzung hätte er *summa cum laude* verdient – ein bemerkenswertes Zeugnis universitären Sittenverfalls. Die im Grunde aussichtslose Klage beschäftigte die Verwaltungsgerichte in allen Instanzen über sieben Jahre. Erst 2000 beendete das Bundesverwaltungsgericht das Verfahren mit einer salomonischen Entscheidung; die Benotung der Dissertation lautete nun: »Entspricht den Anforderungen nach § 23, Abs. 2 Promotionsordnung vom 14. September 1981 – mindestens »magna cum laude« – (Vergleich auf Vorschlag des Bundesverwaltungsgerichts vom 12. April 2000 – BVerwG 6 C 6. 99). Die Gesamtnote der Promotion blieb unverändert *magna cum laude*. Ob der Kläger die Erstaussfertigung seiner Urkunde jemals an den Dekan zurückgeschickt hat, blieb dem Chronisten unbekannt.

Neben Reisen nach Italien und in die ehemaligen Provinzen Roms zur Autopsie von Landschaft und archäologischen bzw. epigraphischen Befunden spielte in Heinz Bellens Publikationen natürlich auch die Münzlehrsammlung des Instituts eine bedeutende Rolle. Zahlreiche Abbildungen konnten aus diesem Bestand beigelegt werden und boten damit als historische Quellen Anregung und Grundlagen der Interpretation. Die Studie »AEGVPTO CAPTA« (1991) und der bereits genannte Aufsatz zum »Königtum im Geschichtsbewusstsein der römischen Republik« (1991 bzw. 1997) oder die Untersuchung zum »SAEC(ulum) AVR(eum) in der Propaganda des Kaisers Hadrian« (1996)<sup>25</sup> bieten hier eindrucksvolle Beispiele.

Münzen des Instituts zieren auch den Einband der beiden ersten Bände der von ihm vorgelegten *Grundzüge der römischen Geschichte: I. Von der Königszeit bis zum Übergang der Republik in den Prinzipat* (Darmstadt 1994 / <sup>2</sup>1995); *II. Die Kaiserzeit von Augustus bis Diocletian* (Darmstadt 1998). Aus der Gesamtschau seiner reichen didaktischen Erfahrung und umfassenden historischen Kenntnis

24 Zur Kontroverse vgl. *Forschung und Lehre* 1996, 9, S. 486–487; Ingo von Münch, *Das Festschriftwesen und -unwesen*, in: *Neue Juristische Wochenschrift* 2000, Heft 4, S. 3253–3256.

25 Vgl. bereits Heinz Bellen zusammen mit Gerhard Horsmann, *Römische Geschichte in Münzbildern*, in: *Forschungsmagazin der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz* 6,1 (1990), S. 19–26.

dieser Epochen bietet Heinz Bellen hiermit eine moderne Darstellung, die Generationen von Studierenden und sonstigen Interessierten in knapper, aber instruktiver Form Orientierung zur römischen Geschichte vermittelt. Die Drucklegung des dritten Bandes *Die Spätantike von Constantin bis Justinian* (Darmstadt 2002) hat er leider nicht mehr erlebt, doch gelang ihm trotz schwerer Krankheit die Vollendung der Darstellung. In Vorbereitung der Publikation verdanken sich seinem Schüler Johannes Deißler die Endredaktion und die Erstellung des Anhangs.

### III. »Forschungen zur antiken Sklaverei« an der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur

Einen weiteren Wirkungskreis fand Heinz Bellen in der 1949 begründeten und zwischen den Mainzer Stadtteilen Hechtsheim und Oberstadt angesiedelten Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Nach annähernd 25jährigem Wirken in seiner zweiten wissenschaftlichen Heimat konnte man ihm ohne Übertreibung attestieren, über Umwege zu einem der erfolgreichsten Wissenschaftsorganisatoren der Nachkriegszeit auf dem Feld der deutschen Althistorie aufgestiegen zu sein. Die Berechtigung zu einem solchen Befund soll im Folgenden belegt werden<sup>26</sup>.

#### 1. Zuwahl in die Mainzer Akademie

Bellens Weg in die Akademie erscheint auf den ersten Blick geradlinig: Der Berufung nach Mainz im Jahr 1974 schlossen sich im nachfolgenden Jahr die Zuwahl als korrespondierendes Mitglied und 1978 die Aufnahme als ordentliches Mitglied an. Doch diese Abfolge war ihm alles andere als vorherbestimmt. Man muss sich zum Verständnis einer derartigen Einschätzung die damalige Satzung der Mainzer Akademie ins Gedächtnis zurückerufen: Unter den 30 or-

26 Gestützt wird sich dabei auf in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur | Mainz aufbewahrte Akten: die Mitgliedsakte Heinz Bellen, die Projektakten der Akademieverwaltung (im Archiv der »Forschungen zur antiken Sklaverei«) und die Akten der »Kommission für Geschichte des Altertums«. Leichter einsehbar sind die Berichte der »Kommission für Geschichte des Altertums« in Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Hrsg.), Jahrbuch 1950ff. (von Joseph Vogt, Heinz Bellen und Heinz Heinen). Mainz/Wiesbaden/Stuttgart 1951 ff. sowie die Übersichtsdarstellung zum Projekt im Handwörterbuch der antiken Sklaverei: Volker Losemann, Elisabeth Herrmann-Otto, Johannes Deißler, Forschungen zur antiken Sklaverei, in: Handwörterbuch der antiken Sklaverei Bd. 1, Stuttgart 2017, Sp. 976–1023 bzw. Elisabeth Herrmann-Otto, Bellen, Heinz, in: ebd., Sp. 360–362.

dentlichen Mitgliedern der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse gab es einen Sitz für das Fach Alte Geschichte, der erst nach einer altersbedingten Entpflichtung mit etwa 70 Jahren (oder zuvor dem Tod) des Betreffenden neu vergeben werden konnte. Der Tübinger Althistoriker Joseph Vogt (1895–1986) hatte diese Position seit dem Gründungsjahr der Akademie besetzt und in ihrem Rahmen Ende 1950 mit großem Weitblick begonnen, ein Forschungsprojekt zur antiken Sklaverei aufzubauen<sup>27</sup>. Anfang 1968 – 72-jährig – begann Vogt seine Entbindung von den Aufgaben eines ordentlichen Mitglieds in Angriff zu nehmen und schlug die Zuwahl seines Mainzer Kollegen Hans Ulrich Instinsky (s. in diesem Band S. 30) als ordentliches Mitglied und als seines Nachfolgers vor<sup>28</sup>. Wenngleich er den Vorsitz der von ihm geführten »Kommission für Geschichte des Altertums« und die Leitung des von ihm betriebenen Forschungsvorhabens – wie er ausdrücklich in seinem Schriftverkehr mit der Akademieleitung betonte – noch nicht abgeben wollte<sup>29</sup>, war es doch Vogts Absicht, dass Instinsky auch in diese Aufgaben hineinwachsen und dieser ihm mittelfristig nachfolgen sollte. Da Instinsky zu den Mitarbeitern des Vogt'schen Sklavereiprojekts zählte und bereits seit März 1962 mit Zustimmung des Akademieplenums als außerakademisches Mitglied der »Kommission für Geschichte des Altertums« fungierte (ein für jene Zeit ungewöhnliches Konstrukt, das die später gängigen Sachverständigen der Kommissionen vorwegnimmt, aber darüber hinaus auch die Teilnahme an den nicht geheimen Teilen der damals noch exklusiven Akademiesitzungen erlaubte), war Vogts Entscheidung der zuständigen Klasse und dem Gesamtplenum nachvollziehbar. Insofern wurde Instinsky am 14. Februar 1969 vom Gesamtplenum einstimmig zum ordentlichen Mitglied gewählt. In den Folgejahren wurde Instinsky dann wie erwartet auch in die Betreuung der »Forschungen zur antiken Sklaverei« (Akademievorhaben wie gleichnamige Publikationsreihe) eingebunden. Es muss für Vogt ein großer Schock gewesen sein, als der von ihm Herangeführte unerwartet im 67. Lebensjahr kurz vor seiner Emeritierung am 30. Juni 1973 verstarb. Vogt, inzwischen 78, musste nun vollkommen neu disponieren. Der von ihm beschrittene Weg war ungewöhnlich: Am 28. Juni 1974 stellte er in der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse

27 Zur Verortung der Anfänge des Sklavereiprojekts s. auch Heinz Heinen, *Kindersklaven – Sklavenkinder im Rahmen des Mainzer Sklavereiprojekts. Forschungen, Themen, Texte*, in: ders. (Hrsg.), *Kindersklaven – Sklavenkinder. Schicksale zwischen Zuneigung und Ausbeutung in der Antike und im interkulturellen Vergleich*, Stuttgart 2012, S. 1–42, dort S. 1–14 und Heinz Heinen, *Das Mainzer Akademieprojekt »Forschungen zur antiken Sklaverei«: Geschichte und Bilanz, Perspektiven und Desiderate*, in: Elisabeth Herrmann-Otto (Hrsg.), *Unfreie Arbeits- und Lebensverhältnisse von der Antike bis in die Gegenwart*, Hildesheim [u. a.] 2005, S. 371–394, dort S. 371–377.

28 Das Nachstehende neben den Kommissionsakten (u. a. Protokoll vom 1. März 1962) auch aus der Mitgliedsakte Hans Ulrich Instinsky.

29 Etwa in einem Schreiben vom 4. Juni 1968 an die Akademieleitung (Projektakten).

einen Doppelantrag, und zwar auf Zuwahl eines ordentlichen und eines korrespondierenden Mitglieds für das Fach Alte Geschichte. Sein Akademiesitz sollte an einen seiner Schüler übergehen, den Nachfolger Instinskys in Mainz, Heinz Bellen, wollte er zusätzlich als korrespondierendes Mitglied für das gleiche Fach installieren. Vogt begründete das damit, dass sich der im Vorhaben nicht unbekannt Bellen – von 1961–1970 zählte er zu dessen Mitarbeitern<sup>30</sup>, und seine Habilitationsschrift war 1971 als 4. Band in der projekteigenen Reihe erschienen<sup>31</sup> – vermutlich erneut der Sklaverei zuwenden würde und laufende Arbeiten mitbetreuen könnte<sup>32</sup>. Die Klasse konnte dieses Argument, jedoch nicht die vorgeschlagene Doppellösung nachvollziehen. Ein derartiges Konstrukt hätte nämlich Bellen in die zweite Reihe hinter den ordentlich Zugewählten, der bislang in der Sklavereiforschung völlig unauffällig geblieben war, gestellt. Die lapidare Feststellung in den Unterlagen, dass ein Beschluss zum Antrag vorerst aufgeschoben worden sei, lässt vermuten, dass in der Klassensitzung kein Konsens erzielt werden konnte. In den Folgemonaten dürfte Vogt weiter die Aussichten für seine Doppelstrategie ausgelotet haben. Dass er bei der nachfolgenden Klassensitzung vom 11. Oktober 1974 seinen Teilantrag hinsichtlich der Zuwahl eines ordentlichen Mitglieds komplett zurückstellte und nur noch die Wahl eines korrespondierenden Mitglieds verfolgte, ist Beleg dafür, dass seine zwischenzeitlichen Bemühungen ohne Erfolg geblieben waren<sup>33</sup>. Jedenfalls

30 Und wurde dafür, dem damaligen Usus entsprechend, von August 1961 bis März 1964 mit 300 DM/Monat und danach bis Mai 1970 mit 200 DM/Monat »unterstützt« (Kommissionsakten, Protokoll vom 27. Juli 1961; Projektakten, Schreiben Vogts an die Akademieverwaltung vom 28. Juli 1961, 3. März 1964 und 5. Mai 1970). Wie die Verwaltung der Akademie betonte (Projektakten, Schreiben vom 7. Juli 1961), handelte es sich dabei um keine Forschungsbeihilfe, sondern um eine lohnsteuerpflichtige Vergütung.

31 1961: Aufnahme des Arbeitsvorhabens, 1967: Vorlage als Habilitationsleistung an der Universität Köln, 1968: Manuskriptvorlage, 1969: Vorlage mit Ergänzungskapitel zur historischen Würdigung des Phänomens, 1970: Druck, 1971: publiziert als Studien zur Sklavenflucht im römischen Kaiserreich, XII, 179 Seiten. Vgl. Kommissionsakten, Protokolle vom 27. Juli 1961, 31. Okt. 1967, 21. Febr. 1968, 9. Okt. 1969, 15. Okt. 1970 und 22. April 1971.

32 So Joseph Vogt (mit Kurt Bittel, Karl Erich Born, Hellfried Dahlmann und Hans Diller) in seinem undatierten (vor Juni 1974) Antrag zur Wahl Bellens als korrespondierendes Mitglied. Daneben betonte Vogt die »guten wissenschaftlichen Arbeiten« sowie die »exakte Beweisführung und klare Darstellung« Bellens.

33 Projektakten, Vogt an Generalsekretär Günther Brenner am 2. Okt. 1975: Vogt empfand den Umstand, dass sein Antrag (auf Zuwahl eines ordentlichen Mitglieds) durch die Klasse »auf Eis gelegt« worden sei, als »satzungswidrig«. Daraus ergebe sich, dass er keinen habe, dem er die Aufgabe als Vorsitzender der Kommission und des Vorhabens übergeben könne. Heinz Bellen erschien ihm also zu diesem Zeitpunkt noch keine Option. Erst am 14. Oktober 1976 teilte er in der Kommission mit, dass er für die ihm zukommenden Projektarbeiten wie die Anregung, Betreuung und Begutachtung der wissenschaftlichen Beiträge zur Erforschung der antiken Sklaverei Bellen um Mithilfe gebeten habe und er ihn in dringenden Fällen als Stellvertreter vorschlagen wolle. Die Kommission billigte dieses Vorgehen (Kommissionsakten, Protokoll vom 14. Okt. 1976).

wurde dem ›Antrag Bellen‹ in der Klasse zugestimmt und das Plenum wählte am 14. Februar 1975 Heinz Bellen zum korrespondierenden Mitglied. Den anderen, nicht ausgeführten Antrag hat Vogt nie wieder aufgegriffen, er bat lediglich später die Mitglieder der »Kommission für Geschichte des Altertums«, die Wahl eines ordentlichen Mitglieds für das Fach Alte Geschichte vorzubereiten, er selbst wollte nach Ablehnung seines ursprünglichen Antrags allerdings nicht daran teilnehmen. Der im Februar 1978 in die Klasse eingebrachte Antrag auf die Zuwahl Bellens zum ordentlichen Mitglied ging also weder von ihm aus noch wurde dieser von ihm öffentlich unterstützt<sup>34</sup>. Der Wahl in der Klasse am 28. April folgte die im Plenum am 23. Juni 1978. Sie war unstrittig, da sich Bellen längst durch »unermüdlige Aktivität« um die »Kommission für Geschichte des Altertums«, der er seit 1975 angehörte, verdient gemacht hatte. Die Antragsteller für seine Zuwahl als ordentliches Mitglied hoben unter den vielen »neuen Impulsen«, die von ihm ausgegangen seien, die Einrichtung einer Arbeitsstelle für Sklavereiforschung, den begonnenen Aufbau einer Spezialbibliothek und Pläne für regelmäßige Kolloquien der Mitarbeiter hervor<sup>35</sup>. Vogt hat den Gang der Dinge letztlich akzeptiert und ließ die Kommission Bellen am 22. Juni 1978 den Kommissionsvorsitz sowie die Mitherausgeberschaft an der Projektreihe *Forschungen zur antiken Sklaverei* übertragen. Vor allem die Einrichtung und Ausgestaltung der bereits erwähnten Arbeitsstelle schien ihm das zu rechtfertigen<sup>36</sup>. Damit hatte Bellen Vogt beerbt und das von jenem initiierte Projekt zur antiken Sklaverei unter seine Obhut genommen.

## 2. Teil der Gelehrtenegesellschaft

Es gehörte zu den Charaktereigenschaften Bellens, dass er seine Zuwahl und sein Avancement in die Akademie mit nüchterner Reserve aufnahm – Überschwänglichkeit war nicht seine Art. So antwortete er auf das Schreiben des Akademiepräsidenten Heinrich Bredt vom 20. Februar 1975, das ihm seine Aufnahme verkündete, am 24. Februar doch vergleichsweise knapp: Höflich dankte er für die Mitteilung, versicherte, dass er die Ehre zu schätzen wisse, und dass er die Wahl in Dankbarkeit und Freude annehme. Die daraus sprechende Zurückhaltung entsprang einer gesunden Portion Misstrauen gegen die Ge-

34 Kommissionsakten, Protokoll vom 23. Juni 1977. Die Kommission griff das bei ihrer nächsten Zusammenkunft auf (Kommissionsakten, Protokoll vom 13. Okt. 1977).

35 So die Antragsteller (Hellfried Dahlmann, Clemens Zintzen, Heinrich Otten, Wolfgang Schmid, Karl Erich Born, Gerhard Funke, Ernst Heitsch, Erwin Iserloh und Harald Zimmermann) in dem undatierten (vor Februar 1978) Antrag zur Wahl Bellens als ordentliches Mitglied (Mitgliedsakte Heinz Bellen).

36 Kommissionsakten, Protokoll vom 22. Juni 1978.

lehrtengesellschaft, professorales Gehabe und Überbewertung eigener Exzellenz. Bellen musste sich erst arrangieren und seinen Platz in der Akademie finden. Das gelang ihm bereits nach kurzer Zeit: Man empfand ihn als anderen Disziplinen gegenüber offenes und gesprächsbereites Mitglied<sup>37</sup>. Am 23. April 1976 präsentierte er sich den Kollegen erstmals mit einem Plenarvortrag in seinem ureigenen Metier und sprach über »Die germanische Leibwache der römischen Kaiser des julisch-claudischen Hauses«<sup>38</sup>. Insofern konnte er in seiner anlässlich der Wahl zum ordentlichen Mitglied anstehenden Antrittsrede bei der Novembersitzung 1978 der Akademie und den Kollegen bestätigen, dass diese für ihn inzwischen mehr als eine bloße Institution geworden sei, er empfinde sie inzwischen vielmehr als eine Lebensgemeinschaft mit der für ihn beglückenden Erfahrung uneingeschränkten Vertrauens. Diese Erkenntnis hatte er in erster Linie durch seine Mitarbeit in der »Kommission für Geschichte des Altertums« gewonnen, der er seit 1975 angehörte. Ein solches Engagement lag ihm, in der Mitwirkung in den Kommissionen sah er seinen expliziten Beitrag für das generelle Vorankommen der Akademie. An erster Stelle ist die »Kommission für Geschichte des Altertums« zu nennen. In ihr führte er vom Juni 1978 bis Februar 2002 den Vorsitz und betreute mit ihr nicht nur die *Forschungen zur antiken Sklaverei*, sondern seit dem 1. Januar 1986 noch ein weiteres Akademievorhaben, die »Fundmünzen der Antike«. Daneben wirkte er jedoch noch in sieben (!) weiteren Fachkommissionen mit: der »Inschriftenkommission« (zugewählt 1978), der »Kommission für Klassische Philologie«, der »Kommission für Klassische Archäologie« (beide 1979), der »Historischen Kommission« (1983), der »Kommission für den Alten Orient« (1986), der »Kommission zur Erforschung keltischer und frühgermanischer Denkmäler« (1987) sowie in der »Kommission für frühgeschichtliche Archäologie« (1993). Das weite Hinausgreifen über das eigene Feld der Altertumswissenschaft war dabei durchaus gewollt und sein konstruktives Urteil auch am Rand der fachlichen Expertise stets hochgeschätzt.

Sein eigentliches Betätigungsfeld in der Akademie fand Heinz Bellen aber letztendlich in der Leitung des von Vogt etablierten Vorhabens zur antiken Sklaverei.

---

37 Antrag zur Wahl Bellens als ordentliches Mitglied (vor Februar 1978) (Mitgliedsakte Heinz Bellen).

38 Die umfassende Bearbeitung erschien als Abhandlung der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1981, Nr. 1. Am 27. Februar 1982 folgte als zweiter Plenarvortrag *Metus Gallicus – metus punicus*. Zum Furchtmotiv in der römischen Republik (überarbeitet und erweitert publiziert als Abhandlung der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1985, Nr. 3). Eingereicht wurde von ihm ferner die Schrift eines ostdeutschen Kollegen: Hans-Joachim Diesner, Fragen der Macht- und Herrschaftsstruktur bei Beda, Wiesbaden 1981 (Abhandlung der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1980, Nr. 8).

### 3. Leiter der »Forschungen zur antiken Sklaverei«

In seiner Antrittsrede in der Novembersitzung 1978 skizzierte Heinz Bellen nicht nur seinen familiären und bisherigen wissenschaftlichen Werdegang, sondern hob auch seine primäre neue »Aufgabe« innerhalb der Mainzer Akademie hervor: Joseph Vogt habe ihn früh an »seinem« Unternehmen der Erforschung der Sklaverei beteiligt und ihm nun dessen Leitung übertragen. Öffentlich versichere er ihm hiermit wie ein Sohn dem Vater: Er wolle es in seinem Sinn weiterführen und ausbauen, wodurch das Unternehmen sozusagen in Familienbesitz bleibe! Neben dieser Zusicherung an Akademie und den bisherigen Projektleiter skizzierte er den inhaltlichen Rahmen seiner neuen Aufgabe: Die antike Sklaverei sei ein Phänomen, zu deren Erforschung alle im Umkreis der Alten Geschichte angesiedelten Wissenschaften ihren Teil beitragen müssten, gerade das mache ihren besonderen Reiz aus. Zudem biete sie die Möglichkeit, die antike Gesellschaft und die Geschichte des Altertums aus ungewohnter Perspektive zu betrachten: von unten, vom Boden her. Damit klingt bereits das an, was Bellen ein Jahrzehnt später in einem Band zum 40jährigen Bestehen der Akademie »als moderne Herausforderung« bezeichnete<sup>39</sup>. Seiner Ansicht nach fühlt sich der Historiker nämlich durch die antike Sklaverei herausgefordert, diese Herausforderung anzunehmen, heißt sich Konflikten auszusetzen. Etwa der Diskrepanz, auf der einen Seite die inhumane Behandlung der Sklaven bewerten zu müssen, und auf der anderen Seite die geistigen und materiellen Errungenschaften der Antike hochzuschätzen. Der Althistoriker gerate dadurch in die gefährliche Versuchung, die Bedeutung der Sklaverei zu ignorieren, herunterzuspielen oder gar zu rechtfertigen<sup>40</sup>. Die Sklaverei sei aber nicht nur Korrektiv, das vor einer Überschätzung der Antike bewahre, ohne Anerkennung der Bedeutung der Sklaven im Sozialgefüge der antiken Welt könne man kein richtiges Verständnis der antiken Wirtschafts- und Sozialgeschichte erlangen<sup>41</sup>.

Um seiner Selbstverpflichtung gegenüber Akademie und Vogt sowie der Herausforderung durch die Sklaverei als unabdingbarer Teil der antiken Wirtschafts- und Sozialgeschichte gerecht zu werden, hat Bellen in den Jahren seiner

---

39 Heinz Bellen, Die antike Sklaverei als moderne Herausforderung. Zur Situation der internationalen Sklavenforschung, in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz 1949–1989, Stuttgart 1989, S. 195–208. Wiederabdruck in: Ders., Politik – Recht – Gesellschaft (Anm. 22), S. 307–318 (hiernach zitiert).

40 Ebd., S. 308.

41 Ebd., S. 318.

Verantwortung das Vorhaben »Forschungen zu antiken Sklaverei« entscheidend weiterentwickelt und vorangebracht<sup>42</sup>:

1. Unter seiner Federführung – Vogt hielt sich hierbei vollkommen zurück und verwies die Akademieverwaltung in allen Angelegenheiten zu dieser Sache an Bellen<sup>43</sup> – wurde 1977 aufgrund der Konsolidierung der Finanzen und der sich anbahnenden Schaffung eines Akademienprogramms eine Arbeitsstelle im Akademiegebäude eingerichtet (nachdem ein vorheriger Versuch einer Finanzierung durch die Thyssen-Stiftung abgelehnt worden war). Die Arbeitsstelle sollte die freien Mitarbeiter des Forschungsvorhabens koordinieren und vor Ort eine Spezialbibliothek zur antiken Sklaverei aufbauen<sup>44</sup>. Diese Arbeitsstelle wurde von Elisabeth Herrmann (später Herrmann-Otto) betreut und sukzessive bei wachsenden Aufgaben von einer halben BAT IIA-Stelle zu zwei vollen Stellen ausgebaut (die Stelleninhaber zu Zeiten Bellens waren Jaroslav Kriz, Dorothea Schäfer und Johannes Deißler). Die enge Vernetzung der stets größer werdenden Mitarbeiterzahl, der kontinuierlich wachsende Bestand an vorhandener Fachliteratur und auch der Umstand, dass bereits Mitte der 80er Jahre die Anschaffung eines Computers in Angriff genommen wurde, sprechen für Effektivität und Weitsicht der eingerichteten Koordinierungsstelle.

2. Unter Bellens Ägide wurden der Reihe *Forschungen zur antiken Sklaverei* beinahe 30 weitere Bände hinzugefügt<sup>45</sup>. Besonderen Augenmerk richtete Bellen dabei auf Bereiche, die bislang noch nicht bzw. seiner Ansicht nach nicht ausreichend genug Berücksichtigung gefunden hatten, etwa die Patristik (Band 20, 28 und 32), die Rechtsgeschichte (Band 15, 19 und 24), die Wissenschaftsgeschichte (Band 27 und 33) sowie die Mentalitäts- und Randgruppenforschung (Band 23 und 31). Zugleich wurden bestehende Arbeitsfelder, etwa in der Terminologie und bei Sklavenberufen, erweitert (Band 9, 10, 12, 18, 25 und 29). Einige, in der Anfangsphase des Projektes entstandene und inzwischen vergriffene Arbeiten wurden auf den aktuellen Forschungsstand gebracht und neu aufgelegt (Band 11, 14, 17 und 22).

3. Ferner begründete er im Jahr 1988 eine Beiheftreihe<sup>46</sup>, die schwierige Quellengruppen aufbereiten und der Forschung zur Verfügung stellen sollte, hier erschienen das *Corpus der Papyri zur ptolemäischen Sklaverei* (1990, 3 Bde.), das

42 Das Folgende u. a. nach Elisabeth Herrmann-Otto, *Forschungen zur antiken Sklaverei*, II. Das Projekt unter Leitung von Heinz Bellen (1978–2002), in: *Handwörterbuch der antiken Sklaverei*, Bd. 1, Stuttgart 2017, Sp. 1008–1014.

43 Projektakten, Vogt an die Akademieleitung, 7. und 24. Jan. 1977.

44 Kommissionsakten, Protokolle vom 23. Juni 1977 und 13. Okt. 1977. Das »Aufbauen« in der Diktion Bellens: »aus dem Boden stampfen« (Projektakten, Bellen an Generalsekretär Brenner 15. März 1977).

45 S. die Liste auf [www.sklaven.adwmainz.de/index.php?id=690](http://www.sklaven.adwmainz.de/index.php?id=690), zuletzt aufgerufen am 22.5.2019.

46 Ebd.

die Inschriften auswertende *Namenbuch der stadtrömischen Sklaven* (1996, 3 Bde.) und eine Präsentation der einschlägigen juristischen Quellen im Originalwortlaut mit Übersetzung und Fachkommentar, das *Corpus der römischen Rechtsquellen zur antiken Sklaverei* (ab 1999, unter Bellen 3 Bde.)<sup>47</sup>. Das alles verstand Bellen wie auch die *Bibliographie zur antiken Sklaverei* (seit 1988 in den Planungen ebenfalls als Beiheft konzipiert) und die Fortsetzung der *Übersetzungen ausländischer Arbeiten zur antiken Sklaverei* (welche ab 1983 mit Band 4, publiziert 1987, und Band 5, veröffentlicht 1992, ergänzt wurden) als Serviceleistung für die Fachwissenschaft, um dieser Quellen, die Literatur und die russischsprachige Forschung zur weiteren Auswertung zu erschließen.

4. Bellen ließ auch die unter Vogt in den 60er Jahren üblichen Mitarbeiter-treffen wiederaufleben und versammelte seit 1978 alle zwei Jahre die beständig wachsende Zahl der Mitarbeiter in Mainz (und manchmal auch auswärtige Gäste), um einige von ihren Fortschritten berichten zu lassen, zu Arbeitssitzungen zu vereinen und am Rand oder in den Pausen zum Austausch untereinander anzuregen.

5. Und schließlich griff Heinz Bellen – wenngleich in anderer Ausprägung – den älteren Vogt'schen Gedanken einer Gesamtdarstellung der antiken Sklaverei auf. Dazu konzipierte er zunächst ein sogenanntes »Handbuch der antiken Sklaverei«, welches eine solche Zusammenschau (oder nach Bellens Einschätzung eher eine »Zwischenbilanz«, da er die Zeit für eine Synthese noch nicht für reif hielt<sup>48</sup>) leisten sollte. Auch wenn es rasch zu einem *Handwörterbuch* und einem erklärenden Wortverzeichnis weiterentwickelt wurde und einiges an Vorarbeiten dafür erbracht wurden (beispielsweise die Durchsicht des Schrifttums zu ausgewählten Themenkomplexen und verschiedener antiker Autoren), wurde es schließlich zugunsten der Fortführung einer *Bibliographie zur antiken Sklaverei* (publiziert auf der Grundlage von zwei Vorläufern in den Jahren 1983 und 2003) und anderer Projektaufgaben zurückgestellt und unter gleichem Namen als deskriptives Sachlexikon erst weit nach Bellens Tod realisiert<sup>49</sup>.

Große Bedeutung in der Mitarbeiterbetreuung hatte für Heinz Bellen – wie auch der Nachruf aus der Feder seines Nachfolgers Heinz Heinen betont – seine persönliche Korrespondenz. Der mehrere Aktenordner füllende Schriftverkehr mit einer Vielzahl von Kolleginnen und Kollegen zeigt, wie Bellen Mitarbeiter gewonnen, betreut und »mit sanftem oder gelegentlich auch deutlicher spür-

47 Kommissionsakten, Protokolle vom 23. Juni 1988 und 7. Nov. 1991.

48 Kommissionsakten, Protokoll vom 8. Aug. 1978.

49 Vogt hielt das von Bellen konzipierte Handwörterbuch zwar für ein »großes und kühnes Unternehmen«, wollte aber eher mehr Anstrengungen für eine Ausweitung der internationalen Zusammenarbeit unternommen wissen (Kommissionsakten, Protokoll vom 12. Okt. 1978), was Bellen jedoch zurückstellte, weil man erst das Handwörterbuch »unter Dach und Fach bringen« müsse (Kommissionsakten, Protokoll vom 28. Juni 1979).

barem Druck«<sup>50</sup> zur Abgabe ihrer Arbeiten ermuntert hat<sup>51</sup>. Die eindrucksvolle Zahl der von ihm verantworteten Publikationen verdeutlicht den Erfolg dieser Methode, die man als eine »flexible Mischung aus freundlicher Kollegialität und realistischer Zielstrebigkeit«<sup>52</sup> bezeichnen kann. Berüchtigt, ja mancherorts sogar gefürchtet, waren seine Ende Oktober/Anfang November verschickten allgemeinen Rundschreiben mit der Bitte, Informationen zum Fortgang des eigenen Arbeitsvorhabens im ablaufenden Jahr zur Abfassung des Kommissionsberichtes im Jahrbuch der Akademie zu übermitteln. Sie waren in der Regel mit maschinenschriftlichen Zeilen ergänzt, in denen individuell auf den Adressaten eingegangen wurde und die Arbeit zugleich in die weitere Projektplanung eingeordnet wurde. Als sehr wirksames Gestaltungsmittel erwies sich dabei auch der gezielte Hinweis auf die Bemühung, den jährlich zur Verfügung stehenden Drucketat des Projekts optimal auslasten zu wollen. Man darf vermuten, dass manche Abgabe durch den Wink mit den Budgetvorgaben beeinflusst wurde.

Den Einsatz für das Projekt, den die Verantwortlichen in der Akademie bei üblichen Glückwunschschriften zu runden Geburtstagen nicht müde wurden zu betonen, zeigt sich auch im vehementen Eintreten Bellen für das Projekt (und Vogt) nach außen. Ein Beispiel soll genügen: Mit Erscheinen des 9. Bandes des *Historischen Wörterbuches der Philosophie* entdeckte man dort im Artikel »Sklaverei« einen Passus, in dem der Autor (Egon Flaig) auf die »schönfärberischen Positionen von Joseph Vogt« im Rahmen seiner Leitung der »Forschungen zur antiken Sklaverei« hinwies<sup>53</sup>. In einem Schreiben an die Herausgeber und Redaktion vom 18. Oktober 1996 wandte sich Bellen nachdrücklich gegen die Polemik und nannte sie eine »unzutreffende Charakterisierung« des Projektes mit »diffamierende(m) Charakter«<sup>54</sup>.

50 Heinz Heinen, Nachruf auf Heinz Bellen, in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz (Hrsg.), Jahrbuch 2002 (53. Jahrgang), Stuttgart 2003, S. 119–121, dort S. 120.

51 Womit er sich zugleich auch von der »vornehmen Art« – diese Charakterisierung durch Bellen in den Kommissionsakten, Protokoll vom 12. Okt. 1978 – der Mitarbeiterführung durch Vogt distanzierte.

52 Heinen, Nachruf (Anm. 50), S. 120.

53 Egon Flaig, Sklaverei, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp. 976–985.

54 Mitgliedsakte Heinz Bellen, Schreiben vom 18. Okt. 1996. Schon 1981 hatte er Jürgen Busche, der am 12. September 1981 Moses I. Finleys »Die Sklaverei in der Antike. Geschichte und Probleme« (München 1981) in der FAZ besprochen hatte und dabei kein gutes Haar an Vogt und dem Projekt gelassen hatte, Aufklärung und Information angeboten. Beide Vorfälle gehören in den Zusammenhang der sogenannten Finley-Vogt-Kontroverse, einem Streit über die rechte Herangehensweise an die antike Sklaverei, dazu ausführlich: Johannes Deißler, Cold Case? Die Finley-Vogt-Kontroverse aus deutscher Sicht, in: Heinz Heinen (Hrsg.), Antike Sklaverei: Rückblick und Ausblick. Neue Beiträge zur Forschungsgeschichte und zur Erschließung der archäologischen Zeugnisse, Stuttgart 2010, S. 77–93.

Die Entwicklung der »Forschungen zur antiken Sklaverei« zu einer der »bedeutendsten Gemeinschaftsleistung[en] der deutschen Althistorie und zu einem erfolgreichen Zentrum der internationalen Sklavenforschung«<sup>55</sup> hat allerdings auch ihren Preis gehabt: Heinz Bellen hat deshalb seine eigenen Interessen zurückgestellt und auf einen Teil seiner eigenen Forschung verzichten müssen<sup>56</sup>.

Weitblick und fürsorgliche Verantwortung machten es Bellen ein Anliegen, Nachlassenschaft und Nachfolge frühzeitig zu bestellen: 1998 ließ er sich verpflichten und Heinz Heinen, Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Trier, der 1972 bis 1986 bereits als Sachverständiger der Kommission gewirkt hatte, zum ordentlichen Mitglied zu wählen. Am 17. Februar 2000 machte er die Kommission dafür votieren, Heinz Heinen ab 1. April 2000 mit der Mitleitung der Arbeitsstelle zu betrauen, am 15. Februar 2001 ab sofort paritätisch am Gesamtprojekt zu beteiligen und am 21. Februar 2002 bestätigte ihm die Kommission die Übergabe des Kommissionsvorsitzes und der alleinigen Projektleitung an Heinz Heinen. Lediglich die Mitherausgeberschaft an der Reihe behielt er sich vor<sup>57</sup>. Wie Jahrzehnte zuvor Vogt hatte er für seine Nachfolge zunächst andere Pläne verfolgt, allerdings rechtzeitig erkannt, dass er den Widerstand aus den Reihen der Akademiekollegen für seine angedachte Lösung nicht überwinden hätte können. Anders als Vogt hat er die Kritik ohne Schmallen aufgegriffen, seine Entscheidung revidiert und so umgestaltet, dass es Projekt und Akademie diene<sup>58</sup>. Die Zeit bis 2012, dem offiziellen Ende der »Forschungen zur antiken Sklaverei«, hat seiner Wahl Recht gegeben.

Die »Forschungen zur antiken Sklaverei« als »bleibende[s] Monument der Erinnerung« (so ein Kondolenzschreiben zum Tod von Heinz Bellen) ist mittlerweile zwar ebenfalls Geschichte, nachdem die Projektförderung zum 31. Dezember 2012 ausgelaufen ist, doch trotzdem gilt die einige Jahre zurückliegende Einschätzung Thomas Wiedemanns immer noch: »Both under Vogt and his successor since 1978, Heinz Bellen, the outcomes of this project in terms of the quality as well as the quantity of publications have been without parallel«<sup>59</sup>. Qualität und Quantität der Publikationsreihe *Forschungen zur antiken Sklaverei*

55 Heinen, Nachruf (Anm. 50), S. 120.

56 Ebd.

57 Kommissionsakten, Protokolle vom 17. Febr. 2000, 15. Febr. 2001 und 21. Febr. 2002. Dazu auch Johannes Deißler, *Forschungen zur antiken Sklaverei*, III. Das Projekt unter Leitung von Heinz Heinen (2002–2012), in: *Handwörterbuch der antiken Sklaverei*, Bd. 1, Stuttgart 2017, Sp. 1014–1019, dort Sp. 1014.

58 Kommissionsakten, Protokolle vom 19. Juni 1997 und 26. Febr. 1998; Kommissionsakten, Wahlantrag Heinz Heinen (Anfang 1998).

59 Thomas E. J. Wiedemann, *Fifty Years of Research on Ancient Slavery: The Mainz Academy Project*, in: *Slavery & Abolition A Journal of Slave and Post-Slave Studies* 21,3 (2000), S. 152–158, dort S. 152.

und auch das Vorhaben selbst sind beispiellos – Heinz Bellen hat in seinem beinahe 25jährigen Wirken für das Projekt vieles dafür getan.

## Epilog

Bis zuletzt blieb Heinz Bellen »seinem« Institut für Alte Geschichte eng verbunden. Seine wöchentlichen Besuche am Freitag-Vormittag waren stets willkommenen Anlass zu konstruktiven wissenschaftlichen Gesprächen, Erinnerungen an die »guten alten Zeiten« oder Diskussionen über konkrete Situationen universitärer bzw. politischer Entwicklungen.

Ebenso blieb er auch der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur sowie seinen dortigen Mitarbeitern – Prof. Dr. Herrmann-Otto, Dorothea Schäfer, M.A., Dr. Johannes Deißler – ein aktiver Förderer und zuverlässiger Partner. Sein Tod am 27. Juli 2002 bedeutete für alle, die ihn kannten, einen schmerzlichen Verlust<sup>60</sup>. In der Einheit von Forschung und Lehre wird er stets Vorbild und Verpflichtung bleiben.

## Anlagen

### a. Die von Heinz Bellen betreuten Dissertationen

Peter Herz, Untersuchungen zum Festkalender der römischen Kaiserzeit nach datierten Weih- und Ehreninschriften, Diss. Mainz 1975.

Werner Schäfer, Frühchristlicher Widerstand, Diss. Mainz 1976, in: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II 23,1, Berlin 1979, S. 461–723.

Elisabeth Herrmann, *Ecclesia in re publica*. Die Entwicklung der Kirche von pseudo-staatlicher zu staatlich inkorporierter Existenz, Diss. Mainz 1977, Frankfurt 1980 (Europäisches Forum 2).

Gerhard Horsmann, Untersuchungen zur militärischen Ausbildung im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom, Diss. Mainz 1988, Boppard 1991 (Wehrwissenschaftliche Forschungen 35).

Gabriele Ziethen, *Gesandte vor Kaiser und Senat*: Studien zum römischen Gesandtschaftswesen zwischen 30 v. Chr. und 117 n. Chr., Diss. Mainz 1990, St. Katharinen 1994 (Pharos 2).

Christoph Schäfer, *Der weströmische Senat als Träger antiker Tradition unter den Ostgotenkönigen, 490–540*, Diss. Mainz 1991, St. Katharinen 1991.

Sylvia Fein, *Die Beziehungen der Kaiser Trajan und Hadrian zu den Litterati*, Diss. Mainz 1992, Stuttgart/Leipzig 1994 (Beiträge zur Altertumskunde 26).

---

60 Vgl. bereits Leonhard Schumacher, Heinz Bellen, Nachruf, in: JOGU 181 (2002) 29; Heinen, Nachruf (Anm. 50).

- Dorothee Kohlhas-Müller, Untersuchungen zur Rechtsstellung Theoderichs des Großen, Diss. Mainz 1993, Frankfurt/M. 1995 (Rechtshistorische Reihe 119).
- Silvia Riccardi, Die Erforschung der antiken Sklaverei in Italien vom Risorgimento bis Ettore Cicotti, Diss. Mainz 1996, Stuttgart 1997 (Forschungen zur antiken Sklaverei 27).
- Johannes Deißler, Antike Sklaverei und deutsche Aufklärung im Spiegel von Johann Friedrich Reitemeiers »Geschichte und Zustand der Sklaverey und Leibeigenschaft in Griechenland« (1789), Diss. Mainz 2000, Stuttgart 2000 (Forschungen zur antiken Sklaverei 33).
- Ferner fungierte Heinz Bellen als Erstgutachter im Promotionsverfahren von Olaf Hein, Die Drucker und Verleger der Werke des Polyhistor Athanasius Kircher S.J., Diss. Mainz 1991, Köln 1993.

#### b. Die von Heinz Bellen betreuten Habilitationen

- Leonhard Schumacher, Servus Index. Sklavenverhör und Sklavenanzeige im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom (1982), Wiesbaden 1982 (Forschungen zur antiken Sklaverei 15).
- Peter Herz, Studien zur römischen Wirtschaftsgesetzgebung. Die Lebensmittelversorgung (1985), Stuttgart 1988 (Historia-Einzelschriften 55).
- Elisabeth Herrmann-Otto, Ex ancilla natus. Untersuchungen zu den »hausgeborenen« Sklaven und Sklavinnen im Westen des römischen Kaiserreiches (1993), Stuttgart 1994 (Forschungen zur antiken Sklaverei 24).
- Gerhard Horsmann, Die Wagenlenker der römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zu ihrer sozialen Stellung (1997), Stuttgart 1998 (Forschungen zur antiken Sklaverei 29).



## Alfons Becker (1922–2011)



Zum Wintersemester 1964/65 trat Alfons Becker<sup>1</sup> die Nachfolge von Eugen Ewig (1913–2006; 1954–1964 Ordinarius in Mainz<sup>2</sup>), der einem Ruf an die Universität Bonn gefolgt war, auf der Professur für mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz an. 1987 wurde er dort emeritiert, am 11. August 2011 ist er kurz vor Vollendung seines neunzigsten Lebensjahrs in Mainz gestorben. In der *Francia*, der Zeitschrift des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Paris, erschien ein Nachruf auf den

---

1 Für Auskünfte und Hinweise danke ich Dr. Geneviève Vannini, der ältesten Tochter von Alfons Becker; seinen ehemaligen Mainzer Mitarbeitern Dr. Ingrid H. Ringel und Dr. Hubertus Seibert; Prof. Dr. Franz J. Felten, seinem zweiten Nachfolger auf der Mainzer Professur; Dr. Christian George vom Mainzer Universitätsarchiv. Für Selbstauskünfte gilt mein Dank Prof. Dr. Josef Joachim Menzel. Da ich von 1969–1978 Beckers wissenschaftlicher Mitarbeiter und danach über Lehraufträge dem Seminar verbunden war, beruht Manches auf eigener Erinnerung.

2 Einzeldaten zu den in Mainz tätigen Professoren (Stichjahr 1973) finden sich in der Datenbank »Gutenberg Biographics. Verzeichnis der Professorinnen und Professoren der Universität Mainz 1477–1973« (<http://gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/home.html>, zuletzt aufgerufen am 8. 10. 2019). Für die meisten nachfolgend genannten Mainzer Historiker existiert ein Artikel in der deutschsprachigen Wikipedia, für nichtdeutsche Wissenschaftler vgl. die Wikipedia der jeweiligen Nationalsprache.

Verstorbenen<sup>3</sup> – ein Zeichen dafür, dass Alfons Becker zu den deutschen Mediävisten seiner Generation gehörte, die der französischen Geschichte und Geschichtsschreibung besondere Aufmerksamkeit widmeten. Das verband ihn mit seinem Altersgenossen Hermann Weber, der einige Jahre später (1968) die Mainzer Professur für neuere Geschichte übernahm<sup>4</sup>.

Derartige Hinwendungen zu Frankreich entsprachen der Gründungssituation der von der französischen Besatzungsmacht ins Leben gerufenen Mainzer Universität und auch einer »Tradition« des Historischen Seminars, die Leo Just<sup>5</sup>, der erste Inhaber eines Lehrstuhl überhaupt, aber auch die zunächst als außerplanmäßige Professoren wirkenden Mediävisten Theodor Schieffer und Heinrich Büttner<sup>6</sup> sowie Eugen Ewig begründet hatten, die zu den Initiatoren des Deutschen Historischen Instituts in Paris zählen<sup>7</sup>. Alfons Becker, Hermann Weber und dessen nur kurz in Mainz (1964–1967) wirkender Vorgänger Dieter Albrecht waren aber die ersten Inhaber eines Mainzer Lehrstuhls für Geschichte, bei denen die Hauptphase ihres Studiums nach dem Zweiten Weltkrieg lag<sup>8</sup>. Ihr Wissenschaftsverständnis und ihre akademische Karriere sind mit den Entwicklungen in der frühen Bundesrepublik verbunden. Die Frage nach einer die

3 Ernst-Dieter Hehl, Alfons Becker (1922–2011), in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 39 (2012), S. 549–551. – Einige Formulierungen aus diesem Nachruf übernehme ich ohne weiteren Nachweis wörtlich. Die dortigen Angaben zu Beckers Studienzeit in Mainz sind nach dem Folgenden zu korrigieren.

4 Zu Hermann Weber vgl. den Beitrag von Heinz Duchhardt in dem vorliegenden Band.

5 Zur frühen Organisation des Fachs vgl. jetzt Wojtynowski; zu Leo Just vgl. dort S. 74–77 sowie den Beitrag von Matthias Schnettger in dem vorliegenden Band. Vgl. auch Alois Gerlich, *Das Historische Seminar*, in: *Tradition und Gegenwart II/2*, S. 67–89.

6 Zur Mainzer Zeit von Schieffer (ab 1954 in Köln) und Büttner (ab 1949 in Marburg) vgl. Wojtynowski, S. 77–82; Gerlich (Anm. 5) S. 72f., S. 75, S. 79f., S. 85. Auf die Bedeutung der rheinischen Herkunft von Büttner, Just und Schieffer verweist Michael Kißener, *Kontinuität oder Wandel? Die erste Professoren-Generation der Johannes Gutenberg-Universität*, in: *Ut omnes unum sint 1*, S. 97–123, hier S. 107f. Der 1913 in Bonn geborene Ewig gehört ebenso zu dieser Gruppe.

7 Zur Gründung des DHI in Paris zusammenfassend Rolf Große, *Die Entstehungsgeschichte des DHI*, in: Jürgen Elvert (Hrsg.), *Geschichte jenseits der Universität. Netzwerke und Organisationen in der frühen Bundesrepublik*, Stuttgart 2016, S. 141–153. Eugen Ewig war hierbei die entscheidende »Mainzer« Figur, Hermann Weber der in Paris tätige Organisator, bevor er nach Mainz berufen wurde.

8 Neben Becker und Weber waren ab 1964 bzw. 1968 Inhaber von geschichtswissenschaftlichen Lehrstühlen: Eberhard Kessel (Nachfolger ab 1973 Winfried Baumgart) und Ludwig Petry (Nachfolger ab 1973 Alois Gerlich) am Historischen Seminar sowie in selbstständigen Instituten Hans Ulrich Instinsky (*Alte Geschichte*; Nachfolger ab 1974 Heinz Bellen) und Gotthold Rhode (*Osteuropäische Geschichte*; Nachfolger ab 1985 Erwin Oberländer). Rhode war 1939 in Breslau promoviert worden und hatte sich 1952 in Hamburg habilitiert; die Promotionen von Kessel, Petry und Instinsky erfolgten vor 1933. Vgl. jetzt die entsprechenden Beiträge in dem vorliegenden Band.

Wissenschaft betreffenden Belastung aus der Zeit des Nationalsozialismus<sup>9</sup> stellt sich bei ihnen naturgemäß nicht. Doch es sind Spuren einer Reaktion auf diese Zeit und ihr Geschichtsverständnis zu erkennen, am deutlichsten in einer auf Europa zielenden Betrachtungsweise, die von einer nationalgeschichtlichen Überhöhung absah.

Bei Alfons Becker lassen sich biographische Erklärungen finden, warum er derartigen national geprägten Geschichtsbildern fernstand. Geboren wurde er am 22. Juni 1922 in Radolfzell am Bodensee. Sein Vater August Becker war ein dem politischen Katholizismus nahestehender Journalist und arbeitete schließlich in Bamberg (dort wohnte die Familie bei der Alten Hofhaltung in direkter Umgebung des Doms) und als Chefredakteur des *Fränkischen Volksblatts*, das in Würzburg im Echter-Verlag erschien. Bald nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Beckers Vater Opfer von deren Nachstellungen. Nur der beherzte Zugriff eines Polizeibeamten soll ihn vor der Einlieferung in ein Sondergefängnis der SA bewahrt haben, in das der SA-Mann ihn bringen wollte. Stattdessen kam der missliebige Journalist in eine Wache der ordentlichen Polizei. Im wahrsten Sinn des Wortes hatte man bei der Verhaftung die Kurve weg von der SA hin zur Polizei bekommen. So erzählte man später in der Familie von diesen Ereignissen. Der »Schutzhaft« ist Beckers Vater jedoch nicht entgangen, und er ist auch ausgewiesen worden. Die Beckers sind deshalb mit ihren drei Kindern in das Saarland gezogen (wo sie Verwandte aufnahmen), um dort wieder von den Nationalsozialisten eingeholt worden. Die Bedrohung des Vaters durch das Regime könnte den jungen Alfons Becker davon abgehalten haben, sich wie manch anderer seiner Altersgenossen von den Überzeugungen des Vaters abzugrenzen, indem man sich dem »jüngeren und moderneren« Nationalsozialismus anschloss. Die Resilienz von Alfons Becker gegenüber der nationalsozialistischen Weltanschauung zeigte sich im Studienjahr 1940/1941. Damals begann Becker mit seinem Studium. Er wählte Philosophie als Studienfach und als Ort die Philosophisch-Theologische Hochschule Eichstätt<sup>10</sup>. Hier könnte er Lehrveranstaltungen von Johannes Hirschberger besucht haben, der zu den wichtigsten (katholischen) Philosophiehistorikern der späteren Bundesrepublik wurde<sup>11</sup>.

9 Mitgliedschaften in der NSDAP oder einer ihrer Organisationen nennen die Wikipedia und Gutenberg Biographics (Anm. 2) für: Ludwig Petry (SA, NSDAP), Gotthold Rhode (SA, NSDAP); sowie für: Heinrich Büttner (SA, NSDAP) und Theodor Schieffer (NSDAP). Zur Problematik der »NS-Belastung« bei den frühen Berufungen nach Mainz differenzierend Kißener (Anm. 6), zu Just dort S. 118 Anm. 80.

10 Zu einzelnen Daten von Beckers akademischen Lebensweg vgl. Alfons Becker, in: Gutenberg Biographics (wie Anm. 2), URI: <http://gutenberg-biographics.uni-mainz.de/id/fa90b7a3-d6f2-46f0-9410-cd3b98593f0a>, zuletzt aufgerufen am 28. 12. 2018.

11 Vgl. Gangolf Schimpf, Artikel: Johannes Hirschberger, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 5, Freiburg 1996, Sp. 153.

Kriegsdienst und Gefangenschaft haben die frühe Phase von Beckers Studium beendet. Fortgesetzt hat er es dann im April 1947 an der soeben neugegründeten Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Bis Oktober 1948 war er dort eingeschrieben. Sein altes Studienfach Philosophie hat er damals ergänzt: durch Geschichte, Deutsch und Französisch. Dass er dabei auch Lehrveranstaltungen von Theodor Schieffer besuchte, der hier von 1946 bis 1954 mittelalterliche Geschichte lehrte, ist zwar möglich, lässt sich aber nicht nachweisen. Gerne und häufig hat Alfons Becker aber in seinen Mainzer Lehrveranstaltungen auf einen 1951 erschienenen Aufsatz Theodor Schieffers hingewiesen<sup>12</sup>. Schieffer zeigte dort, wie unter Konrads II. Sohn Heinrich III. entstandene Quellen das Bild des verstorbenen Herrschers kritisch umprägten und dann selbst in einem auf den »starken säkularen Staat« ausgerichteten Geschichtsverständnis zum Beleg für eine überaus positive Wertung der Herrschaft Konrads wurden. Eine doppelte Umprägung – einmal im 11. Jahrhundert, dann seit dem 19. Jahrhundert – war erfolgt: für Beckers Lehre diente das als Warnung vor einem unreflektierten Umgang mit Quellen (und Literatur).

Aus familiären Gründen hat Alfons Becker nach seinem dritten Semester in Mainz 1949 seinen Studienort nach Saarbrücken zur dort neugegründeten Universität des Saarlandes verlegt<sup>13</sup>. Denn in Saarbrücken hatte sein Vater, der nach dem Krieg in Neustadt an der Weinstraße als Pressereferent tätig gewesen war, im Pressereferat von Ministerpräsident Johannes Hoffmann (1947–1955) eine neue Stelle gefunden, Beckers Vater verstarb aber schon 1951. Zwei neue, auf französische Initiative zurückgehende Universitäten standen so am Beginn seiner akademischen Laufbahn. Zertifikate, die er an den Universitäten Strasbourg und Paris erwarb, ergänzten sein Studium. In mittelalterlicher Geschichte wurde Eugen Meyer (1893–1972) zu seinem akademischen Lehrer, doch gaben der belgische Althistoriker Jacques Moreau (1918–1961) und der neuere Geschichte lehrende Franzose Jean-Baptiste Duroselle (1917–1994) der jungen

12 Theodor Schieffer, Heinrich II. und Konrad II. Die Umprägung des Geschichtsbildes durch die Kirchenreform des 11. Jahrhunderts, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 8 (1951), S. 384–437 (auch separat und mit einem Nachwort: Darmstadt 1969). Für das Wintersemester 1947/48 hatte Schieffer eine dreistündige Vorlesung über die Salierzeit angekündigt, im vorausgehenden Sommersemester eine über die sächsische (ottonische) Kaiserzeit; im Sommersemester, dem letzten Mainzer Semester von Alfons Becker, behandelte Schieffer in seiner Vorlesung die Stauferzeit (vgl. Johannes Gutenberg-Universität in Mainz: Vorlesungsverzeichnis [künftig VV MZ] Sommersemester 1947 S. 44; Wintersemester 1947/48 S. 48, Sommersemester 1948 S. 36).

13 Über seine Familiengeschichte und seine Studien- und Assistentenzeit in Mainz und Saarbrücken hat Alfons Becker selbst 1995 in einem Gespräch mit dem Saarbrücker Universitäts-Archivar Wolfgang Müller Auskunft gegeben, als ein Selbstportrait unter der Rubrik »Erinnerungen« abgedruckt in: Jubiläumsschrift zum sechzigjährigen Bestehen des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes, Saarbrücken 2009, S. 74–77.

Universität ein auf den frankophonen Kulturraum und das westliche Europa ausgerichtetes Gepräge.

Eine prinzipielle Umorientierung bedeutete dieser Ortswechsel nicht. Denn Ähnliches galt für Mainz, das Becker als Student verlassen hatte und wohin er als Professor zurückkehren sollte. So sollte in Mainz anders als in Tübingen und Freiburg im Breisgau, den altherwürdigen in der französischen Besatzungszone gelegenen Universitäten, ein Bild der Geschichte vermittelt werden, das nicht den protestantisch-borussischen Traditionen folgte, für die nach französischer Auffassung Gerhard Ritter stand: »Déprussification, dénazification, démocratisation« waren interne Leitlinien der französischen Universitätspolitik<sup>14</sup>. Die Gründergeneration des Mainzer Historischen Seminars, der Neuzeithistoriker Leo Just, die Mediävisten Heinrich Büttner, Theodor Schieffer und Eugen Ewig, war katholisch. Allein Ludwig Petry, seit 1950 als Nachfolger Büttners am Seminar, war evangelisch; Hans Ulrich Instinsky, unter dem die Alte Geschichte ihre endgültige Organisationsform in einem eigenen Institut gefunden hatte, war 1946 zum Katholizismus konvertiert.

In Saarbrücken hat Alfons Becker 1951 das Staatsexamen abgelegt, 1955 promoviert und sich 1961 habilitiert; dort wirkte er am Historischen Seminar als Assistent und Privatdozent, bis er 1964 den Ruf nach Mainz erhielt. Sein eigentlicher Lehrer in Saarbrücken war Eugen Meyer. Ihm hat Alfons Becker in der *Historischen Zeitschrift* 1974 einen Nachruf gewidmet. Er charakterisierte Meyer als einen »Lehrer, der [...] Geschichte als Humanwissenschaft vermittelte, der Einfühlungsgabe und historisches Verstehen mit methodischer und quellen-

---

14 Zu den französischen Gründungen vgl. Corine Defrance, *Les Alliés occidentaux et les universités allemandes 1945–1949*, Paris 2000, S. 175–191 (Zitat S. 177). – In Mainz wird dieser Ansatz der französischen Kulturpolitik auch in der Gründung des »Instituts für Europäische Geschichte« sichtbar; vgl. dazu in einem personengeschichtlichen Zugriff Heinz Duchhardt, *Eine Karriere im Zeichen der Umbrüche. Der Historiker Martin Göhring (1903–1968) in seiner Zeit*, Stuttgart 2018, S. 121–129. In diesen Zusammenhang gehört auch der Versuch, seit 1947 »einen Arbeitskreis junger katholischer und evangelischer Historiker zusammenzubringen«. Dieser Arbeitskreis trat mehrfach zusammen und stand in engem Zusammenhang mit den Internationalen Historikertreffen in Speyer, an deren dritter Zusammenkunft (Oktober Speyer 1949) aus Mainz Heinrich Büttner, Ludwig Petry und Theodor Schieffer teilnahmen. Vgl. Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 266–271 (S. 266f. Zitat aus der Herder-Korrespondenz, Oktober 1947); Corine Defrance, *Die internationalen Historikertreffen von Speyer. Erste Kontaktaufnahmen zwischen deutschen und französischen Historikern nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: Ulrich Pfeil (Hrsg.), *Die Rückkehr der Geschichtswissenschaft in die »Ökumene der Historiker«*. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz, München 2008, S. 213–237, dort im Anhang eine Liste der Teilnehmer an den vier Treffen in Speyer. Am ersten (August 1948) hatte aus Mainz Eugen Ewig teilgenommen, Ludwig Petry war zu dem zweiten (März 1949) eingeladen/ gekommen.

kritischer Strenge verband«<sup>15</sup>. Vermutlich hat er damit ein Ideal historischen Forschens und Lehrens verkündet, dem er sich selbst verpflichtet fühlte.

In Saarbrücken dürfte Becker auch ganz konkret dem Problem einer Zusammenarbeit der deutschen und französischen Historiker begegnet sein. Hier organisierte 1961 die »Deutsche Historische Forschungsstelle in Paris« (die Vorläufereinrichtung des heutigen Deutschen Historischen Instituts in Paris) ihr erstes Treffen von Historikern aus beiden Ländern. Für die französischen Teilnehmer formulierte Fernand Braudel in einem Schlusswort, dass »die seit 1914 unterbrochenen Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Geschichtswissenschaft erst auf dieser Tagung wieder neu geknüpft worden seien«<sup>16</sup>.

Becker selbst hatte sich bereits zuvor in seiner Dissertation einem Thema der französischen Geschichte zugewandt und erweiterte und ergänzte dabei die Perspektiven der deutschsprachigen Forschung. Dem »deutschen« Forschungsthema und Epochenbegriff »Investiturstreit« stellte er in seiner Saarbrücker Doktorarbeit von 1954 *Studien zum Investiturstreit in Frankreich* gegenüber<sup>17</sup>. Mit dem deutschen Streit kontrastierte er so die Lösung eines Problems, welche das Zusammenwirken von Königtum und Kirche im 12. Jahrhundert und darüber hinaus erlaubte, gerade weil man sich hier intensiv um die intellektuelle Durchdringung der Bestimmung von »weltlicher« und »kirchlicher« Gewalt bemüht hatte. Was in der deutschen Forschung als Auseinandersetzung zweier Universalgewalten begriffen wurde, verstand Becker als kirchlichen Vereinheitlichungs- und politischen Differenzierungsprozess in Europa: »Aber der Karolinger und sein Reich hatten am Ende der hier geschilderten Periode eine wahrhaft europäische Aufgabe übernommen als Bundesgenossen des Papsttums und der Kirche. Das karolingische Erbe der Schutzherrschaft über die Kirche, das die deutschen Kaiser bewahrt und weitergetragen hatten, ging seit St. Denis 1107 für Jahrhunderte an das kapetingische Königtum über«<sup>18</sup>. Frankreich so in ein Gesamtbild europäischer Geschichte zu verorten, ist sicher durch die besondere Situation des Saarlandes in diesen Jahren bis zum »Europäischen Statut für das Saarland« (Saarstatut) von 1954 und der ein Jahr später stattfindenden Saar-Abstimmung (die das von Ministerpräsident Hoff-

15 Alfons Becker, Eugen Meyer (†), in: *Historische Zeitschrift* 217 (1974), S. 252–254, hier S. 254. – Zur Tätigkeit Meyers in der saarländischen Kultusbehörde 1951/1952 unter Hoffmann und nochmals nach der Saarabstimmung vgl. Heinrich Küppers, *Bildungspolitik im Saarland 1945–1955*, Saarbrücken 1984, S. 206f. und S. 261f.

16 So der Tagungsbericht von Eugen Ewig, in: Ulrich Pfeil, *Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation*, Ostfildern 2007, S. 175.

17 Alfons Becker, *Studien zum Investiturstreit in Frankreich. Papsttum, Königtum und Episkopat im Zeitalter der gregorianischen Kirchenreform (1049–1119)*, Saarbrücken 1955.

18 Becker, *Studien zum Investiturstreit* (Anm. 17), S. 171.

mann befürwortete Statut, welches eine Europäisierung und Autonomie des Saarlandes etablieren sollte, ablehnte und die Rückgliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik einleitete) mitbedingt<sup>19</sup>. Die Berufung auf das »karolingische Erbe« gründet ebenso in der frühen Diskussion um eine europäische Einigung. All das reicht jedoch nicht, um Beckers historiographischen Ansatz zu erklären. Denn in seinen weiteren wissenschaftlichen Arbeiten, seiner Tätigkeit als Professor für mittelalterliche Geschichte in Mainz, ging sein Blick über das karolingische Europa hinaus, selbst über das lateinische Europa, welches damals in den Begriff »Abendland« gefasst wurde. Denn in Forschung, Lehre und deren Organisation lenkte sich sein Blick auch auf den griechisch-orthodoxen Raum im östlichen Mittelmeer. Im Schlusswort seiner (gleich vorzustellenden) Urban-Monographie schrieb er: »Europa stellte für Urban II. offensichtlich eine historische Einheit als lateinisch-griechische, römisch-byzantinische Religions- und Kulturökumene dar«, geprägt durch die »politische Pluralität der *regna*«<sup>20</sup>.

Beckers Dissertation ist »nach wie vor das Standardwerk zum Investiturstreit in Frankreich«<sup>21</sup>. Über sie hat er dann zu seinem Lebenswerk gefunden: der Monographie über Urban II., des ersten aus Frankreich stammenden Papstes. Sie ist in drei Teilbänden in den *Schriften der Monumenta Germaniae Historica* (Bd. 19) erschienen<sup>22</sup>. Den ersten Teil hat Becker 1961 in Saarbrücken mit Vorarbeiten für das Kommende als Habilitationsschrift vorgelegt, das eröffnete ihm den Weg zu seiner Berufung nach Mainz. Den zweiten Teil hat er 1988 im Jahr nach seiner Emeritierung veröffentlicht. Das Erscheinen des dritten Teils hat er nicht mehr erleben können. Bald nachdem er ihn bei den *Monumenta Germaniae Historica* zum Druck eingereicht hat, ist er erkrankt und im August 2011 gestorben. Das Vorwort zu diesem abschließenden Teil datiert auf den »Juli 2009«. So ist auch dieser etwa 6 Monate nach Beckers Tod erschienene Teil ganz und gar Beckers eigenes Werk – ergänzt durch ein Namenregister für alle drei Teile, welches den *Monumenta Germaniae Historica* zu verdanken ist.

19 Becker hat sich mit seinem zweiten Nachfolger Franz J. Felten, der 1946 im saarländischen Weiten geboren worden war, mehrmals über die Saarfrage unterhalten, er selbst hätte in der von Ministerpräsident Hoffmann befürworteten Annahme des Statuts die bessere Lösung gesehen. Die Familie lebte damals in Forbach (beides nach freundlicher Auskunft von Franz J. Felten, 16. April 2019). – Knapp zur politischen Entwicklung von 1945 bis 1956 Paul Burgard, *Kleine Geschichte des Saarlands, Leinfelden-Echterdingen* 2010, S. 216–231.

20 Becker, *Papst Urban II. (1088–1099)*, Teil 3, Hannover 2012, S. 673.

21 So das Urteil von Jochen Johrendt, *Investiturstreit*, Darmstadt 2018, S. 163.

22 Alfons Becker, *Papst Urban II. (1088–1099)*. Teil 1: Herkunft und kirchliche Laufbahn. Der Papst und die lateinische Christenheit (XLIII und 254 S.); Teil 2: Der Papst, die griechische Christenheit und der Kreuzzug (XLII und 457 S.); Teil 3: Ideen, Institutionen und Praxis eines päpstlichen regimien universale (LXXXVIII und 750 S.) Stuttgart 1964 und 1988, Hannover 2012.

Beckers Berufung auf die Mainzer Professur für mittelalterliche Geschichte bedeutete eine Verlagerung des dortigen Forschungsschwerpunkts<sup>23</sup>. Für seinen Vorgänger Eugen Ewig hatte das frühe Mittelalter, speziell die Zeit der Merowinger, im Mittelpunkt des Interesses gestanden. Alfons Becker widmete sich mit dem 11. (und 12. Jahrhundert) dem hohen Mittelalter. Weiterhin gepflegt hat er aber die Ausweitung des Blicks über den Raum des heutigen Deutschland hinaus nach Westen, speziell nach Frankreich. Durch seine Forschungen zur Kirchen- und Papstgeschichte erfüllte er zudem eine Aufgabe die der Mittelalter-Abteilung des Historischen Seminars als Konkordatslehrstuhl zufiel. Denn hier sollte für Studierende der katholischen Theologie auch mittelalterliche Kirchengeschichte gelehrt werden. Angesichts der ohnehin engen Verschränkung von politischer und kirchlicher Geschichte im europäischen Mittelalter bedurfte es dabei aber keiner auf diesen Hörerkreis zugeschnittenen Lehrveranstaltungen, erst recht nicht einer konfessionell geprägten Lehre.

Die von der Philosophischen Fakultät für die Nachfolge von Eugen Ewig am 27. Juli 1964 erstellte Liste hatte Franz-Josef Schmale, damals Professor in Würzburg, auf den ersten Platz gesetzt, Alfons Becker auf den zweiten und den in Freiburg tätigen Karl Schmid auf den dritten<sup>24</sup>. Die Reihung zeigt, dass eine kirchengeschichtliche Ausrichtung und eine Orientierung an Frankreich von dem zu Berufenden erwünscht war. Franz-Josef Schmale hatte sich mit einer Arbeit über das Papstschiisma von 1130 habilitiert, in dem nicht zuletzt Bernhard von Clairvaux eine ausschlaggebende Rolle spielte. Becker vereinigte durch seine Dissertation und seine Habilitation über Papst Urban II. diese Gesichtspunkte. Karl Schmid's Forschungen hatten zwar keinen Bezug zu Frankreich, er hatte aber mit seinem Buch über das *Kloster Hirsau und seine Stifter* eine auch kirchengeschichtlich wichtige Arbeit vorgelegt. Schmale übernahm noch 1964 die »Gründungsprofessur« für mittelalterliche Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Ob ein Ruf an ihn ergangen ist oder ob sofort mit dem an zweiter Stelle platzierten Alfons Becker verhandelt wurde, lässt sich den Mainzer Unterlagen derzeit nicht entnehmen. Karl Schmid erhielt 1965 eine Professur an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

\* \* \*

Schon bald nach Beckers Berufung nach Mainz kam es zu wichtigen Umformungen der deutschen Universitäten, die bis gegen das Ende der 1970er Jahre andauerten: Die Studentenzahlen erhöhten sich. Die Universitäten wandelten

23 Eine Schwerpunktverlagerung mit dem Wechsel von Ewig zu Becker konstatiert auch Gerlich (Anm. 5) S. 82f. und S. 86f.

24 Vgl. das Protokoll der Senatssitzung vom 31. Juli 1964, UA Mainz, Best. 85 Nr. 10, Bl. 88.

sich von einer von den ordentlichen Professoren (Ordinarien) bestimmten Einrichtung zu einer Gruppenuniversität, in der neben den Ordinarien auch die sonstigen Habilitierten, die Studierenden sowie die wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter an der universitären Selbstverwaltung beteiligt wurden; dieser Prozess war in der Regel eingebettet in die Aufteilung der alten Fakultäten in mehrere Fachbereiche, was besonders die an einzelnen Fächern reiche Philosophische Fakultät betraf (in Mainz 1973). All das geschah vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Wandels in der gesamten westlichen Welt.

Das Mainzer Historische Seminar bildete nunmehr mit den Instituten für Vor- und Frühgeschichte, für Alte Geschichte, für Osteuropäische Geschichte, für Buchwesen und für Musikwissenschaft einen Fachbereich (FB 16). Der Übergang von der Ordinarienuniversität zur Gruppenuniversität äußerte sich hier stärker in Spannungen innerhalb der Professorenschaft – zwischen Ordinarien und Habilitierten – als zwischen Lehrenden und Studierenden. Die Forderungen der Studierenden gingen über Organisatorisches hinaus, sie verlangten auch inhaltliche Änderungen im Lehrangebot des Seminars, nämlich eine stärkere Berücksichtigung der Zeitgeschichte (speziell der Zeit nach 1933). Das führte nach der Emeritierung von Eberhard Kessel und der Neubesetzung seiner Professur mit Winfried Baumgart (1973), dessen Forschungsschwerpunkte auf der Zeit vor 1918/19 lagen, zu Protest- und Störaktionen vor allem bei Lehrveranstaltungen zur neueren und neuesten Geschichte nach 1815. Der mittelalterlichen Geschichte wiesen die Studierenden eine nur marginale Rolle in ihrer Ausbildung zu. Deshalb blieben die Lehre und Forschung zur mittelalterlichen Geschichte im Kern von diesen Auseinandersetzungen unberührt und wurde nur von generellen Streikaktionen erfasst. Das Mittelalter segelte gleichsam im Windschatten der Unruhen.

Für dem Bereich des Mittelalters bildete der sich verstärkende Rückgang solider Lateinkenntnisse das Hauptproblem in der Lehre. Das galt gerade für Becker, dessen Seminare auf der Kenntnis von Quellen aufbauten – auch von solchen, für die es keine Übersetzung in eine moderne Fremdsprache gab, z. B. für die Einleitungsformeln hochmittelalterlicher Papsturkunden, die er im Wintersemester 1969/70 zum Gegenstand seines Seminars machte. Auch die Proseminare seiner Mitarbeiter dienten in besonderem Maß der Heranführung der Studierenden an quellenbezogenes Arbeiten. Hielt er selbst ein Proseminar, was in den letzten Jahren seiner Tätigkeit die Regel war, lautete der Titel oft *Ausgewählte Quellen zu...*; methodisch sorgfältige Quellenarbeit zu vermitteln, war ihm ein wichtiges Anliegen – lange bevor man das in den Begriff »Kompetenzvermittlung« fasste.

Die steigenden Studierendenzahlen sowie die Wandlung der deutschen Universitäten zu »Massenuniversitäten« ermöglichten, was oft unterschätzt wird,

einen Ausbau des akademischen Mittelbaus und führten auch zu einer Ausweitung der für die Bibliotheken zur Verfügung stehenden Mittel. Als Becker seine Lehrtätigkeit in Mainz begann, waren knapp 1900 Studierende an der Philosophischen Fakultät eingeschrieben, rund 750 davon waren Frauen. Im Sommersemester 1970 war die Studierendenzahl auf fast 3000 gestiegen, nunmehr studierten 1400 Frauen an der Philosophischen Fakultät. Anglistik und Germanistik waren dort die größten Fächer. Die Geschichte lag auf dem dritten Platz, im Sommer 1975 mit 911 Studierenden für das Lehramt (bei Anglisten und Germanisten jeweils rund 1300 Studierende)<sup>25</sup>. Trotz der steigenden Studierendenzahlen verbesserten sich die Studienbedingungen durch den Ausbau der Bibliothek, was auch durch Sondermittel beflügelt wurde, die Becker bei seiner Berufung zugesagt worden waren. Seine Erfahrungen bei dem Aufbau einer Seminarbibliothek an der in der Nachkriegszeit gegründeten Saarbrücker Universität kamen ihm dabei zugute. Für seine eigenen Forschungen konnte Becker auf seine Privatbibliothek zurückgreifen. Die Seminarbibliothek hingegen sollte den Studierenden die wichtigste Literatur für Hausarbeiten und Examensvorbereitungen bereitstellen. Ein besonderer Schwerpunkt lag auf der Vervollständigung oder Beschaffung der großen Quellenreihen zur mittelalterlichen Geschichte, was einen schnellen Rückgriff auf Quellen ermöglichte, ohne auf die Fernleihe angewiesen zu sein, und die Bibliothek für die Forschungsarbeit »zukunftsicher« machen sollte. Die in den 1970er Jahren technisch möglichen und von den Verlagen intensiv genutzten photomechanischen Nachdrucke begünstigten die von Becker betriebene Weiterentwicklung der Bibliothek und ergänzten die Angebote wissenschaftlicher Antiquariate.

In Mainz nutzte Becker die Gelegenheit, die mittelalterliche Geschichtsforschung um einen andernorts oft wenig beachteten Aspekt institutionell zu erweitern. Er hatte maßgeblichen Anteil daran, dass am Historischen Seminar eine Professur für Byzantinistik eingerichtet werden konnte, wofür Eugen Ewig bereits die ersten Schritte unternommen hatte. Ewig hatte den Münchener Byzantinisten Armin Hohlweg nach Mainz geholt, wo dieser Lehraufgaben auf dem historischen und philologisch-literarischen Feld der Byzantinistik übernahm. Becker erreichte, dass sich aus diesem Lehrgebiet 1972 eine eigenständige Abteilung Byzantinistik innerhalb des Historischen Seminars entwickelte. Hohlweg, der sich inzwischen in München habilitiert hatte und nach Mainz umhabilitiert wurde, stand dieser vor, bis er 1976 den Lehrstuhl für Byzantinistik und Neugriechische Philologie in München übernahm. Hohlwegs Nachfolger in Mainz wurde Johannes Koder, der 1985 an die Universität Wien berufen wurde, ihm folgte 1986 Günter Prinzing (seit 2009 vertritt Johannes Pahlitzsch das

---

25 Die Angaben nach VV Mz 1965 (für das vorausgehende Wintersemester), VV Mz 1970 und VV Mz 1975. Die älteren Vorlesungsverzeichnisse geben nur die Zahlen für die Fakultäten.

Fach). So ist unter Alfons Becker eine institutionelle Sicherung der Byzantinistik an der Mainzer Universität gelungen. Anders als die Byzantinistik an den übrigen deutschsprachigen Universitäten war sie von Beginn an in ein Historisches Seminar integriert. Die Studienleistungen, die in dem historisch orientierten byzantinistischen Lehrangebot erbracht wurden, galten deshalb auch für die klassische, auf das lateinische Europa bezogene historische Mediävistik<sup>26</sup>.

Beckers Interesse an der Byzantinistik hing eng mit seinen eigenen Forschungen zu Papst Urban II. (1088–1099) zusammen, von denen noch zu reden sein wird. Die deutsche Mediävistik überwand zwar damals ihre traditionelle Konzentration auf die Geschichte von Kaiser und Reich, doch richtete sich ihr Blick vorrangig nur auf das lateinische (= westliche) Europa. Auch die Papstgeschichte wurde noch häufig unter einem »nationalgeschichtlichen« Blickwinkel behandelt und die Beziehungen zwischen (fränkisch-deutschem) Kaiser und (römischem) Papst in den Mittelpunkt gestellt, obwohl die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert über die Deutschen Historischen Institute in Rom und seit 1958/1964 in Paris vor allem von Deutschland aus betriebene Erforschung und Erschließung der früh- und hochmittelalterlichen Papsturkunden naturgemäß das ganze lateinische Europa erfasste<sup>27</sup>. In gemeinsamen Seminaren mit dem jeweiligen Fachvertreter für Byzantinistik vermittelte Becker Wissen um und Bewusstsein von der engen Verflechtung zwischen lateinischer und griechischer Welt. Im Sommersemester 1966 hielt er zusammen mit Armin Hohlweg ein Oberseminar<sup>28</sup> zur »Geschichte der Kreuzzüge nach lateinischen und griechischen Quellen«; ein weiteres gemeinsames Oberseminar mit Hohlweg folgte im Wintersemester 1970/71 und danach im Sommer 1973 über »Das römische Kaisertum um 800. Abendländische und byzantinische Konzeptionen«. Ein viertes gemeinsames Seminar folgte im Sommer 1976.

Welchen Wert Becker auf das Zusammenwirken von lateinischer und byzantinisch-griechischer Mediävistik legte, zeigt die Ankündigung eines Seminars zum Sommersemester 1978, als nach dem Weggang von Armin Hohlweg die Neubesetzung der byzantinistischen Professur anstand. Becker und »N.N.« boten als Thema »Abendland und Byzanz« an. Als erstes gemeinsames Seminar

26 Als knapper Überblick vgl. Johannes Pahlitzsch, Byzantinistik, in: Wege nach Byzanz, hrsg. von Benjamin Furlas und Vasiliki Tsamakda, Mainz 2011, S. 184f. (dort im Abschnitt: Byzanz in Mainz. Wissenschaft mit Tradition). 1985 wurde in Mainz eine Professur für Christliche Archäologie und Byzantinische Kunstgeschichte geschaffen, vgl. im gleichen Band S. 185f. den entsprechend betitelten Beitrag von Vasiliki Tsamakda S. 185f. Den Anteil von Eugen Ewig hat Pahlitzsch in seiner kurzen Darstellung übergangen. Ausführlicher und auf die Auswirkungen im Lehrangebot eingehend Gerlich (Anm. 5) S. 80, S. 82f.

27 Vgl. den Sammelband Rudolf Hiestand (Hrsg.), Hundert Jahre Papsturkundenforschung. Bilanz – Methoden – Perspektiven. Akten eines Kolloquiums zum hundertjährigen Bestehen der Regesta Pontificum Romanorum vom 9.–11. Oktober 1996 in Göttingen, Göttingen 2003.

28 Zu den folgenden Angaben vgl. jeweils das entsprechende Vorlesungsverzeichnis.

mit Johannes Koder weist das Vorlesungsverzeichnis dann für das Wintersemester 1979/80 eins zu den Beziehungen »Abendland und Byzanz« seit der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204 aus.

Überhaupt hat Alfons Becker mehrfach mit Kollegen aus anderen Abteilungen des Historischen Seminars oder benachbarten Fächern gemeinsame Lehrveranstaltungen und Seminare angeboten. In Sommer 1987, dem letzten Semester seiner Lehrtätigkeit, hat er zusammen mit Alois Gerlich ein Seminar »Adel und Burgen am Mittelrhein im Hoch- und Spätmittelalter« gehalten. Zu diesem Seminar gehörte auch eine Exkursion, zu der unter der Leitung von Jean Richard eine Studentengruppe aus Dijon anreiste, die sich an ihrer Universität mit dem Thema »Adel« befasst hatte. Mehrfach ist es zu einem vergleichbaren Austausch zwischen Mainz und Dijon gekommen, für den sich in Mainz auch Hermann Weber engagierte (eine der ersten Mainzer Exkursionen nach Dijon und Burgund fand 1969 unter der Ägide von Becker, Weber und dem Althistoriker Hans Ulrich Instinsky statt). Zu Robert Folz (1910–1996) und Jean Richard (geb. 1921), den damaligen Mediävisten in Dijon, stand Becker in wissenschaftlicher und freundschaftlicher Verbindung.

Beckers Vorlesungen behandelten das Mittelalter vom 6. bis zum 14./15. Jahrhundert (wobei die Zeit nach 1200/1300 schwerpunktmäßig von Alois Gerlich gelehrt wurde). Der karolingischen Epoche (die bei ihm auch das 10. Jahrhundert umfasste, da Frankreich noch bis 987 einem karolingischen König unterstand) und dem 11. Jahrhundert widmete er oft mehrere aufeinanderfolgende Semester. Faktengeschichtlich bildete die »deutsche« Geschichte den Mittelpunkt, was auch den Schwerpunkten der Lehrpläne für den Gymnasialunterricht entsprach. Aber in den ersten Wochen seiner Vorlesungen entwarf Becker ein Bild der europäischen Entwicklungen in dem behandelten Zeitraum. Dabei rekurrierte er immer wieder auf die Sichtweisen des 1944 von den Deutschen in Lyon als (jüdischer) Widerstandskämpfer erschossenen Marc Bloch (und auch auf Georges Duby, 1919–1996). Die Entwicklungen der neueren französischen Historiographie kamen deshalb in Mainz zur Sprache, lange bevor die grundlegenden Arbeiten von Bloch in deutscher Übersetzung erschienen waren. Gleichzeitig vermittelte Hermann Weber in seinen Lehrveranstaltungen die methodischen Ansätze und geschichtstheoretischen Grundsätze von Fernand Braudel (1902–1985)<sup>29</sup>. Als die Mainzer Universität 1979 Robert Folz die

---

29 Die deutschen Übersetzungen waren: Marc Bloch, *Die Feudalgesellschaft*, Berlin 1982 (übersetzt von Eberhard Bohm u. a.); Fernand Braudel, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* Übersetzt von Grete Osterwald, 3 Bde., Frankfurt 1990 (nach der vierten französischen Auflage von 1979). Eine demgegenüber veränderte Übersetzung von Blochs »Feudalgesellschaft« erschien 1999 in Stuttgart (bei Klett-Cotta); zur Rezeption vgl. Peter Schöttler, *Die deutsche Geschichtswissenschaft und Marc Bloch. Die ersten*

Ehrendoktorwürde verlieh, hielt Alfons Becker die Laudatio auf diesen Schüler von Marc Bloch. Er würdigte dabei die »moderne französische historische Schule«, der Folz entstammte, und fügte hinzu, der Geehrte habe es verstanden, »dies auch mit Konzeptionen und Methoden der deutschen Geschichtswissenschaft zu verbinden«<sup>30</sup>. In seinen eigenen Forschungen folgte Becker aber eher den deutschen Traditionen als den neuen französischen Zugriffen, doch er erweiterte und ergänzte die Perspektiven der deutschsprachigen Forschung, die er in seinen kirchen- und papstgeschichtlichen Arbeiten aus »nationalgeschichtlichen« Engführungen löste (siehe unten III.).

Die Historischen Hilfswissenschaften, die an den deutschen Universitäten in der Regel der Mediävistik zugeordnet sind, lehrte Josef Joachim Menzel. Menzel war in Graz von Heinrich Appelt promoviert worden und war mit diesem nach Wien gegangen. Dort hatte er am Institut für Österreichische Geschichtsforschung eine spezielle Ausbildung in den Hilfswissenschaften erfahren und war 1966 mit einer Habilitationsschrift im Gepäck als Assistent zu Ludwig Petry gekommen, unter dem er sich 1969/1970 habilitierte. Nach der Gliederung der Philosophischen Fakultät in Fachbereiche wurde Menzel, seit 1973 außerplanmäßiger Professor, der Mittelalter-Abteilung von Becker zugeordnet und lehrte dort eigenverantwortlich. Mit seinen Vorlesungen und Seminaren zur Urkundenlehre, Paläographie und Siegelkunde waren die Kernbereiche der Hilfswissenschaften nunmehr im Lehrangebot abgesichert; da Menzel auch zu den Herausgebern des seit 1963 erscheinenden *Schlesischen Urkundenbuchs* gehörte, bestanden dabei auch Verbindungen zu konkreter Forschung. Ein weiterer Schwerpunkt von Menzels Lehre war die Verfassungsgeschichte. Mit der von Becker vertretenen allgemeinen Mediävistik, dem spätmittelalterlichen Lehrangebot in der Landesgeschichte, den Hilfswissenschaften, der Byzantinistik und dem Lehrangebot des Instituts für Osteuropakunde zur mittelalterlichen Geschichte war die mittelalterliche Geschichte in Mainz in ihrer ganzen Breite zu studieren<sup>31</sup>.

---

Nachkriegsjahrzehnte, in: Pfeil, Rückkehr (Anm. 14) S. 155–185, zur Übersetzungsproblematik S. 178–180.

30 Druck der Laudatio in: Robert Folz (1910–1996). Mittler zwischen Frankreich und Deutschland, hrsg. von Franz J. Felten, Pierre Monnet und Alain Saint-Denis, Stuttgart 2007, S. 2–4, Zitat S. 2. Vgl. auch im gleichen Band S. 5–13: Michael Kißener, Robert Folz (1910–1996). Ein Mediävist als kultureller Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, dort S. 8–11 zu Rolle von Folz bei den Beziehungen zwischen den Universitäten Mainz und Dijon.

31 Seit dem Wintersemester 1968/69 hielt Wolfgang Metz (1919–1992), Bibliotheksdirektor in Speyer, Vorlesungen und Seminare zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, 1971 wurde er zum Honorarprofessor ernannt. Zuletzt kündigt für ihn das Vorlesungsverzeichnis zum Sommer 1983 eine Lehrveranstaltung an. Eine Verstetigung seines Arbeitsgebiets erfolgte nicht.

Eine Schule in engerem Sinn hat Alfons Becker nicht gebildet. Er vergab keine Dissertationsthemen, die in Fragestellung und Methode ein bestimmtes Forschungsprogramm abarbeiten sollten. Die Themen erwuchsen aus direktem Kontakt und Anregungen aus seiner Lehre, besonders seinen Seminaren. Die Themen der Dissertation von Hubert Gerner über *Lyon im Frühmittelalter* (gedruckt 1968)<sup>32</sup> und Franz Staab zur *Gesellschaft am Mittelrhein in der Karolingerzeit* (1975) waren noch mit Beckers Vorgänger Eugen Ewig vereinbart worden bzw. von dessen Lehre und Forschung geprägt. Die mit Becker selbst abgesprochenen Themen führen vor allem in das 11. und 12. Jahrhundert und griffen seine Forschungsinteressen auf. Ernst-Dieter Hehl handelte (1980) über die rechtliche Bewertung des Kriegs im kanonischen Recht im 12. Jahrhundert. Paul Millotat überprüfte (1989) *Transpersonale Staatsvorstellungen in den Beziehungen zwischen Kirchen und Königtum in der ausgehenden Salierzeit*. Jörg W. Busch stellte (1990) den oberitalienischen Autor Placidus von Nonantula, dessen *Liber de Honore Ecclesiae* sich den Beziehungen zwischen Herrscher und Bischof sowie den Regalien und dem Kirchengut widmete, in den Mittelpunkt seiner quellen- und überlieferungskritischen Untersuchung. Theo Holzappel schrieb (1990) über die Haltung Papst Innozenz' III. und des französischen Königs Philipp II. Augustus zu den englisch-welfischen Verbindungen 1198–1216. Michael Horn legte (1990) eine Monographie zu Papst Eugen III. (1145–1153) vor, dem ersten Papst, der dem Zisterzienserorden entstammte. Hubertus Seibert hatte sein Thema über die Abtserhebungen in Lothringen und Schwaben in salischer Zeit (1995) noch mit Becker abgesprochen und vollendete seine Untersuchungen unter dessen Nachfolger Stefan Weinfurter. Die Dissertation von Ingrid H. Ringel (1980) über das *Personal der Kanzlei des Mainzer Erzbischofs Dietrich von Erbach (1434–1459)* fällt nur scheinbar aus dieser Reihe. Das Thema ist zwar unter dem Einfluss des Kirchenhistorikers Anton Ph. Brück (1913–1984) gewählt worden, doch Becker dürfte sich angesichts seines eigenen Bemühens um die Kanzlei Papst Urbans II. für derartige Forschungen interessiert haben.

Von den genannten Doktoranden hat sich Franz Staab 1984 mit einer Arbeit zur Mainzer Kirchengeschichte habilitiert, die erst nach seinem frühen Tod (2004) aus dem Nachlass gedruckt worden ist; seit 1987 war Staab Professor an der (späteren) Universität Koblenz-Landau<sup>33</sup>. 1978 habilitierte sich mit Dietrich Lohrmann ein Schüler Gerd Tellenbachs in Mainz. Als Mitarbeiter des Deutschen

32 Im Folgenden nenne ich jeweils das Jahr des Drucks. Die bibliographischen Daten lassen sich über den OPAC der Monumenta Germaniae Historica, der Regesta Imperii oder der Deutschen Nationalbibliothek und anderer Einrichtungen ermitteln.

33 Franz Staab, *Das Erzstift Mainz im 10. und 11. Jahrhundert. Grundlegung einer Geschichte der Mainzer Erzbischöfe. Von Hatto I. (891–913) bis Ruthard (1089–1109)*, Bingen 2008; die Analyse endet mit dem Tod von Erzbischof Willigis 1011.

Historischen Instituts in Paris war Lohrmann mit der Erschließung der Papsturkunden in Frankreich bis 1198 betraut, in deren Spiegel er nunmehr für das 11. und 12. Jahrhundert das Kirchengut im nördlichen Frankreich untersuchte. Seine Zusammenarbeit mit Becker schlug sich auch in einem gemeinsamen Aufsatz »über ein erschliches Privileg Papst Urbans II. für Erzbischof Guido von Vienne« nieder<sup>34</sup>. In Mainz hat Lohrmann vor allem zu Themen der mittelalterlichen Papsturkunden und französischen Geschichte gelehrt. 1984 wurde er nach Saarbrücken umhabilitiert und erhielt 1986 den Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen. Zusammen mit seinem Nachfolger Stefan Weinfurter hat Alfons Becker 1992 an der Habilitation von Ernst-Dieter Hehl mitgewirkt, der an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Mainz) mit einer Edition der Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens betraut war. Jörg W. Busch ist nach seiner Promotion bei Alfons Becker in den Sonderforschungsbereich 231 »Pragmatische Schriftlichkeit« in Münster gewechselt und hat sich dort 1994/95 habilitiert, inzwischen lehrt er am Historischen Seminar der Goethe-Universität Frankfurt.

Schon früh hat Beckers Habilitationsschrift anregend gewirkt. Bald nach dem Erscheinen des ersten Teils seines Buchs über Urban II. hat sich die deutschsprachige Forschung wieder verstärkt dem Thema Papst-Biographie zugewandt<sup>35</sup>. Um nur die Päpste des ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrhunderts zu nennen, Wibert von Ravenna – Clemens III., der Gegenpapst (Jürgen Ziese 1982; dazu auch Ingrid Heidrich 1984), Paschalis II. (Carlo Servatius 1979) und Guido von Vienne – Calixt II. (Beate Schilling 1998) sind unter vergleichbaren (aber natürlich fortgeschriebenen und spezifizierten) Fragestellungen untersucht worden; von Beckers Schülern hat Michael Horn 1990 die bereits erwähnte biographisch orientierte Studie zu Eugen III. vorgelegt.

Beckers wissenschaftliches Lebenswerk galt dem Papsttum Urbans II. Damit löste er sich aus einer Perspektive der deutschen Papstgeschichtsforschung, die häufig das Verhältnis von Kaiser und Papst im Mittelpunkt stellt. Denn Urban II. hatte Heinrichs IV. Kaisertum gleichsam ignoriert. Nicht allein die Byzanz- und Kreuzzugspolitik Urbans, die Becker im zweiten Teil seiner Monographie darstellte, lenkte seinen Blick vom Reich der Salier als Gegenpart des Papsttums weg. »Ideen, Institutionen und Praxis eines päpstlichen *regimen universale*« – so der Untertitel des dritten Teils – untersuchte Becker vielmehr am Beispiel der eu-

34 Lohrmanns Habilitationsschrift erschien 1983 als Bd. 20 der Pariser Historischen Studien; sein Aufsatz mit Becker: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 28 (1982), S. 66–111. Lohrmanns Freiburger Dissertation handelte über das Register Papst Johannes' VIII. (872–882), sie entstand weitgehend am Deutschen Historischen Institut in Rom, dessen Direktor Tellenbach 1962–1972 war, und erschien 1968 in dessen Schriftenreihe (Bd. 30).

35 Zur Ermittlung der genaueren bibliographischen Daten der nachfolgend genannten Monographien siehe oben Anm. 32.

ropäischen Königreiche, der Reconquistagebiete auf der Iberischen Halbinsel, der mit »Reconquista« verknüpften normannischen Herrschaftsbildung in Süditalien und auf Sizilien sowie für den in Opposition zu Heinrich stehenden Teil des Reiches. Auf einem spröden Quellenmaterial musste er Darstellung und Analyse aufbauen. Anders als bei Gregor VII. ist Urbans II. Register verloren, neben den Beschlüssen der päpstlichen Konzilien sind es deshalb die Papstprivilegien, aus denen Alfons Becker die ekklesiologischen Grundlagen von Urbans Politik entwarf und diese so in die Geschichte des Reformpapsttums und der gregorianischen Reform einordnete. Die Forschungen der Pius-Stiftung für Papsturkundenforschung in Göttingen und damit auch die Arbeiten des DHI Paris an der »Gallia Pontificia« hat er aufmerksam verfolgt und intensiv genutzt; 1975 hat er den (unveröffentlichten) Jahresvortrag des DHI gehalten und »Urban II et la France« zum Thema gemacht – in seinem Empfinden sicher auch ein Zeichen des Dankes und der Verpflichtung gegenüber der dort und anderswo betriebenen Papsturkundenforschung.

Die Tragfähigkeit von Beckers Versuch, aus Privilegienformeln historische Zusammenhänge zu erhellen, hatte sich vor dem Abschluss der Biographie Urbans bereits in der Analyse der Kreuzzugs idee des Papstes in Teil 2 erwiesen. Nachdrücklich hat Becker hier auf Urbans Konzept einer von Gott zugunsten der Christen bewirkten Zeitenwende hingewiesen, die schon zu Anfang des Pontifikats in Privilegien für sizilische und spanische Empfänger zu beobachten ist und einen geschichtstheologischen Schlüssel zu seinem Kreuzzugauf ruf bildet. Derartige ekklesiologische Grundierungen führten ihn auch dazu, die Bedeutung der päpstlichen Lehnspolitik, der er 1983 auf einer Mendola-Tagung einen Vortrag gewidmet hatte, zu relativieren. Päpstliche »Weltherrschaft« verstand Becker eher als päpstliche »Verantwortung« für Kirche und Christenheit, wobei der Rang der Könige und Herrscher erhalten blieb<sup>36</sup>. Dem seelsorgerischen und sakramentalen Impetus im päpstlichen Handeln hat Becker einen hohen Stellenwert zugewiesen. Deshalb erschienen ihm die Bischöfe die hauptsächlichen Adressaten von Urbans Kirchenpolitik und -organisation. Aber auch der Lebenssituation der Menschen trug Urban Rechnung, so in seinen Bestimmungen zur Ehe, wenn er die Verheiratung von Frauen gegen deren Willen zu unterbinden suchte oder die Kreuzzugsteilnahme eines frisch verheirateten Mannes an die Zustimmung der Ehefrau band.

Auf solche Züge seines »Helden« zu achten, entsprach Beckers eigener Wesensart. Die Menschen standen für ihn im Mittelpunkt. Alfons Becker war kein Mann des lauten und beherrschenden Tons. Er wusste zuzuhören: den Personen,

36 Alfons Becker, *Politique féodale de la papauté à l'égard des rois et des princes (XIe–XIIe siècles)*, in: *Chiesa e mondo feudale nei secoli X–XII. Atti della dodicesima settimana internazionale di studio. Mendola, 24–28 agosto 1992, Milano 1995*, S. 411–445.

die ihn umgaben, und den Menschen der Vergangenheit, denen er seine wissenschaftliche Arbeit widmete. Nur selten, vielleicht nur ein einziges Mal erhob Beckers Stimme sich zum Pathos, als er nämlich die Lage Urbans II. unmittelbar nach der Wahl zum Papst beschrieb:

»Und doch, welch unvergleichliche Stellung nahm er Wibert gegenüber ein! Er war frei. Er konnte an seine Sache glauben, an die Sache des unabhängigen Papsttums, das ihm in legitimer apostolischer Succession übertragen war, das sich nun in seiner Person verkörperte, wo immer er sich befand und in wie bitterer Not und Isolierung er auch leben mußte.« (Teil 1, S. 97)

Vielleicht spiegelt sich in diesem »Pathos für die Freiheit« Beckers eigene Lebensgeschichte, denn er hatte – wie eingangs berichtet – die Verfolgung seines Vaters durch die nationalsozialistische Diktatur erlebt und erfahren, »wie bitterer Not und Isolierung« die Familie ausgesetzt war. Beckers Interesse am »Investiturproblem in Frankreich« und dem aus Frankreich stammenden Papst Urban II. lässt sich unschwer aus seiner wissenschaftlichen Sozialisation in Saarbrücken erklären. Privates mag dazugekommen sein. Seit 1954 war er mit einer aus dem Großraum Paris stammenden Französin verheiratet. Kennen gelernt hatten sich die beiden in Paris, auf einem Treffen französischer und deutscher Studenten, das Jean-Baptiste Duroselle organisiert hatte (die drei Töchter des Paares machten in Deutschland ihr Abitur, danach studierten sie in Frankreich und gründeten dort ihre Familien). Und insgesamt zu bedenken ist, dass in den 50er Jahren das deutsch-französische Verhältnis überhaupt einen Schwerpunkt der Politik gebildet hat.

In einem »luftleeren Raum« lassen sich Beckers Forschungen nicht verorten. Er war ein aufmerksamer Beobachter seiner Zeit. So kann man auch in seiner Monographie über Urban II. Spuren zeitgenössischer innerkirchlicher Diskussion erkennen, die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) eine größere Öffentlichkeit erreichten. Das gilt auf subtile Art und Weise besonders für deren dritten Teil. Denn hier gab Becker keine klassische und ereignisbezogene Politikgeschichte bzw. keine Verfassungs- und Institutionengeschichte, sondern wählte dafür die ekklesiologischen Vorstellungen der Zeit als Interpretationsrahmen. Die ekklesiologische Orientierung war dabei sowohl Mittel wie Ziel. Als Mittel diente sie der Einordnung von Einzelbeobachtungen in einen größeren Zusammenhang (eine Isolierung unter dem Begriff »Verfassungsgeschichte« konnte so zum Beispiel bei Beckers Ausführungen zu den Kardinälen vermieden werden), Ziel war die präzisierende Ausdifferenzierung der Ekklesiologie des 11. Jahrhunderts. Historisch argumentierende Theologen des 20. Jahrhunderts gehörten zu Beckers wissenschaftlichen Gewährsleuten. Ein Teil von ihnen zählte zu den Beratern ihrer Bischöfe und Konzilstheologen des Zweiten Vatikanums: etwa der Dominikaner Yves Congar, der Jesuit Henri Lubac

sowie Joseph Ratzinger (der spätere Papst Benedikt XVI.). Congars Aufsatz *Der Platz des Papsttums in der Kirchenfrömmigkeit der Reformer des 11. Jahrhunderts* verdeutlicht schon im Titel, wie sehr es Becker mit seinem Rückgriff auf die Ekklesiologie um Papst- und Institutionengeschichte übergreifende Gesichtspunkte ging<sup>37</sup>. Derartige Berücksichtigung der ekklesiologischen Diskussion der eigenen Zeit bedeutet keine Anbiederung an einen vorherrschenden »Zeitgeist«. Der nachgeborene Historiker bemerkt vielmehr an diesem Beispiel, wie reflektierte Zeitgenossenschaft den Blick auf die Vergangenheit beeinflussen und lenken kann, hier auch mit bleibendem Gewinn erweitert und schärft.

Alfons Becker verkörperte den Idealtypus eines Professors, der sich der Lehre und seinen Forschungen widmet. Ein Organisator wissenschaftlicher Großprojekte und »Netzwerker« war er nicht. Von seinen Mainzer Kollegen stand ihm vermutlich sein Altersgenosse Hermann Weber am nächsten; an dem eine Wissenschaftsgeneration älteren Eberhard Kessel hat er dessen preußisch-protestantische Gradlinigkeit und umfassende Bildung geschätzt, an dem in Dijon wirkenden Robert Folz (wie bereits zitiert) die Verknüpfung von französischer und deutscher Wissenschaftstradition. Für seine eigenen Forschungen hat er den Kontakt zu Spezialisten im In- und Ausland gesucht und gefunden: etwa zu dem in den USA forschenden Robert Somerville, der die Erschließung der komplex überlieferten Konzilien Urbans II. zu seinem Thema gemacht hat, oder zu Patrick Demouy, der in Reims, wo Urban als Diakon seine kirchliche Karriere begonnen hatte, über die erzbischöflichen Urkunden arbeitete. Im Vorwort zum dritten Teil seiner Urban-Monographie nennt Becker diese und andere Kollegen.

An der Festschrift, die 1987 zu Beckers 65. Geburtstag und anlässlich seiner Emeritierung erschien, haben neben anderen Robert Folz und Jean Richard, seine wissenschaftlichen Freunde in Dijon, mitgewirkt sowie als dritter französischer Historiker Michel Parisse, der damals in Nancy mittelalterliche Geschichte lehrte und seit 1985 auch Direktor der *Mission historique française en Allemagne* in Göttingen war. Mit Karl Ferdinand Werner, damals Direktor des DHI Paris, und Horst Fuhrmann, damals Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, haben sich auch die Leiter der beiden Institutionen, denen sich Becker besonders verbunden und verpflichtet fühlte, an diesem Werk zu seinen Ehren beteiligt<sup>38</sup>. Als anlässlich seines 75. Geburtstags in Mainz eine Tagung über »Das

37 Congars Aufsatz erschien in: *Sentire ecclesiam. Das Bewußtsein von der Kirche als gestaltende Kraft der Kirchenfrömmigkeit*, hrsg. von Jean Daniélou und Herbert Vorgrimler, Freiburg i. B. 1961, S. 196–217. – Das Literaturverzeichnis Beckers (Teil 3, S. XV–LXXXVIII) nennt zu Congar neun Titel, Lubac und Ratzinger sind mit je einem Titel vertreten.

38 *Deus qui mutat tempora. Menschen und Institutionen im Wandel des Mittelalters*, hrsg. von Ernst-Dieter Hehl, Hubertus Seibert und Franz Staab, Sigmaringen 1987. Der Titel zitiert den Propheten Daniel 2,21. Becker hat in diesem Zitat einen Schlüssel zur Kreuzzugs idee Urbans II. gesehen.

Papsttum in der Welt des 12. Jahrhunderts« stattfand, versammelten sich hier zehn Jahre nach seiner Emeritierung knapp einhundert Mitforschende aus seiner bis zu der Generation, die in der Anfangsphase ihres wissenschaftlichen Wirkens stand. Den Schlussvortrag auf dieser Tagung hat Becker selbst übernommen<sup>39</sup>. Sein wissenschaftliches Lebenswerk hat Alfons Becker mit dem dritten Teil seiner Urban-Monographie abschließen können, auch wenn es ihm nicht mehr vergönnt war, das ausgedruckte Buch in den Händen zu halten.

---

39 Die Ergebnisse sind veröffentlicht im gleichnamigen Tagungsband (hrsg. von Ernst-Dieter Hehl, Ingrid H. Ringel und Hubertus Seibert), Ostfildern 2002; Beckers Beitrag S. 293–323: Das 12. Jahrhundert als Epoche der Papstgeschichte. – An diesem Band haben auch Stefan Weinfurter und Franz J. Felten, Beckers Nachfolger in Mainz, mitgewirkt.



---

Winfried Irgang

## Ludwig Petry (1908–1991)



»Ludwig Petry [...] hat das Arbeitsfeld der Landesgeschichte 1961 auf die einprägsame Formel gebracht: »In Grenzen unbegrenzt«. Wenn alle seine Werke vergessen sind, wird dieses glückliche Diktum [...] doch weiterleben«<sup>1</sup>.

Mit diesen wenigen Worten hat Enno Bünz, Inhaber des Lehrstuhls für Sächsische Landesgeschichte an der Universität Leipzig, anlässlich der Feier zum 50jährigen Bestehen des Mainzer Instituts für Geschichtliche Landeskunde am 28. Juni 2010 im Landtag von Rheinland-Pfalz natürlich keineswegs das Lebenswerk eines »der wichtigsten Landeshistoriker der ersten Jahrzehnte der

---

1 Enno Bünz, Wozu Landesgeschichte? Oder: Warum regionale Perspektiven in der Geschichte unverzichtbar sind. (<https://www.regionalgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsaeetze/buenz-mainz-landesgeschichte-regionalgeschichte.html>); zuletzt aufgerufen am 5. 11. 2018).

Bundesrepublik Deutschland«<sup>2</sup> und Gründungsdirektors eben dieses Instituts würdigen wollen, aber er hat damit wie mit einem Brennglas den Blick auf einen wesentlichen Punkt fokussiert: In kaum einem programmatischen Beitrag zur Landes- oder Regionalgeschichte in Deutschland während der letzten Jahrzehnte fehlt zumindest ein ausführlicher Hinweis auf die so überschriebene Programmschrift des Mainzer Instituts<sup>3</sup>. Und dies belegt die Ausstrahlung Petrys über seine Tätigkeit als mittelrheinischer und schlesischer Landeshistoriker hinaus.

Eine umfassende Biographie von Ludwig Petry, wie sie beispielsweise für seinen Fakultätskollegen Gotthold Rhode vorgelegt worden ist<sup>4</sup>, fehlt zwar bislang; es lassen sich allerdings in der Literatur bereits viele Informationen zu seinem Lebenslauf und zu seinem wissenschaftlichen Wirken finden. Petry selbst hat in einige seiner Aufsätze autobiographische Angaben einfließen lassen und darüber hinaus seine Tätigkeit an der Mainzer Universität eingehend dokumentiert<sup>5</sup>; neben Würdigungen zu ›runden‹ Geburtstagen und Nachrufen sind einige mehr oder weniger umfangreiche Biogramme erschienen<sup>6</sup>; und nicht zuletzt liegen die inhaltsreichen Ansprachen auf zwei akademischen Gedenkfeiern (1992, 2008) mit einer Vielzahl biographischer Details gedruckt vor<sup>7</sup>. In den letzten beiden Jahrzehnten sind zudem – im Rahmen von umfassenderen Untersuchungen – wiederholt (nicht immer sorgfältig recherchierte) Streiflichter auf seine Rolle innerhalb der sog. ›Ostforschung‹ geworfen worden<sup>8</sup>. In einer Studie zu den Anfangsjahren des Faches Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität und in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Instituts für Geschichtliche Landeskunde wurde natürlich auch sein Wirken in diesen

2 Markus Krzoska, Ludwig Petry, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften, hrsg. von Ingo Haar/Michael Fahlbusch, München 2008, S. 475–477, hier S. 475 [2. Aufl. Berlin-Boston 2017, S. 588–591].

3 Ludwig Petry, In Grenzen unbegrenzt. Möglichkeiten und Wege der geschichtlichen Landeskunde, Mainz 1961 (ND in: Probleme und Methoden der Landesgeschichte, hrsg. von Pankraz Fried, Darmstadt 1978, S. 280–304).

4 Eike Eckert, Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990), Osnabrück 2012.

5 Ludwig Petry, Forschungs- und Tätigkeitsbericht über Geschichtliche Landeskunde, in: Forschungsbericht Geschichte (Forschungsberichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Bd. II), Mainz 1974, S. 56–87.

6 Konrad Fuchs, Petry, Ludwig, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon XVI (1999), Sp. 1218–1228 (mit – allerdings nicht ganz vollständiger – Bibliographie); Krzoska (Anm. 2); Winfried Irgang, Ludwig Petry (1908–1991), in: Schlesische Lebensbilder Bd. XII, hrsg. von Joachim Bahlcke, Würzburg 2017, S. 445–458.

7 In Breslau und Mainz – Ludwig Petry (1908–1991). Ansprachen bei der akademischen Gedenkfeier am 20. November 1992, hrsg. vom Ludwig Petry-Institut e.V., Mainz 1996; Gedenkfeier zum 100. Geburtstag Ludwig Petrys (1908–1991) in Mainz (3. Juni 2008), [Mainz 2009].

8 Vgl. die Schrifttumsübersicht bei Irgang (Anm. 6), S. 458.

Zusammenhängen beleuchtet<sup>9</sup>. Ein erheblicher Teil des nahezu vollständig erhaltenen Nachlasses von Petry befindet sich im Mainzer Universitätsarchiv<sup>10</sup>, ein weiterer im Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg<sup>11</sup>, und schließlich findet sich auch noch einiges im Privatarchiv der Familie Petry<sup>12</sup>. Selbstverständlich sind auch die entsprechenden Personalakten im Bundesarchiv Berlin (Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung) sowie in den Universitätsarchiven von Breslau (Wrocław) und Gießen ergiebig.

\* \* \*

Paul Heinrich Ludwig Petry wurde am 3. Juni 1908 in der großherzoglichen Residenzstadt Darmstadt als Sohn des Gerichtsassessors und späteren Staatsanwalts Christian Heinrich Ludwig Petry (1878–1945) und dessen Ehefrau Katharina geb. Sander (1882–1979) geboren und wuchs im rheinhessischen Alzey und in seinem Geburtsort auf, wo er im Frühjahr 1926 am dortigen Ludwig-Georgs-Gymnasium die Reifeprüfung ablegte. Seinen Neigungen folgend begann er anschließend das Studium der Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau, wechselte jedoch bereits 1927 an die hessische Landesuniversität Gießen (Ludoviciana), an der er zwei Jahre später – unterbrochen von einem Zwischensemester in München im Sommer 1928 – das Staatsexamen ablegte. Neben Paul Joachimsen (1867–1930) und Hermann Oncken (1869–1945) in München<sup>13</sup> beeinflusste ihn am nachhaltigsten Hermann Aubin (1885–1969) in Gießen als herausragender und dynamischer Vertreter einer innovativen, volksgeschichtlich akzentuierten Landesgeschichtsforschung<sup>14</sup>; kurz vor dessen Weggang an die Friedrich-Wil-

- 
- 9 Wojtynowski; Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz e.V. 1960–2010, anlässlich des 50-jährigen Jubiläums hrsg. von Franz J. Felten, Mainz 2010.
- 10 Vgl. hierzu das sehr ausführliche und informative Findbuch NL 2 Ludwig Petry ([https://www.ub.uni-mainz.de/files/2016/12/NL02\\_Petry.pdf](https://www.ub.uni-mainz.de/files/2016/12/NL02_Petry.pdf); zuletzt aufgerufen am 6. 11. 2018).
- 11 Dokumentensammlung des Herder-Instituts (DSHI) Sign. 120 Historische Kommission für Schlesien.
- 12 Den Herren Ludwig Petry jun., Meerbusch, und PD Dr. Peter Haupt, Mainz, sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt für die großzügige Erlaubnis zur Einsichtnahme und Auswertung.
- 13 Vgl. Ludwig Petry, Als Student und wissenschaftlicher Mitarbeiter von Hermann Aubin in Gießen und Breslau, in: Erinnerungen an Hermann Aubin (1885–1969). Beiträge zum Persönlichkeitsbild des Hochschullehrers und ersten Präsidenten des J.-G.-Herder-Forschungsrates anlässlich seines 100. Geburtstages am 23. Dezember 1985, Marburg 1987, S. 26–33, hier S. 28.
- 14 Die Literatur zu Aubin ist inzwischen fast unüberschaubar; vgl. vor allem Eduard Mühle, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung,

helms-Universität zu Breslau im Sommer 1929 wurde er von ihm als Doktorand angenommen. Dass Petry Aubin nicht sofort mit an die Oder begleitete, sondern dass er damit bis nach der Ablegung des hessischen Referendarexamens im Sommer 1930 wartete, mag man als Ausfluss eines gewissen Sicherheitsbedürfnisses des mit traditionellen Werten aufgewachsenen und darin verwurzelten Verbindungsstudenten (Landsmannschaft Thuringia in Freiburg; Landsmannschaft Darmstadtia in Gießen)<sup>15</sup> deuten; dass er den Schritt in eine neue Umgebung und hin zu neuen Themenstellungen dennoch tat, beweist seine Beharrlichkeit und sein Festhalten an einmal gefassten Entschlüssen sowie seine immer wieder erprobte Einsatzbereitschaft.

Rasch und mit großem Elan arbeitete sich Petry in die ostdeutsche Landesgeschichte ein, wobei er sich selbst eher als Wirtschaftshistoriker sah und ursprünglich wohl auch gar nicht vorhatte, längere Zeit in der Odermetropole zu verweilen. Mit seinem Doktorvater war er sich darin einig, dass die Dissertation »ein auf Archivalien aufgebautes Thema sein [sollte], das dennoch in sich genügend begrenzt ist, um Ihren Aufenthalt in Breslau nicht unnützlich zu verlängern«<sup>16</sup>. Ungeachtet der Tatsache, dass Aubin in den drei Wintersemestern 1930/31, 1931/32 und 1932/33 Gastvorlesungen an der Universität Kairo hielt, konnte sich der junge Promovend zielstrebig auf die Konzeption und Niederschrift seiner vornehmlich aus Breslauer Archivquellen gespeisten Dissertation über die Breslauer Kaufmannsfamilie Popplau am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit und deren weit ausgreifende Handelsbeziehungen konzentrieren, da der Doktorvater unverzüglich alle ihm zugesandten Teilabschnitte durcharbeitete und zudem der mit der Vertretung seines Lehrstuhls in Breslau betraute jüdische Wirtschaftshistoriker Richard Koebner (1885–1958) Petry »wissenschaftlich außerordentlich« förderte<sup>17</sup>. Bereits im Sommer 1932 war die Reinschrift abgeschlossen, und die Arbeit wurde mit dem Prädikat *summa cum laude* bewertet. Nach einem Teildruck im selben Jahr<sup>18</sup> konnte Petry sie dank finanzieller Unterstützung seitens des Breslauer Universitätsbunds durch Archivreisen nach

---

Düsseldorf 2005, sowie zusammenfassend ders., Hermann Aubin (1885–1969), in: Schlesische Lebensbilder Bd. XI, hrsg. von Joachim Bahlcke, Insingen 2012, S. 489–503.

15 Anders als für die Darmstadtia ist seine Mitgliedschaft bei der Thuringia in der bisherigen Literatur übersehen worden; Beleg: Petry an Spruchkammer Gießen-Land, Climbach, 12. 6. 1947 (Betr. Mitgliedschaft in NSHAB), Privatarchiv Petry. Vgl. ferner seine Ansprache beim 75. Stiftungsfestkommers in Freiburg in Breisgau am 26. 7. 1959, in: Cimbern-Zeitung NF 34, Freiburg, Oktober 1959.

16 Aubin an Petry, Breslau, 11. 1. 1930, Privatarchiv Petry.

17 Ludwig Petry, Zur Rolle der Universität Breslau in der Zeit des Nationalsozialismus. Aus Erinnerungen, Aufzeichnungen und Korrespondenzen eines Habilitanden und Dozenten der Philosophischen Fakultät, in: Nationalsozialismus und Widerstand in Schlesien, hrsg. von Lothar Bossle [u. a.], Sigmaringen 1989, S. 79–102, hier S. 89.

18 Ludwig Petry, Die Popplau. Eine Breslauer Kaufmannsfamilie des 15. und 16. Jahrhunderts, Breslau 1932.

Krakau und in die Tschechoslowakei in den folgenden Jahren<sup>19</sup> noch einmal deutlich ergänzen<sup>20</sup>.

Sofort nach dem Rigorosum am 20. Juli 1932 übertrug Aubin seinem Schüler eine auf zwei Jahre befristete (halbe) Assistentenstelle an dem von ihm unmittelbar nach seiner Amtsübernahme 1929 neu eingerichteten Seminar für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Breslau. Damit begann für Petry eine Phase vertiefender Beschäftigung mit der Geschichte Schlesiens insgesamt, zu der auch die Erlernung der polnischen Sprache gehörte<sup>21</sup>. Eine endgültige Festlegung auf die Hochschullaufbahn war damit freilich noch nicht getroffen. Nach längerem Zögern meldete sich der junge Historiker im Januar 1934<sup>22</sup> beim Generaldirektor des Preußischen Staatsarchivs Albert Brackmann (1871–1952) zur Aufnahme in den im Herbst desselben Jahres beginnenden Archivlehrgang in Berlin-Dahlem an, wohl um einen Einstieg in das Beamtenverhältnis zu gewährleisten und auch um allzu großem politischem Druck auszuweichen. Einige Monate später jedoch trat er auf Anraten und Drängen Aubins von diesem Schritt wieder zurück, hatten sich in der Zwischenzeit doch ganz neue Perspektiven und Möglichkeiten eröffnet.

Zu Beginn des Jahres 1934 hatte der erfahrene Wissenschaftsorganisator Aubin den Vorsitz der 1921 gegründeten Historischen Kommission für Schlesien übernommen, und es war ihm schnell gelungen, diese Institution in erheblichem Maße in den Dienst seiner programmatischen Vorstellungen zu nehmen<sup>23</sup>. Zu diesem Zeitpunkt bereits fest in der Ostforschung<sup>24</sup>, der völkisch-deutsch-tumszentrierten und nationalpolitisch motivierten Beschäftigung mit dem östlichen Mitteleuropa, verwurzelt, hatte Aubin speziell in der Schlesienforschung einen lohnenswerten und erfolversprechenden Arbeitsbereich erkannt, und er

---

19 Ludolf Malten, *Das zweite Jahrzehnt des Universitätsbundes Breslau (1931–1941)*, [Breslau 1941], S. 16, 19, 22; Petry, *Zur Rolle* (Anm. 17), S. 87.

20 Ludwig Petry, *Die Popplau. Eine schlesische Kaufmannsfamilie des 15. und 16. Jahrhunderts*, Breslau 1935.

21 Sprachunterricht nahm Petry mindestens bis Mitte der 1930er Jahre vornehmlich bei Lydia Baruchsen-Aschheim, der 1933 als »Nicht-Arierin« das Lektorat für Polnisch an der Universität entzogen wurde; vgl. Petry, *Zur Rolle* (Anm. 17), S. 89.

22 Petry an Spruchkammer Gießen-Land, Climbach, 12.6.1947; chronologisch etwas davon abweichend (Meldung bereits im Herbst 1933) Petry an Spruchkammer Gießen-Land, Climbach, 2.1.1947, Privatarchiv Petry, sowie Ludwig Petry, *Dem Osten zugewandt. Gesammelte Aufsätze zur schlesischen und ostdeutschen Geschichte. Festgabe zum fünfundsiebzigsten Geburtstag*, Sigmaringen 1983, S. 447.

23 Vgl. Mühle, *Für Volk* (Anm. 14), bes. S. 269–314; zur Geschichte der Kommission erscheint in Kürze ein Jubiläumsband.

24 Statt umfassender bibliographischer Angaben sei hier verwiesen auf Hans-Christian Petersen, *Ostforschung*, in: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 2012. URL: [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/53916.html](http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/53916.html) (Stand 3.6.2015), zuletzt aufgerufen am 8.10.2019.

verstand es auch, erhebliche finanzielle Mittel dafür einzuwerben. Der Historischen Kommission wies er die Aufgabe zu, längerfristige Großprojekte zu übernehmen und durchzuführen. Eines der zentralen Vorhaben sollte die Herausgabe einer dreibändigen, interdisziplinär angelegten *Geschichte Schlesiens* werden, war doch im Jahr zuvor der erste Teil einer von der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau erarbeiteten mehrbändigen Darstellung der Geschichte Schlesiens während des Mittelalters erschienen<sup>25</sup>. Die darin deutlich zum Ausdruck kommende polnisch-nationale Ausrichtung verlangte aus Sicht der deutschen Schlesienforschung ein Gegenbild. Zur Bewältigung des damit verbundenen erheblichen redaktionell-organisatorischen Arbeitsaufwands – sollte das Werk doch innerhalb von zwei Jahren (!) erscheinen – richtete Aubin einen »Hilfsstab« ein, als dessen Leiter er Petry vorgesehen hatte, sah er doch in ihm »von den hier verfügbaren jungen Gelehrten« den »einzige[n], welcher dieser Aufgabe wissenschaftlich, an Sprachkenntnissen und vor allem auch menschlich gewachsen« sei<sup>26</sup>. Zum 1. Oktober 1934 trat Petry seine neue Stelle als Sekretär der Historischen Kommission an. Zwar erwies sich der vorgesehene Zeitrahmen als viel zu eng gesteckt, man wird es aber zweifellos mit als Petrys Verdienst ansehen müssen, dass im Frühjahr 1938 wenigstens der erste Band der *Geschichte Schlesiens* im Druck erscheinen konnte<sup>27</sup> und die Arbeiten am zweiten Band weit vorangetrieben wurden. Wohl nicht zuletzt im Wirken an diesem, freilich erst viele Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs abgeschlossenen großen Projekt<sup>28</sup>, dem »Breslauer Modell« interdisziplinärer Zusammenarbeit<sup>29</sup> von – potentiell – Vertretern aller philologisch-kritisch arbeitenden geisteswissenschaftlichen Disziplinen, hat Petry die in erheblichem Maß von Hermann Aubin geprägte »moderne« Variante der deutschen Landesgeschichtsforschung verinnerlicht: multidisziplinäre Herangehensweise und effektive Teamarbeit.

25 Vgl. Corinna Felsch, Zwischen wissenschaftlichem Anspruch und nationalem Interesse. Die Darstellung der mittelalterlichen schlesischen Geschichte in der *Historja Śląska* (1933) und der *Geschichte Schlesiens* (1938), in: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau* 51/52 (2010/11), S. 103–151.

26 Hermann Aubin an Albert Brackmann, Breslau, 19.6.1934, in: *Briefe des Ostforschers Hermann Aubin aus den Jahren 1910–1968*, hrsg. von Eduard Mühle, Marburg 2008, Nr. 63, S. 201–204, hier S. 202.

27 *Geschichte Schlesiens*. Hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien unter Leitung von Hermann Aubin. Bd. 1: Von der Urzeit bis zum Jahre 1526, Breslau 1938.

28 Zwischen 1938 und 2000 erschienen insgesamt sechs, teilweise überarbeitete und ergänzte Auflagen des 1. Bandes, von 1973 bis 2000 drei Auflagen des 2. Bandes (*Die Habsburger Zeit 1526–1740*, hrsg. von Ludwig Petry und Josef Joachim Menzel), darin von Petry selbst der Beitrag zur politischen Geschichte (3. Aufl. S. 1–99, S. 220–233). Bd. 3 (*Preußisch-Schlesien 1740–1945*; *Österreichisch-Schlesien 1740–1918/45*, hrsg. von Josef Joachim Menzel) erschien erst nach Petrys Tod 1999, enthält aber noch zwei Kapitel von ihm zur politischen Geschichte bis 1848 (S. 1–25, S. 26–33, S. 572–583).

29 Petry, *Zur Rolle* (Anm. 17), S. 91.

Die Betreuung des Gemeinschaftswerks *Geschichte Schlesiens* war aber keineswegs Petrys einziges Arbeitsfeld in den Jahren bis zum Ausbruch des Weltkriegs. Zugleich mit der Übertragung dieser Aufgabe hatte Aubin ihm die Möglichkeit einer Habilitation eröffnet. Petry wählte dafür einen Gegenstand, der mit seinem eigenen Beitrag zum zweiten Band der *Geschichte Schlesiens* (Politische Geschichte in der Neuzeit) in enger Verbindung stand: die Entwicklung der Beziehungen der Stadt Breslau zu ihren habsburgischen Oberherren seit 1526 bis zum Jahre 1635 mit ihren politischen, gesellschaftlichen, verfassungs- und rechtsgeschichtlichen sowie konfessionellen Implikationen vor dem Hintergrund des allgemeinen Verhältnisses von Stadt und Landesherr in der deutschen Geschichte der Frühen Neuzeit, vornehmlich auf der Basis der reichen Quellenbestände des Staats- und des Stadtarchivs Breslau sowie der einschlägigen Wiener Archivalien. Im Spätherbst 1936 lieferte Petry das Werk zur Begutachtung an die Prüfungskommission ein<sup>30</sup>. Unmittelbar nach dem Habilitations-Kolloquium am 16. Februar 1937 setzten seitens der Fakultät Bemühungen ein, dem erfolgreichen Habilitanden zu einer Dozentur für Mittlere und Neuere Geschichte – mit einem besonderen Schwerpunkt auf der Geschichte Schlesiens – in Breslau zu verhelfen. In den Gutachten zu diesem Antrag an den Reichs- und preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hieß es, dass Petry »derzeit der einzige wie auch der voll ausgewiesene Bewerber für diesen Lehrauftrag« sei; er sei auch durch »seine Beherrschung des Polnischen und seine Fühlungnahme mit polnischen Gelehrten« angesichts der Gefahr eines »einseitige[n], gefälschte[n] Geschichtsbild[es]« von polnischer Seite »zur wissenschaftlichen Arbeit an der Universität Breslau besonders geeignet«<sup>31</sup>. Noch vor Jahresende wurde Petry zum Dozenten ernannt, und in der Folge wurde ihm der Lehrauftrag für schlesische Geschichte erteilt, ohne dass dies freilich mit der Gewährung von eigenen Bezügen (außer Kolleggeldern) verbunden gewesen wäre<sup>32</sup>, so dass er bis zum 31. März 1940 weiterhin hauptamtlich als Sekretär der Historischen Kommission tätig war<sup>33</sup>.

30 Bis zum Kriegsende ist davon nur 1937 eine fünfseitige Zusammenfassung erschienen, im Besitz des VfS. blieb lediglich ein Durchschlag des Textteils. Die vollständige Habilitationsschrift (einschließlich des Ergänzungsbandes mit Listen und Kurzregesten des ausgewerteten Briefwechsels) wurde erst 1991 von Joachim Bahlcke in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin wieder aufgefunden und anschließend von ihm in Auszügen ediert: Ludwig Petry, Breslau und seine ersten Oberherren aus dem Hause Habsburg 1526–1635. Ein Beitrag zur politischen Geschichte der Stadt, St. Katharinen 2000; ebd. S. 133–143 Joachim Bahlcke, Die Breslauer Habilitation Ludwig Petrys.

31 Die Zitate in den Personalakten im Universitätsarchiv Breslau: Archiwum Uniwersytetu Wrocławskiego, Bestand S 220 (Akta osobowe pracowników naukowych), Ludwig Petry, Nr. 35–39.

32 Ebd. Nr. 56; Petry an Spruchkammer Gießen-Land, Climbach, 2. 1. 1947, Privatarchiv Petry.

In einem immer stärker politisierten Umfeld an der ›Reichs- und Ost-Universität Breslau‹<sup>34</sup> gab es somit unter den Gutachtern neben der allgemeinen Anerkennung der wissenschaftlichen Leistung des Kandidaten auch durchaus politische Überlegungen. Wie für Millionen Deutsche hatte auch für Petry das gesamte Volk und speziell »Ostdeutschland in Versailles eine blutende Wunde empfangen«, und das »berechtigte Streben nach Wiedergutmachung eines erlittenen Unrechts«<sup>35</sup> lag ihm zweifellos am Herzen. Als Schüler und enger Mitarbeiter Aubins teilte er dessen deutschnationalen Patriotismus, er war aber seinem ganzen Wesen nach ungleich zurückhaltender als dieser. Parteipolitisch nahm er sich nach Möglichkeit sehr zurück. Seinen Eintritt in verschiedene nationalsozialistische Organisationen wie die Breslauer SA Ende Mai 1934<sup>36</sup>, die »Reichsfachschaft Hochschullehrer im NS-Lehrerbund« (NSLB) im Juli 1934<sup>37</sup>, die NSDAP am 1. Juni 1937<sup>38</sup> sowie in weitere NS-Einrichtungen (1936 Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, 1937 Nationalsozialistischer Altherrenbund, 1941 Nationalsozialistischer Deutscher Dozentenbund)<sup>39</sup> hat er später mit familiären Rücksichten und politischem Druck begründet; er entsprang zudem – wie die zeitliche Abfolge nahe legt – eher dem Bestreben, Hindernissen für die angestrebte wissenschaftliche Karriere aus dem Wege zu gehen, als dass er aus innerer Überzeugung erfolgt wäre. Ein beredter Beleg für diese Einschätzung liest sich in seiner Beurteilung durch Parteifunktionäre nach der – gemäß Reichs-Habilitations-Ordnung vom 13. Dezember 1934 obligatorischen – Teilnahme an einem Dozentenlager im thüringischen Tännich im Juli/August 1937: Als »Führerpersönlichkeit« sei Petry vollkommen ungeeignet, da ihm »Leidenschaft und eine mit Volk und Leben verbindende Lebendigkeit« fehle. Er sei »politisch wenig interessiert« und eine »zurückhaltende und stille Erscheinung«, die sich auf ihr Fachwissen zurückziehe und dazu neige, »in allzu große Ge-

33 Historische Kommission für Schlesien (Vorsitzender Aubin) an Petry, Breslau 13.2.1940, Privatarchiv Petry: Kündigung des Anstellungsverhältnisses zum 1.4.1940 wegen unzureichender Finanzmittel.

34 Vgl. Mühle, Für Volk (Anm. 14), S. 210–235.

35 Ludwig Petry, Das Geschichtsbild Schlesiens, in: Heimat im Herzen. Wir Schlesier, Salzburg 1949, S. 111–139, hier S. 139 (ND in Petry, Dem Osten zugewandt [Anm. 22], S. 3–18, hier S. 18).

36 Petry an Spruchkammer Gießen-Land, Climbach, 2. 1. u. 12.6.1947, Privatarchiv Petry. Wegen der bestehenden Eintrittssperre wurde das Eintrittsdatum auf den 1. November 1933 rückdatiert, wohl weil Petry bereits Mitte November 1933 eine Bereiterklärung zum Eintritt abgegeben hatte, ohne dass dies bis zum Mai 1934 Folgen gezeitigt hätte.

37 Ebd. Die Dozentschaft der Universität Breslau, der Petry als Assistent automatisch angehörte, wurde als korporatives Mitglied in den NSLB eingegliedert.

38 Ebd. Der Eintritt wurde auf den 1. Mai rückdatiert.

39 Vgl. Spruchkammerbeschluss, Gießen, 18.9.1947, Privatarchiv Petry.

lehrsamkeit zu verfallen und weltfremder Einzelgänger zu werden«<sup>40</sup>. Funktionen in den NS-Organisationen hat Petry nach glaubhaftem Bekunden nie ausgeübt<sup>41</sup>.

Dem jungen Dozenten, der in dem für ihn so ereignisreichen Jahr 1937 die aus Stettin stammende Säuglings- und Kinderschwester Eva Schmidt (1913–2013) geheiratet hatte – aus der Ehe gingen vier Kinder hervor –, mag tatsächlich eine vergleichsweise ruhige Universitätskarriere ohne größere politische Implikationen vorgeschwebt haben, doch die Entwicklung ging in eine andere Richtung. Zwar war er neben den fortlaufenden Arbeiten für die *Geschichte Schlesiens* und der Wahrnehmung seiner Hochschulverpflichtungen auch weiterhin mit genuin wissenschaftlichen Projekten beschäftigt. Aber der von Aubin bereits 1934 ins Leben gerufene Arbeitskreis von ›Ostforschern‹ aus verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die sich in regelmäßigen Abständen zu »ostdeutschen Übungen«, zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit »Ostfragen« und zur Erörterung der »daraus abzuleitenden praktischen Folgerungen« trafen und unter denen Petry bald eine »führende Stellung« eingenommen hatte<sup>42</sup>, sah sich in dem »Großdeutschen Jahr« 1938 mit dem »freudig begrüßten« »Anschluss« Österreichs und der »Eingliederung [...] des Sudetendeutschums in das Reich«<sup>43</sup> vor die Aufgabe gestellt, das in ihm versammelte Expertenwissen auf politikberatende Tätigkeiten auszuweiten – und dies sowohl aus eigenem Antrieb und Willen heraus wie auch auf Anforderung politischer Stellen. In Gutachten und Denkschriften wurden in der »Freude deutscher Herzen über den Fall der Staatsgrenze von 1742«<sup>44</sup> u. a. »Grenzziehungsvorschläge für Ost- und Nordböhmen«<sup>45</sup> entworfen. Auf der Basis des von Aubin weiterentwickelten Konzepts historischer Kulturraumforschung sprach sich auch Petry für die »Einheit von Staats-, Volks- und Kulturgrenze« aus; dass es dazu auch »größräumiger Umsiedlungen« bedurfte, war ihm ebenso wie den anderen Mitgliedern des Arbeitskreises bewusst<sup>46</sup>.

40 Mühle, Für Volk (Anm. 14), S. 253; zu diesem Dozentenlager vgl. auch Petry, Zur Rolle (Anm. 17), S. 82.

41 Die Beförderungen bei der SA zum Scharführer im Januar 1939 und zum Oberscharführer im Januar 1942 waren mit keinerlei entsprechenden Dienststellungen verbunden; Petry an Spruchkammer Gießen-Land (Anm. 36).

42 Eduard Mühle, Die »Schlesische Schule der Ostforschung«. Hermann Aubin und sein Breslauer Arbeitskreis in den Jahren des Nationalsozialismus, in: Śląska Republika Uczonych – Schlesische Gelehrtenrepublik – Slezská vědecká obec. Vol. 1, hrsg. von Marek Haľub/Anna Mańko-Matysiak, Wrocław 2004, S. 568–607 (dort auch die Zitate).

43 Ludwig Petry, Schlesische Chronik 1938, in: Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raum 11 (1939), S. 203–208, hier S. 203f.

44 Wie Anm. 35.

45 Petry, Zur Rolle (Anm. 17), S. 96.

46 Ludwig Petry, Schlesiens Ostgrenze im Wandel der Zeiten, in: Der Oberschlesier 21. Jg. (1939), S. 551–555, hier S. 555.

Noch stärker intensiviert wurde die »amtliche Gutachtertätigkeit« 1939 in der Phase vor dem Überfall auf Polen<sup>47</sup>. Vier Wochen nach Kriegsbeginn wurde schließlich in Breslau zur Vorbereitung einer »Denkschrift über die ostdeutsche Reichs- und Volkstumsgrenze« für das Reichsinnenministerium ein »Arbeitsplan« erstellt, in dem die Aufgabenverteilung zwischen der »Publikationsstelle« beim Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem als federführender Einrichtung und einem Breslauer Arbeitskreis (dem neben Aubin u. a. auch Petry angehörte) festgelegt wurde; in Breslau sollten dabei »die historischen Voraussetzungen und Gegebenheiten für den Erfolg einer grosszügigen Siedlungspolitik in den Ostgebieten« erörtert werden<sup>48</sup>. Für die Ausarbeitung waren mehrere Wochen veranschlagt; sie wurde jedoch nach dem Entwurf der sog. Polendenkschrift von Theodor Schieder vom 7. und deren Endfassung vom 11. Oktober 1939, an denen der Breslauer Arbeitskreis allem Anschein nach nicht direkt beteiligt war, nicht weiter verfolgt, da sie für die politischen Stellen nicht mehr relevant erschien<sup>49</sup>. Auch wenn man davon ausgehen muss, dass Petry den wahren Charakter der nationalsozialistischen Expansionspolitik lange Zeit nicht erkannt und als »berechtigte« Revisionspolitik missdeutet hat<sup>50</sup>, so lässt sich in diesem Zusammenhang nicht leugnen, dass er durch diese »Gutachtertätigkeit« ebenso wie in manchen kleineren Texten und Vorträgen durch eine Überbetonung des Faktors »Deutschtum« oder durch rhetorische Zugeständnisse an den Zeitgeist in einigen nicht rein wissenschaftlichen Publikationen<sup>51</sup> daran beteiligt war, die Ostforschung zu einer Art »Hilfswissenschaft der Außenpolitik«<sup>52</sup> zu machen. Er selbst hat dies später selbstkritisch eingeräumt<sup>53</sup>, ohne freilich die Rolle der »Ostforschung« während des Dritten Reichs insgesamt eingehender zu reflektieren.

Im Mai 1940 wurde Petry zum Militär (leichte Fliegerabwehr) eingezogen; der Kriegseinsatz, während dessen er in die Offiziersränge aufstieg (seit 1944 Oberleutnant), führte ihn zunächst auf den Balkan und dann nach Russland, wo er im Herbst 1943 bei Charkow verwundet wurde. Bereits mehrere Monate zuvor

47 Hermann Aubin an Paul Kirchgraber, Leiter des Bruckmann-Verlags, Breslau, 19.1.1940; Mühle, Briefe (Anm. 26), Nr. 99, S. 274–278, hier S. 275.

48 Ebd., Anhang 2, S. 586–588.

49 Vgl. Mühle, Für Volk (Anm. 14), S. 371–376, wo die teilweise verzerrenden Darstellungen in der älteren Literatur korrigiert werden.

50 Die »Korrespondenz mit Bekannten aus der Breslauer Zeit« während der ersten Nachkriegsjahre habe ihm »manche neuen Aufschlüsse über zuvor wenig durchschaute Zusammenhänge« gebracht; Petry, Zur Rolle (Anm. 17), S. 80.

51 In Petrys Dissertation oder in seiner Habilitationsschrift lassen sich hingegen »weder methodisch-sachlich noch sprachlich Anbiederungen an den Zeitgeist erkennen«; Bahlcke, Breslauer Habilitation (Anm. 30), S. 135.

52 So in anderem Kontext zum Fach »Osteuropäische Geschichte« Günther Stökl, Osteuropa – Geschichte und Politik, Opladen 1979, S. 16.

53 Belege bei Krzoska (Anm. 2), S. 477.

hatte er sich auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte in der Nachfolge von Gerd Tellenbach (1903–1999) an der Ludwigs-Universität Gießen beworben und erhielt die Berufung zum Wintersemester 1943/44<sup>54</sup>. Die neue Tätigkeit konnte er wegen seiner Verlegung in das Gießener Reservelazarett tatsächlich für wenige Wochen zu Beginn des Jahres 1944 ausüben<sup>55</sup>. Am 26. Februar 1944 wurde er zum außerordentlichen Professor für mittelalterliche Geschichte ernannt und eine Planstelle als Direktor des Historischen Seminars für ihn eingerichtet. Eine reguläre Amtsübernahme kam freilich nicht zustande, da er bereits zuvor wieder hatte einrücken müssen und seinem Versetzungswunsch von seiner neu aufgestellten Einheit nicht stattgegeben wurde. Mit dieser nach Frankreich verlegt, geriet er wenige Tage vor Kriegsende in Gefangenschaft.

\* \* \*

Im Offizierslager im lothringischen Vaucouleurs, später nach Baccarat verlegt, durfte Petry schon seit Juni 1945 historische Fachvorträge halten, Arbeitsgemeinschaften leiten und zuletzt auch in der »demokratischen Schulungsarbeit an vorderster Stelle mitwirken«<sup>56</sup>. Bevorzugt entlassen, konnte er im September 1946 zu seiner bereits im Juni 1944 aus Breslau umgezogenen Familie nach Climbach bei Gießen zurückkehren. Zur Wiederaufnahme der 1944 unterbrochenen Tätigkeit kam es freilich nicht, da die inzwischen in »Justus-Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin« umbenannte Ludoviciana infolge der Kriegszerstörungen über keine Philosophische Fakultät mehr verfügte. Noch schlimmer für ihn: Während seines sich über mehrere Monate hinziehenden Entnazifizierungsverfahrens wurde im Juli 1947 vom Hessischen Kultusministerium unter Berufung auf das »Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus« und auf Grund der »allgemeinen Richtlinien der Militärregierung [...] das bestehende Beamtenverhältnis als planmäßiger außerordentlicher Professor mit sofortiger Wirkung für beendet erklärt«<sup>57</sup>. Zwar stufte ihn die Spruchkammer Gießen am 9. September 1947 als Mitläufer (Gruppe IV) ein und verurteilte ihn zu einer vergleichsweise milden Geldbuße

---

54 Nach Petrys Angaben erfolgte die Berufung, »obwohl das Gaupersonalamt Schlesien meiner dortigen Verwendung widerriet, weil ich ein überzeugter Protestant und also politisch verdächtig sei«. Petry an Richard Koebner, Climbach, 23.10.1947, Privatarchiv Petry.

55 Hans Georg Gundel, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert, in: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S. 222–252, hier S. 236; Jörg-Peter Jatho/Gerd Simon, Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen 2008, S. 60; Krzoska (Anm. 2), S. 475 f.

56 Petry an Spruchkammer Gießen-Land, 2.1.1947 (Anm. 22).

57 Hess. Ministerium für Kultus und Unterricht an Petry, Wiesbaden, 31. Juli 1947, Privatarchiv Petry.

von 500 Reichsmark<sup>58</sup>, wegen eines Einspruchs der Militärregierung blieb die Beschäftigungsbeschränkung allerdings vorläufig in Kraft und wurde erst im März 1948 aufgehoben, nachdem Petry ein äußerst positives Schreiben des inzwischen an der Universität Jerusalem lehrenden Richard Koebner hatte vorlegen können<sup>59</sup>.

Da sich vorläufig trotz verschiedener Bemühungen auch weiterhin keine Möglichkeit zur Fortsetzung seiner Universitätslaufbahn in Hessen bot, setzte der gläubige Protestant Petry – er war auch Mitglied des von 1947 bis 1955 bestehenden »Arbeitskreises christlicher Historiker«<sup>60</sup> – seine im April 1947 aufgenommene Tätigkeit als Mitarbeiter an der »Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau«<sup>61</sup> (Organisation und Leitung von berufsgruppenorientierten Tagungen, Ferienfreizeiten, Vortragsreisen u. ä.) zunächst fort<sup>62</sup>. Ab Mai 1949 konnte er dann an dem unter Leitung des Reformpädagogen Leo Weismantel (1888–1964) stehenden Pädagogischen Institut in Fulda als Geschichtsdozent bei den »Ausbildungslehrgängen für Heimkehrer« lehren<sup>63</sup>. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits eine erneute Wendung in Petrys Lebenslauf anzubahnen begonnen. Im März war der Mainzer Mediävist Heinrich Büttner (1908–1970) auf ein Ordinariat an der Universität Marburg gewechselt, und es stand eine Neu-besetzung seines Lehrstuhls (bislang als außerplanmäßige Professur) an der 1946 neu- (wieder-) gegründeten Johannes Gutenberg-Universität Mainz an. »Die Frage der Wiederbesetzung löste die Erwägung aus, dass ohne Aufwertung der Stelle zum Extraordinariat die Berufung eines ausgewiesenen Wissenschaftlers als kaum möglich erachtet wurde«<sup>64</sup>.

Da mit Theodor Schieffer (1910–1992) und Eugen Ewig (1913–2006) bereits zwei Spezialisten für das Früh- und Hochmittelalter im Historischen Seminar

58 Spruchkammer Gießen-Stadt und Land, 9. 9.–18. 9. 1947, Az.: G1/P/4343, Privatarchiv Petry. Petry selbst sprach von »einer geringen Sühnezahlung«; Petry an Koebner (wie Anm. 54).

59 Koebner an Petry, Jerusalem, 25. 11. 1947; Privatarchiv Petry: »There was an unbridgeable gulf between your attitude to politics, ethics, and religion and those opinions which were encouraged by the Nazi régime and the practising of which smoothed the way to academic preferment. Your constancy made you maintain and cherish your connexion with me rather conspicuously, after I have been dismissed from university office in Germany and taken up my present position«.

60 Vgl. u. a. UA Mainz, NL 2 Nr. 6. Zu diesem Arbeitskreis s. Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 266 ff.

61 Vgl. Ehzell Assenheim, Arnoldshain: die Evangelische Akademie in Hessen und Nassau von 1945 bis 1960, Frankfurt 1960; Ludwig Petry, Arnoldshain. Ein kleiner Führer für Gäste und Freunde des Hauses, [Arnoldshain] 1970.

62 Petry an Aubin, Climbach, 25. 2. 1948, Privatarchiv Petry: »Solange die Wartezeit andauert [...], empfinde ich die Akademie-Arbeit als eine recht glückliche Lösung«.

63 Petry an Koebner, Climbach, 27. 12. 1949, Privatarchiv Petry.

64 Alois Gerlich, Ludwig Petry als akademischer Lehrer, in: Gedenkfeier (Anm. 7), S. 27–35, hier S. 28.

tätig waren, sollte der neue Lehrstuhlinhaber sich vornehmlich dem Spätmittelalter und der beginnenden Neuzeit sowie der Geschichtlichen Landeskunde widmen. Die Philosophische Fakultät, deren Dekan, der Musikwissenschaftler Arnold Schmitz (1893–1980), Petry aus seiner Zeit an der Breslauer Universität persönlich kannte, schlug diesen am 29. Juli 1949 *primo loco* vor<sup>65</sup>. Zwar akzeptierte der Kultusminister von Rheinland-Pfalz den Ernennungsvorschlag bereits am 9. September, wegen der erst außerordentlich verspätet eintreffenden Zustimmung der französischen Militärregierung konnte der neue außerordentliche Professor für Mittlere und Neuere Geschichte und geschichtliche Landeskunde an der damals einzigen Universität des »Retortenlandes« sein Amt allerdings noch nicht zu Beginn des Wintersemesters 1949/50 antreten<sup>66</sup>.

Trotz der weiterhin fehlenden offiziellen Berufung (sie erfolgte erst im März) begann Petry im Januar 1950 mit Vorlesungen in Mainz<sup>67</sup>. Über 23 Jahre sollte er hier tätig sein und dabei auch an wichtigen Weichenstellungen mitwirken. Zum 1. April 1953 wurde – wohl nicht zuletzt auf sein Betreiben hin<sup>68</sup> – das Historische Seminar in drei Abteilungen aufgliedert (Abt. I: Weltgeschichte und neuzeitliche Geschichte; Abt. II: Mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften; Abt. III: Geschichtliche Landeskunde – später teilweise abweichende Bezeichnungen)<sup>69</sup>, wobei er Direktor der Abteilung III wurde; nach seiner Ernennung zum persönlichen Ordinarius 1954<sup>70</sup> wurde ein Jahr später sein Extraordinariat in ein Ordinariat umgewandelt. Ebenfalls 1955 wurde Petry für ein Jahr zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt; in seine Amtszeit fallen intensive – und letztlich erfolgreiche – Bemühungen um den Erhalt des Instituts für Osteuropakunde an der Universität und die Wiederbesetzung des seit mehreren Jahren vakanten Lehrstuhls für osteuropäische Geschichte<sup>71</sup>. In den Folgejahren konkretisierte er immer mehr schon länger bestehende Bemühungen um die Einrichtung eines landesgeschichtlichen Instituts an der Universität, das sich der Erforschung der Geschichte des heutigen Bundeslandes Rheinland-Pfalz und der mit ihm historisch verbundenen angrenzenden Gebiete widmen und vornehmlich auch dem Austausch mit der außeruniversitären Landesforschung sowie der Vermittlung historischer Forschungsergebnisse für ein breites Publikum dienen sollte. Am 1. April 1960 fand schließlich im

---

65 Wojtynowski, S. 37.

66 Ebd., S. 38.

67 UA Mainz, Findbuch NL 2 (Anm. 10), S. III; vgl. auch Gerlich (Anm. 64), S. 28f.

68 Wojtynowski, S. 50.

69 Vgl. Johannes Gutenberg-Universität Mainz am Rhein – Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1953/54, S. 35.

70 Bericht des Rektors Professor Dr. phil. Arnold Schmitz über das Amtsjahr vom 1. Oktober 1953 bis 30. September 1954, S. 6.

71 S. das Memorandum von Petry zur Frage des Lehrstuhls für osteuropäische Geschichte vom 22. März 1956, UA Mainz, NL 2 Nr. 7; vgl. Eckert (Anm. 4), S. 224–227.

Schönborner Hof in Mainz die Gründungsversammlung des »Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz e.V.« statt, auf der Petry zu dessen 1. Vorsitzenden gewählt wurde – ein Amt, das er bis 1976 wahrnahm<sup>72</sup>.

Als überzeugtem Anhänger der traditionellen ›Ordinarienuniversität‹ und gewissenhaftem Vertreter der akademischen Selbstverwaltung – so wirkte er zeitweise im Senat der Universität (1953/54 und 1956–1959), in der Studienerlass- und Stipendienkommission (1954/55), im Senatsausschuss für Leibesübungen (1960–1964), in der Archivkommission (1963–1973), im Verwaltungsrat der Universität (1963–1971) sowie im Verwaltungsausschuss des Mainzer Universitätsfonds (1965–1973) mit – mussten ihm die Ideen der westdeutschen Studentenbewegung der 1960er Jahre, zumal der geforderten Hochschulreformen, weitgehend fremd bleiben<sup>73</sup>. Dennoch übernahm er nach der Auflösung der Philosophischen Fakultät in Fachbereiche durch das »Landesgesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen in Rheinland-Pfalz« vom 22. Dezember 1970<sup>74</sup> gegen Ende seiner Dienstzeit 1972 das kurzfristige Amt des sog. Wahldekans zur Organisation der fälligen Wahlen im Historischen Fachbereich<sup>75</sup>. Zum 30. September 1973 trat er in den Ruhestand.

\* \* \*

Wenn Ludwig Petry in seiner Abschlussvorlesung »nach 48 Semestern Mainzer Lehrtätigkeit« feststellte: »Es gehört zu den schönsten Möglichkeiten des Historikers, heranwachsenden Menschen im Hörsaal wie am Lesetisch zu echten Begegnungen mit Menschen früherer Zeiten zu verhelfen«<sup>76</sup>, so geht daraus deutlich hervor, dass er in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit der Lehre einen besonderen Stellenwert beimaß. In der Tat hat er den ihm erteilten Lehrauftrag mit hoher Gewissenhaftigkeit und bemerkenswertem pädagogischen Geschick ausgefüllt; zum Erfolg seines Vortrags haben, wie Schüler und Mitarbeiter mehrfach betont haben, seine bei aller Wissenschaftlichkeit und methodischen Sorgfalt anschauliche Darstellungsweise, in die nicht selten persönliche Erfahrungen eingeflossen sind, und eine häufig bilderreiche Sprache beigetragen<sup>77</sup>.

72 Petry, Forschungsbericht (Anm. 5), S. 70f.; Wojtynowski, S. 58–62; Felten (Anm. 9), S. 17–32, 49ff.

73 So war Petry u. a. Mitunterzeichner des sog. Marburger Manifests gegen die »Politisierung der Hochschulen« vom 17. April 1968.

74 S. Helmut Mathy, Aus der Geschichte der Mainzer Universität, in: Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Personen- und Studienverzeichnis WS 1981/82, S. 9–11, hier S. 10f.

75 Vgl. In Breslau (Anm. 7), S. 12f.

76 Der Mensch als Aufgabe des Historikers. Abschlussvorlesung von Prof. Dr. Ludwig Petry an der Universität Mainz am 25. Juni 1973, Wiesbaden 1973, S. 11.

77 Winfried Irgang, Brückenlandschaft Schlesien. Zum 80. Geburtstag Ludwig Petrys am 3. Juni, in: Kulturpolitische Korrespondenz vom 25. Mai 1988, S. 11f.; Heinz Duchhardt, Der

Seine ersten Vorlesungen waren – vermutlich aufgrund vorheriger Planungen im Historischen Seminar<sup>78</sup> – der deutschen Verfassungsgeschichte (3 Semester) gewidmet, seit dem Wintersemester 1951/52 aber bot er stets einen (in der Regel) fünfsemestrigen Vorlesungszyklus »Deutsche Geschichte im Spätmittelalter (I–III)«, »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (1517–1555)«, »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation (1555–1618)« an. Dieser wurde zwar verschiedentlich durch ein weiteres »Kapitel« »Deutsche Geschichte in der späteren Stauferzeit (1197–1250)« erweitert, jedoch nur äußerst selten durch völlig andere Themenstellungen unterbrochen: je einmal »Europäische Verfassungsgeschichte im Mittelalter« (SS 1954), »Geschichte Mitteldeutschlands im Überblick« (WS 1963/64) und »Das Mittelalterbild des 19. und 20. Jahrhunderts« (SS 1971)<sup>79</sup>. Zur Vertiefung des Stoffes wurde seit WS 1969/70 ein jeweils einstündiges Kolloquium zur Vorlesung gehalten. Auch wenn bei dem insgesamt sechsmaligen Durchgang durch die deutsche Historie vom 13. bis 17. Jahrhundert naturgemäß die Geschichte des Reiches und seiner Territorien in all ihren politischen, verfassungs-, sozial-, wirtschafts-, geistes- und religionsgeschichtlichen Facetten im Mittelpunkt stehen musste, verstand es Petry, die Entwicklungen in den europäischen Nachbargebieten angemessen zu berücksichtigen. Zur Ergänzung und Vertiefung wurden hektographierte Bibliographien, vornehmlich mit Hinweisen auf Neuerscheinungen und aktuelle Forschungen, an die Studierenden verteilt<sup>80</sup>.

Seiner Antrittsvorlesung am 15. Juni 1950 hatte Petry den Titel »Mittelrhein und Schlesien als Brückenlandschaften der deutschen Geschichte« gegeben<sup>81</sup> – programmatisch und vorausschauend waren damit die Themen seiner künftigen Hauptinteressengebiete nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lehre benannt. Naturgemäß kam dies noch weit stärker als in den regulären Vorle-

---

mittelrheinische Landeshistoriker, in: In Breslau (Anm. 7), S. 24–30, hier S. 26; Gerlich (Anm. 64), S. 31 f.

78 Im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1949/50 (S. 65) war mit N.N. angekündigt: Deutsche Verfassungsgeschichte I.

79 Neben diesen zumeist wöchentlich dreistündigen Vorlesungen für Geschichtsstudenten las Petry zudem im Rahmen des Studium generale oder von öffentlichen Vorlesungen zu Themen wie »Ost-West-Beziehungen« (SS 1956 zusammen mit acht anderen Dozenten), »Frankreich und das Zeitalter der Glaubensspaltung« (WS 1950/51), »Deutschland und der Osten. Ein Gang durch 12 Jahrhunderte« (WS 1953/54) oder »Das Mittelalter: Begrenzung, Grundzüge, Nachleben« (SS 1959).

80 Vgl. Gerlich (Anm. 64), S. 31, der als erster Hilfsassistent und späterer Assistent Petrys auch anschaulich die Besonderheiten und Schwierigkeiten der frühen Universitätsjahre schildert (ebd. S. 29–31).

81 Ludwig Petry, Mittelrhein und Schlesien als Brückenlandschaften der deutschen Geschichte, in: Geschichtliche Landeskunde und Universalgeschichte. Festgabe für Hermann Aubin zum 23. Dezember 1950, Hamburg (1950), S. 205–216.

sungen in den Haupt- und Proseminaren sowie den Übungen<sup>82</sup> zum Tragen, zumal auch hier deren chronologisches ›Korsett‹ »Mittlere und neuere Geschichte« keine so einschränkende Rolle spielte. Behandelt wurde eine Vielzahl von Themen vom 12. (z. B. »Vita Heinrici IV«, SS 1961) bis zum 19. Jahrhundert (z. B. »Ausgewählte Probleme der schlesischen Geschichte im 19. Jahrhundert«, WS 1963/64), häufig ausgehend von einer einzelnen Quelle (z. B. »Die Goldene Bulle von 1356«, SS 1954; »Chronicon Moguntinum«, SS 1955; »Lektüre und Interpretation der Selbstbiographie Kaiser Karls IV.«, WS 1957/58) oder von Quellencorpora (z. B. »Quellen zur Bevölkerungs- und Stadtgeschichte im Spätmittelalter«, SS 1952; »Briefe der Reformationszeit«, SS 1953; »Fürstenspiegel und Selbstbiographien des Spätmittelalters«, WS 1953/54; »Quellen zur Geschichte der deutschen Ostbewegung«, WS 1955/56; »Quellen zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte des 13. Jahrhunderts«, SS 1957). Ab dem WS 1967/68 stand regelmäßig »Quellenlektüre« (unspezifiziert) auf dem Übungsprogramm. Gewisse Schwerpunkte lagen zudem in der Universitätsgeschichte (»Die deutschen Universitäten im 16. Jahrhundert«, WS 1951/52 u. SS 1956; »Deutsche Universitäten im Spätmittelalter«, WS 1959/60; »Deutsche und europäische Universitätsgeschichte im späten Mittelalter«, WS 1962/63; »Die Universitäten als Spiegel und Gestalter deutscher Geschichte«, SS 1965), der Stadtgeschichte (»Städtisches Leben im Spätmittelalter«, SS 1950; »Deutsches Städtewesen vor dem 30jährigen Krieg«, SS 1960; »Deutsches Städtewesen im 17. Jahrhundert«, WS 1964/65; »Übungen zur Geschichte des Städtewesens in Mitteleuropa«, SS 1966) oder der Historiographie (»Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts«, WS 1952/53 u. WS 1961/62; »Das Mittelalter als Periodenproblem«, WS 1958/59; »Schlesische Geschichtsschreibung im 16. bis 18. Jahrhundert«, SS 1967; »Geschichtsschreibung am Mittelrhein in der Frühneuzeit (16.–18. Jahrhundert)«, WS 1972/73). Vorwiegend hilfswissenschaftlich orientiert waren die dreimal angebotenen Seminare »Die Karte als Quelle, Hilfs- und Darstellungsmittel des Historikers« (WS 1954/55, WS 1961/62 und WS 1964/65).

Von Anfang an führte Petry Übungen zur geschichtlichen Landeskunde durch, die er zunächst nahezu ausschließlich der Geschichte des Rhein-Main-Gebiets vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert (je chronologisch zurückgehend, mehrfacher Durchgang) vorbehielt, später aber auch – teilweise mit anderen Kollegen gemeinsam – darüber hinaus ausdehnte auf Themen wie »Übungen zur mittelalterlichen Verkehrsgeschichte: Die Alpenstraßen« (SS 1958), »Die europäische Funktion des Zentralalpenraumes seit der Spätantike« (SS 1962), »Alpenstraßen und Alpenrandstraßen von der Antike bis zum 19. Jahrhundert« (SS 1964), »Landesgeschichtliche Übungen zur Geschichte der Bauernbefreiung in

---

82 Letztere trugen »formal im wesentlichen den Charakter eines Mittelseminars«, Petry, Forschungsbericht (Anm. 5), S. 62.

Deutschland« (SS 1965), »Deutsche Küstenlandschaften im Mittelalter« (WS 1970/71) oder »Übungen zur geographisch-historischen Struktur des mitteldeutschen Raumes« (SS 1973). Sehr bald (seit SS 1952) wurden diese landesgeschichtlichen Übungen jeweils in den Sommersemestern ergänzend begleitet von »Historischen Lehrausflügen« (später als »Historische« oder »Landesgeschichtliche Exkursionen« bezeichnet), ganztätig zweimal – ab 1964 einmal – pro Monat, bei denen die Ergebnisse der Übungen vor Ort anschaulich gemacht und vertieft werden konnten. Bevorzugt wurden dabei Archive und Museen in Rheinland-Pfalz und den benachbarten Gebieten Hessens, Bayerns und Baden-Württembergs besucht, aber auch Städte, Residenzen, Burgen und Klöster dort sowie im Saarland, dem Elsass, Lothringen, den Niederlanden und Luxemburg. Später wurden diese ein- bis dreitägigen Exkursionen mehrfach zu anderthalb- bis zweiwöchigen ›Groß-Unternehmen‹ zusammengefasst, wobei dann deutlich weiter entfernte Ziele angesteuert wurden: 1958, 1960, 1962 und 1964 die Alpen, 1966 die Tschechoslowakei, 1968 Österreich und 1970 Norddeutschland<sup>83</sup>. Bei aller Wissenschaftlichkeit, die dabei natürlich gefordert war, ging es Petry hier aber auch erkennbar um den Aufbau und die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen, war ihm doch, wie immer wieder herausgestellt, die Schaffung einer »geistigen Familie« mit seinen Schülern und Mitarbeitern ein Anliegen<sup>84</sup>.

Dies gilt natürlich in besonderem Maß für die von ihm betreuten Doktoranden. Bereits 1951 wurde der erste (Wolfgang Klötzer, 1925–2015) promoviert, und da die Zahl der an einer Doktorarbeit Interessierten sehr rasch stark anwuchs, hielt Petry ab dem Sommersemester 1952 regelmäßig monatlich einmal eine Doktoranden-Arbeitsgemeinschaft ab. Insgesamt sind unter seiner Ägide in Mainz über 70 Dissertationen entstanden<sup>85</sup>, was rein statistisch einem Schnitt von mehr als drei pro Jahr entspricht. Waren in den ersten Jahren die Arbeiten wegen des vergleichsweise einfacheren Zugangs zu den Quellen ausschließlich der Thematik der mittelhessisch-pfälzisch-hessischen Landesgeschichte gewidmet, so erweiterte sich später das Spektrum zwar auf davon unabhängige Abhandlungen – vornehmlich zur schlesischen Geschichte (sechs) –, dennoch blieb auch weiterhin der Schwerpunkt »eindeutig rheinisch-westlichen Themen«<sup>86</sup> vorbehalten. Deren Spannweite reichte – analog zu den »Übungen zur

---

83 Ebd. S. 63–67.

84 Vgl. neben der Anm. 77 genannten Literatur auch Otto Bardong, Der akademische Lehrer, in: In Breslau (Anm. 7), S. 31–36, hier S. 35; Winfried Irgang, Ludwig Petry und die schlesische Geschichtsforschung, in: Gedenkfeier (Anm. 7), S. 5–13, hier S. 12.

85 Bis zum Frühjahr 1968 waren es insgesamt 55, die im Verzeichnis von Petrys Schrifttum in: Festschrift Ludwig Petry, Teil I, Wiesbaden 1968, S. 294–315, hier S. 311–314, erfasst sind. Für die Folgejahre werden bei Petry, Forschungsbericht (Anm. 5), S. 86f. 15 weitere aufgezählt, im Text S. 67 wird allerdings die Gesamtzahl 72 genannt und zudem auf noch in Arbeit befindliche hingewiesen.

86 Duchhardt (Anm. 75), S. 30: »annähernd 60 Dissertationen«.

geschichtlichen Landeskunde« – von der Beschäftigung mit Herrschaftsdynastien über biographische Studien bis hin zur Analyse von Personengruppen und Bevölkerungsverhältnissen, von der Wirtschafts-, Handels- und Industriegeschichte über besitzgeschichtliche Untersuchungen bis zur Militärgeschichte, von der politischen, der Verfassungs- und der Verwaltungsgeschichte über kirchen- und religionsgeschichtliche bis zu geistesgeschichtlichen Themen, vom Universitäts- und Schul- bis zum Medizinalwesen, von der Entwicklungsgeschichte einzelner städtischer oder kirchlicher Einrichtungen über stadtgeschichtliche Forschungen bis zu territorialgeschichtlichen Abhandlungen. Bei der Auswahl der Dissertationsthemen ließ Petry seinen Schülern weitgehend freie Hand, verstand es aber, geschickt zu motivieren, und er achtete sorgfältig darauf, dass die Quellen- und Archivlage ein erfolgversprechendes Arbeiten zuließ. Ein ähnlich breites Themenspektrum begegnet bei den von ihm geförderten Habilitationen, deren Zahl (mindestens acht) ebenfalls bemerkenswert hoch ist. Petrys Mainzer Assistenten – in chronologischer Reihenfolge: Alois Gerlich (1925–2010), Karl Georg Faber (1925–1982), Walter G. Rödel (1940–2009), Josef Joachim Menzel (\*1933), Winfried Dotzauer (1936–2016), Heinz Duchhardt (\*1943) – wurden sämtlich habilitiert und waren nach Erteilung der *Venia legendi* zumindest zeitweise auch weiter in Mainz tätig. Angesichts dieses stattlichen Schülerkreises ist wiederholt von einer »Mainzer Schule« gesprochen worden<sup>87</sup>, und Petry hat dies wohl nicht ungern auch selbst getan, womit freilich weder eine feste Institution noch eine besondere methodische Ausrichtung gemeint war, sondern der Begriff war bezogen auf sein Geschick, Forschungsnetzwerke zu bilden, zu fördern, zu leiten und weiterzuentwickeln; sein erkennbares Anliegen war es, gewissermaßen familiäre Bindungen und Strukturen zu entwickeln und zu pflegen, was u. a. daran sichtbar wurde, dass es immer wieder »Doktorandenabende« bei ihm zu Hause gab<sup>88</sup> und dass er mit vielen seiner erfolgreichen Doktoranden auch noch nach dem Studienabschluss in Kontakt blieb.

\* \* \*

Für Petry dürfte es in Mainz von Anfang an klar gewesen sein, dass es zu »den landesgeschichtlichen Aufgaben meines Mainzer Lehramts«<sup>89</sup> gehören musste, in dem »künstlichen« Bundesland Rheinland-Pfalz, dessen Teilregionen bis 1946

87 Vgl. neben der Anm. 6 genannten Literatur auch Norbert Conrads/Josef Joachim Menzel, Ludwig Petry und die schlesische Geschichtsschreibung, in: Petry, Dem Osten zugewandt (Anm. 22), S. XV–XVIII, hier S. XVII f.

88 Vgl. Ludwig Petry [jun.], Dankesworte, in: Gedenkfeier (Anm. 7), S. 37–43, hier S. 39.

89 Ludwig Petry, Wegstrecke mit Heinz Schermer, in: Mitteilungsblatt zur rheinhessischen Landeskunde 4 (1955), S. 122f.

zu Hessen, Preußen oder Bayern gehört hatten, eine eigenständige Landesgeschichtsforschung zu entwickeln und zu organisieren, waren doch keine autonomen übergreifenden Forschungsstrukturen vorhanden, die Arbeitsgebiete etablierter Historischer Kommissionen und wissenschaftlicher Gesellschaften durch die neuen Landesgrenzen teilweise zerschnitten oder noch ohne Bindung an sich herausbildende neue heimatforschende Arbeitskreise. Sehr rasch übernahm Petry die Führung der 1948 gegründeten Arbeitsgemeinschaft rheinhessischer Heimatforscher (2017 umbenannt in Historischer Verein Rheinhessen), die unter seiner Ägide von 1952 bis 1970 das *Mitteilungsblatt zur rheinhessischen Landeskunde* herausgab, und engagierte sich in der 1950 »wiederbelebten« Hessischen Historischen Kommission<sup>90</sup> mit Sitz in Darmstadt, die ihre historische »Zuständigkeit« für das nunmehr rheinland-pfälzische Rheinhessen beibehielt und in deren Vorstand er bald auch aufrückte. Seit 1951 gehörte er der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer an, weitere Mitgliedschaften in der Historischen Kommission für Nassau, dem Verein für Pfälzische Kirchengeschichte, dem Historischen Verein für Hessen oder dem Arbeitskreis für historische Kartographie in der Akademie für Raumforschung und Landesplanung in Hannover kamen hinzu<sup>91</sup>.

Ihnen allen konnte er wichtige Impulse für ihre Arbeit und Publikationstätigkeit vermitteln. Aufbauend auf den hier gemachten Erfahrungen und geschlossenen Bekanntschaften, aber auch im Rückblick auf seine Jahre an der Universität Breslau, wo 1937 die Erhebung des Seminars für Geschichtliche Landeskunde zu einem Institut gelungen war, konnte Petry die bereits von seinem Vorgänger Heinrich Büttner verfolgte Idee eines eigenständigen Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Johannes Gutenberg-Universität weiterentwickeln; im Frühsommer 1958 legte er dem Kultusministerium ein entsprechendes Memorandum vor und stellte wenige Zeit später einen offiziellen Antrag zu dessen Errichtung, die dann trotz finanzieller Engpässe des Landes schließlich, wie oben erwähnt, 1960 gelang<sup>92</sup>. Als »An-Institut« der Universität besteht seine Aufgabe als eine zentrale Stätte wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiet der geschichtlichen Landeskunde neben der Durchführung eigener Forschungsvorhaben in der Koordination regionaler Projekte und als Forum für den Wissenschaftsaustausch sowohl in Rheinland-Pfalz selbst als auch über dessen Grenzen hinaus; dazu zählt seit 1964 die Herausgabe einer eigenen Reihe

90 Vgl. Eckhart G. Franz, Hessische Historische Kommission – 1833–2008, in: Im Dienst der hessischen Geschichte. 175 Jahre Historischer Verein für Hessen – 100 Jahre Hessische Historische Kommission. Festgabe zum Doppeljubiläum, Darmstadt 2009, S. 45–60.

91 S. das Erhebungsblatt Ludwig Petry vom 20.12.1965 in der Kartei »Schöpferische Kräfte Schlesiens« der Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg).

92 Felten (Anm. 9), S. 24–30.

*Geschichtliche Landeskunde*, in der unter Petrys Vorsitz ein gutes Dutzend Bände erschienen ist.

Aber nicht nur die entscheidenden Weichenstellungen für die Organisation der landesgeschichtlichen Forschung in Rheinland-Pfalz sind aufs engste mit Ludwig Petry verbunden, auch beim Aufbau der historischen Schlesienforschung in der jungen Bundesrepublik Deutschland wirkte er an maßgeblichen Stellen mit. So war er im April 1950 Gründungsmitglied des Johann Gottfried Herder-Forschungsrats in Marburg (1978–1984 Vorstandsmitglied), der sich die Erforschung der »Länder, Völker und Staaten im östlichen Mitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart« zum Ziel setzte und in der Folge als eine Art Dachorganisation für die Historischen Kommissionen der historischen deutschen Ostgebiete und der deutschen Siedlungsgebiete in Ostmittel- und Südosteuropa fungierte<sup>93</sup>. Anderthalb Jahre später wurde Petry auf der ersten Hauptversammlung der (reorganisierten) Historischen Kommission für Schlesien nach dem Kriege zu deren 2. Vorsitzenden gewählt (1969 1. Vorsitzender, 1988 Ehrevorsitzender). 1952 wirkte er an der Gründung des Kulturwerks Schlesien (zunächst e.V., 1975 in eine Stiftung umgewandelt) in Würzburg mit, 1959 an der Reorganisation des (evangelischen) Vereins für Schlesische Kirchengeschichte; am 9. Juni 1971 wurde er bei der Wiederbegründung des Vereins für Geschichte Schlesiens zu dessen Vorsitzendem gewählt<sup>94</sup>; 1982 beteiligte er sich an der Errichtung des Gerhard-Möbus-Instituts für Schlesienforschung an der Universität Würzburg e.V. (1986 als Einrichtung an der Universität anerkannt; 2009 de facto aufgelöst). Durch die Bündelung all dieser Aktivitäten und vor allem durch Petrys gezielte Nachwuchsförderung hatte sich so an der Universität Mainz eine Art Zentrum der Schlesienforschung in Deutschland herausgebildet, in deren Tradition auch die beiden Petry-Schüler Menzel und Konrad Fuchs (1928–2015) nach dessen Emeritierung weiterwirkten. 1984 schlossen sie sich mit anderen Mainzer Universitätslehrern zu einem interdisziplinären Arbeitskreis »Ostdeutsche Forschungen« zusammen, dessen Aufgabe in der Förderung von »Forschungen zur Geschichte und Kultur der Ostgebiete des Deutschen Reiches und der deutschen Volksgruppen im Osten« bestehen sollte<sup>95</sup>. Fünf Jahre später wurde parallel dazu der Verein »Gesellschaft der

93 Aus der Fülle an Literatur vgl. vor allem Hugo Weczerka, Johann Gottfried Herder-Forschungsrat und Johann Gottfried Herder-Institut: Entstehung und Entwicklung eines Verbundes der Ostmitteleuropaforschung, in: Erwin Oberländer (Hrsg.), Geschichte Osteuropas. Zur Entwicklung einer historischen Disziplin in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1945–1990, Stuttgart 1992, S. 256–275.

94 Vgl. 150 Jahre Verein für Geschichte Schlesiens, hrsg. von Johannes Schellakowsky und Ulrich Schmilewski, Würzburg 1996, bes. S. 61–64.

95 [https://www.ub.uni-mainz.de/files/2018/02/Best98\\_Mainzer-Modell.pdf](https://www.ub.uni-mainz.de/files/2018/02/Best98_Mainzer-Modell.pdf), zuletzt aufgerufen am 11.12.2018. (Vorwort S. III).

Freunde ostdeutscher Landes- und Volksforschung in Rheinland-Pfalz e. V.« ins Leben gerufen, der als Trägerverein für ein zu gründendes »Ludwig Petry-Institut für ostdeutsche Landes- und Volksforschung in Mainz« als »Stätte interdisziplinärer Forschung zur Geschichte und Gegenwart der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße und Bayerischem Wald« fungieren sollte<sup>96</sup>. Der als Ehrung für Petrys ostdeutsche Forschungsaktivitäten und als Fortsetzung seines Lebenswerkes in diesem Bereich gedachten und am 27. November 1989 gegründeten Institution war allerdings keine allzu lange Lebensdauer beschieden, da sie wegen Einstellung der öffentlichen Förderung nach wenig mehr als einem Jahrzehnt ihre Tätigkeit wieder beenden musste.

\* \* \*

Forschung und Lehre sowie Hinauswirken über die Grenzen der Universität standen für Ludwig Petry stets in engstem Zusammenhang; sicherlich zu Recht ist von seiner speziellen »Art der forschenden Lehre«<sup>97</sup> gesprochen worden. Als Ziel landesgeschichtlicher Arbeit definierte er es, »auf einer räumlich begrenzten und daher besser übersehbaren Grundlage das geschichtliche Zusammenspiel politisch-dynastischer, kirchlicher, geistiger, wirtschaftlicher und sozialer Kräfte zu erforschen und die Ergebnisse den Bildungs- und Unterrichtsaufgaben nutzbar zu machen«<sup>98</sup>. Nicht zuletzt der intensiven Vorbereitung auf die Übungen und Seminare zur Landesgeschichte an der Universität sind regelmäßige Sammelberichte zu Rheinhessen und der Pfalz<sup>99</sup> sowie eine stadtgeschichtliche Bibliographie<sup>100</sup> entsprungen. Als »mittelrheinischer Landeshistoriker«<sup>101</sup> hat Petry zwar eine beachtliche Anzahl von Studien und Darstellungen vorgelegt<sup>102</sup>, umfangreichere monographische Abhandlungen waren aber kaum

96 Vgl. die Angaben in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Mainz seit 1991 sowie In Breslau (Anm. 7), S. 9–11, 13, 23.

97 Duchhardt (Anm. 77), S. 27.

98 Ludwig Petry, Landesgeschichtliche Arbeit in und für Rheinland-Pfalz. Zum fünfjährigen Bestehen der Seminarabteilung für Geschichtliche Landeskunde an der Mainzer Universität, in: Staatszeitung. Staatsanzeiger für Rheinland-Pfalz, Jg. 9 (1958), Nr. 13, S. 5 f. u. 8, hier S. 5.

99 In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 94 (1958), S. 370–385; 97 (1961), S. 458–481; 101 (1965), S. 441–474; 110 (1974), S. 551–597.

100 (zus. mit Manfred Laufs), Bibliographie zur Städtegeschichte der Länder Rheinland-Pfalz und Saarland, in: Bibliographie zur Städtegeschichte Deutschlands, hrsg. von Erich Keyser, Köln-Wien 1969, S. 136–167.

101 Vgl. Duchhardt (Anm. 77) und Katharina Reidel, Ludwig Petry und die rheinische Geschichtsforschung, in: Gedenkfeier (Anm. 7), S. 15–26.

102 Eine umfassende Bibliographie der Schriften Petrys (einschließlich von Buchbesprechungen und Zeitungsartikeln) liegt bislang nur bis zum Erscheinungsjahr 1968 vor (vgl. Anm. 85); ein Schrifttumsverzeichnis 1968–1982 (ohne Rezensionen und Zeitungsbeiträge)

darunter<sup>103</sup>. Wenn er dennoch zu einem der wichtigsten Vertreter der landesgeschichtlichen Forschung seiner Generation wurde, so sind dafür verschiedene Charakteristika verantwortlich: Zum einen hat er es verstanden, sich in seinen eher knapp bemessenen Publikationen nicht in der Vielfalt der Ereignisse zu verlieren, sondern entscheidende Entwicklungslinien herauszuarbeiten und zu verfolgen, Strukturen aufzuzeigen und somit eine Konzentration auf das geschichtlich Fortwirkende zu erreichen<sup>104</sup>. Ohne dass er dies vielleicht selbst so benannt hätte, hat er damit strukturgeschichtliche Skizzen vorgelegt. Zum anderen hat er sich in besonderem Maß für die vergleichende Betrachtung, für das Deutlichmachen von Übereinstimmungen und Gegensätzen, von Antriebskräften auf der einen und retardierenden Momenten auf der anderen Seite interessiert – Petry ist damit zu einem der Pioniere der auf Typologie und Komparatistik ausgerichteten Landesgeschichtsforschung geworden, und von ihm geprägte kennzeichnende Metaphern wie »in Grenzen unbegrenzt« oder »aktive und passive Geschichtslandschaft«<sup>105</sup> haben weite Verbreitung gefunden.

Auch wenn der seinerzeit einzige Lehrstuhlinhaber für Geschichtliche Landeskunde in Rheinland-Pfalz aufgrund seiner vielfältigen beruflichen Ver-

---

enthält: Petry, Dem Osten zugewandt (Anm. 22), S. 455–457 – auf beiden zusammen fußt die von Konrad Fuchs erstellte Bibliographie (Anm. 6). Eine Zusammenstellung von Petrys Schriften zu Themen der Geschichte Ostmitteleuropas (ebenfalls ohne Rezensionen und Zeitungsbeiträge) aus den Jahren 1950–1984 wird geboten in: Fünfunddreißig Jahre Forschung über Ostmitteleuropa. Veröffentlichungen der Mitglieder des J. G. Herder-Forschungsrates 1950–1984, Marburg 1985, S. 234–237; die Fortführung für die Folgejahre in: Bibliographie der Mitglieder des J. G. Herder-Forschungsrates von 1985 bis 2000, bearb. von Norbert Machheit, Marburg/München 2003, S. 192f. (<http://www.herder-forschungsrat.de/data/user/dokumente/hfrbibliographie.pdf>); zuletzt aufgerufen am 17. 12. 2018).

- 103 Eine gewisse Ausnahme bildet hier Ludwig Petry, Der Ingelheimer Grund vom Ausgang des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Ingelheim am Rhein. Forschungen und Studien zur Geschichte Ingelheims, hrsg. von Johanne Autenrieth, Stuttgart 1964, S. 201–274.
- 104 Beispiele dafür bieten etwa seine Übersichtsdarstellungen Geschichtliche Kräfte im Raum Rheinland-Pfalz. Teil 1: Von der Frühzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Rheinland-Pfalz, Kultur und Wirtschaft, Trautheim 1953, S. 23–38; Das politische Kräftespiel im pfälzischen Raum vom Interregnum bis zur französischen Revolution. Anliegen und Ansätze der heutigen Forschung, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 20 (1955), S. 80–111; Träger und Stufen mittelhessischer Territorialgeschichte, in: Aus Geschichte und Landeskunde. Festschrift Franz Steinbach zum 65. Geburtstag, Bonn 1960, S. 71–91; Stufen und Formen des Städtewesens in Rheinland-Pfalz. Überlegungen im Anschluß an den neuen Band des Deutschen Städtebuches, in: Geschichtliche Landeskunde 3, Wiesbaden 1967, S. 1–36; sowie die Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands 5: Rheinland-Pfalz und Saarland, Stuttgart 1959 (3. Aufl. 1988): Grundzüge der politischen Entwicklung an Rhein, Mosel, Saar und Unterlahn, S. XV–XL.
- 105 Vgl. Das Rhein-Main-Gebiet als aktive und passive Geschichtslandschaft, in: Landschaft und Geschichte, Festschrift für Franz Petri, Bonn 1970, S. 405–420; Die Pfalz im Dreißigjährigen Krieg als Beispiel einer passiven und zugleich aktiven Geschichtslandschaft, in: Jahrbuch zur Geschichte von Stadt und Landkreis Kaiserslautern 12/13 (1974/75), S. 227–234.

pflichtungen und Verflechtungen sein Hauptaugenmerk auf die mittelrheinische Landesgeschichte legen musste (und dies selbstverständlich auch wollte), wozu auch eine Reihe von personen-, bildungs- und stadtgeschichtlichen Studien zählte, so hat sich der »Wahlschlesier«<sup>106</sup> Petry doch auch weiterhin stets mit der Geschichte des Oderlandes beschäftigt. Immer wieder hat er dabei die »Brücken-« oder »Begegnungslandschaften« Schlesien und Mittelrhein in Beziehung<sup>107</sup> gesetzt, Verbindungen aufgespürt<sup>108</sup> oder in übergreifende komparatistische Analysen und Betrachtungen zentral einbezogen<sup>109</sup>. Waren es in den ersten beiden Jahrzehnten daneben eher essayistische Abhandlungen zur schlesischen Kultur- und Geistesgeschichte oder zur Rolle Ostdeutschlands in der gesamtdeutschen Geschichte, so widmete sich Petry vornehmlich nach Übernahme des Vorsitzes in der Historischen Kommission für Schlesien 1969 und besonders nach seiner Emeritierung 1973 intensiveren Quellenstudien und Darstellungen, wobei seine Beiträge zur *Geschichte Schlesiens*<sup>110</sup> und zur Stadtgeschichte Breslaus<sup>111</sup> hervorzuheben sind.

106 Ludwig Petry, Mit Schlesieraugen auf Exkursion, in: Schlesische Studien, hrsg. von Alfons Hayduk, München 1970, S. 239–244, hier S. 240.

107 Vgl. Anm. 81, ferner: Brückenlandschaften – Begegnungslandschaften, in: Literatur aus Rheinland-Pfalz, Anthologie II, hrsg. von Susanne Faschon [u. a.], Mainz 1981, S. 308–313.

108 Das Haus Neuburg und die Ausläufer der Gegenreformation in Schlesien und der Pfalz, in: Aus der Enge in die Weite. Festschrift für Georg Biundo zum 60. Geburtstag, Grünstadt 1952, S. 87–106; Mittel- und Ostdeutschland im Blickfeld der Mainzer Universitätsgeschichte, in: Miscellanea Moguntina. Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 6, Wiesbaden 1964, S. 24–40; Das Meisteramt (1694–1732) in der Würdenkette Franz Ludwigs von Pfalz-Neuburg (1664–1732). Zwischenbilanz für ein Forschungsanliegen, in: Acht Jahrhunderte Deutscher Orden in Einzeldarstellungen. Festschrift zu Ehren Sr. Exzellenz P. Dr. Martin Tumler O.T. anlässlich seines 80. Geburtstags, Bad Godesberg 1967, S. 429–440; Rudolf von Rüdeseheim, Bischof von Lavant und Breslau. Ein Forschungsanliegen der vergleichenden Landesgeschichte, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 78 (1970), S. 347–357; Rheinisch-schlesische Beziehungen am Beispiel der Fürstbischöfe Rudolf von Rüdeseheim und Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, in: Mainzer Zeitschrift 67/68 (1972/73), S. 45–50.

109 Der Augsburger Religionsfriede von 1555 und die Landesgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 93 (1957), S. 150–175; Gegenreformation als Landesgeschichte. Ergebnisse eines Mainzer Universitätsseminars, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 28 (1963), S. 249–260.

110 S. oben Anm. 28.

111 Breslau in der schlesischen Städtelandschaft des 16. Jahrhunderts, in: Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit, hrsg. v. Wilhelm Rausch, Linz 1980, S. 259–274; Breslau in der frühen Neuzeit – Metropole des Südostens, in: Zeitschrift für Ostforschung 33 (1984), S. 161–179; Breslau-Berlin: Eine historische Einbahnstraße in preußischer Zeit?, in: Berlin. Die Hauptstadt und der Osten, hrsg. von Hans Hecker und Silke Spieler, Bonn 1986, S. 32–40; Breslau als schlesische, preußische und deutsche Universität, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 28 (1987), S. 342–356.

Auch wenn man Petry sicher nicht ganz zu Unrecht als »Anhänger eines großdeutschen Geschichtsmodells«<sup>112</sup> bezeichnet hat und in seinen Arbeiten zu Schlesien »eine Betonung der deutschen Aspekte ostmitteleuropäischer Geschichte«<sup>113</sup> unübersehbar bleibt, so ist es ihm doch auch bereits vor 1945 keineswegs nur um eine ausschließlich ›deutsche‹ Sicht auf die außerordentlich komplexe Geschichte Schlesiens gegangen. Es war sicher mehr als eine rhetorische Floskel, wenn er 1949 in seiner »ersten Wiederbeschäftigung mit schlesischer Geschichte« resümierend festgehalten wissen wollte, dass diese »reiche und wechselvolle Geschichte [...] geistige Wegzehrung« biete auch in dem »Bedürfnis, Brücken zu schlagen – [...] auch über die Grenzen des deutschen Bereichs hinaus, im Ernstnehmen der Menschenwürde eines jeden Volkes auf Erden«<sup>114</sup>. Und vier Jahre später bekannte er sich in einem durchaus leidenschaftlichen Plädoyer für die Notwendigkeit einer »Beschäftigung mit der Geschichte des deutschen Osten in der Forschung wie im Unterricht« aus »gesamtdeutsche[r] Verantwortung« heraus auch dazu, dass diese »das Offensein für Eigenart und Leistung der anderen Völker« einschließe<sup>115</sup>.

Ungeachtet seiner immer wieder gezeigten großen Einsatzbereitschaft und seiner dankbar anerkannten Leistungen – so wurden ihm seit 1968 zu allen ›Jubiläumsgeburtstagen‹ Festschriften dargeboten oder Zeitschriftenbände gewidmet, neben anderen Ehrungen wurde er 1978/79 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet<sup>116</sup> – hat sich Petry nie bewusst oder gar autoritär in den Vordergrund gespielt, sondern sich eine »selbstbewußte Bescheidenheit« bewahrt, die ihm sein Mentor Hermann Aubin bereits für die Habilitationsschrift attestiert hatte<sup>117</sup>. Zwar war ihm wie diesem durchaus ein »politisch-gesellschaftliche[s] Verantwortungsgefühl« eigen und die »Interessen des deutschen Volkes«<sup>118</sup> lagen ihm am Herzen, aber sie blieben für ihn eingebettet in den Dienst an »der Wissenschaft und dem völkerübergreifenden Gedankenaustausch«, wie er 1979 in einem Beitrag zur Anthologie *Literatur aus Rheinland-Pfalz* schrieb, in dem er sich zu seiner inneren Verbundenheit mit dem

112 Krzoska (Anm. 2), S. 476.

113 Eduard Mühle, Institutionelle Grundlegung und wissenschaftliche Programmatik der westdeutschen Beschäftigung mit »deutscher Geschichte« im östlichen Mitteleuropa (1945–1959), in: Jerzy Kłoczowski [u. a.] (Hrsg.): *Doświadczenia przeszłości. Niemcy w Europie Środkowo-Wschodniej w historiografii po 1945 roku = Erfahrungen der Vergangenheit. Deutsche in Ostmitteleuropa in der Historiographie nach 1945*, Lublin/Marburg 2000, S. 25–66, hier S. 61.

114 Petry, *Geschichtsbild* (Anm. 35), S. 139.

115 *Der deutsche Osten und die gesamtdeutsche Verantwortung*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 4 (1953), S. 713–723, Zitate S. 722f.

116 Verleihung am 10. 11. 1978, Überreichung am 22. 01. 1979.

117 Bahlcke, *Habilitation* (Anm. 30), S. 140.

118 Mühle, *Hermann Aubin* (Anm. 14), S. 501.

heimatlichen »Arbeitsfeld« »Brückenlandschaft Mittelrheingebiet« ebenso wie zur Beschäftigung mit »Schicksal und Leistung der Begegnungslandschaft Schlesien im Rahmen der europäisch gesehenen deutschen Geschichte« bekannte<sup>119</sup>. Etwas mehr als ein Jahrzehnt später ist Ludwig Petry am 25. November 1991 in Mainz verstorben; seine letzte Ruhestätte hat er in seiner Heimatstadt Darmstadt gefunden.

---

119 Petry, *Brückenlandschaften* (Anm. 107), S. 313.



## Alois Gerlich (1925–2010)



Die Wende von 1989 hat das Bewusstsein dafür geschärft, dass gesellschafts-politische Umbrüche sehr unterschiedlich wahrgenommen werden können. Einen wichtigen Faktor stellt das individuelle Lebensalter dar, in dem eine Umwälzung erfolgt. Insofern kamen das Kriegsende und der Neubeginn im Jahr 1945 für den knapp zwanzigjährigen Studenten Alois Gerlich genau zur richtigen Zeit, um sich seinen Neigungen entsprechend frei entfalten zu können.

Er wurde am 24. September 1925 als Sohn des Lehrers Anton Gerlich in Mainz-Weisenau geboren und besuchte dort von Ostern 1932 bis Ostern 1936 die Volksschule. Anschließend wechselte er in das Realgymnasium in Mainz, das er am 1. Februar 1944 mit dem Reifezeugnis verließ. Im Sommersemester 1944 konnte er mitten im Krieg das Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Heidelberg beginnen. Bei der Wahl des Studienortes ist zu berücksichtigen, dass die Universität Mainz noch nicht existierte. Heidelberg war kaum zerstört und bot zudem eine Wohnmöglichkeit. Nach dem Sommersemester 1944 wurde das Studium von September 1944 bis März 1945 durch eine

Kriegsdienstverpflichtung als technischer Zeichner bei der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Werk Mainz unterbrochen<sup>1</sup>. Alois Gerlich hat nie darüber gesprochen, wieso er als 19jähriger Abiturient vom Militärdienst verschont wurde, während viele Gleichaltrige eingezogen wurden. Möglicherweise spielte hierbei eine Erkrankung die Rolle, über die auch bei späterem Auftreten immer der Mantel des Schweigens ausgebreitet wurde. Obwohl er seine prägenden Jugendjahre in der Zeit des Nationalsozialismus verbracht hatte, blieb er von dessen Gedankengut völlig unberührt, was sicherlich seiner festen Verwurzelung im katholischen Glauben zuzuschreiben ist.

Kurz vor dem Kriegsende, am 27. Februar 1945, wurde die Stadt Mainz bei einem Luftangriff fast völlig zerstört. Bei der Rettung der Kunstschatze unterstützte Gerlich tatkräftig den Kunsthistoriker Fritz Viktor Arens. Die Fortsetzung des Studiums erfolgte im Sommersemester 1945 und im Wintersemester 1945/46 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Mainz. Schon in Heidelberg hatte sich der Student von der Neueren deutschen Literatur abgewandt und sich stärker auf die Geschichte und die mittelalterliche Literatur konzentriert. Die Hinwendung zur Geschichte wurde dadurch gefördert, dass er zwecks Erlangung einer Lebensmittelkarte Ordnungsarbeiten in der Bibliothek des Priesterseminars und im Domarchiv übernommen hatte. Diese Tätigkeiten verdankte er dem Priester und Bibliothekar Anton Philipp Brück, der 1944 die Leitung des Dom- und Diözesanarchivs übernommen hatte. Um sich an alten Schriften zu üben, las der Studienanfänger im Domarchiv neben anderen Schriften auch Akten des Mainzer Stifts St. Stephan, das er bald darauf zum Gegenstand seiner Dissertation machte<sup>2</sup>.

Die Immatrikulation erfolgte an der am 22. Mai 1946 nach langem Dornröschenschlaf wiedereröffneten Universität Mainz, die nach dem großen Sohn der Stadt Johannes Gutenberg benannt wurde. Alois Gerlich zählte zu ihren ersten Studenten. Die Vorüberlegungen, wie ein Historisches Seminar an der neuen Universität gegliedert sein sollte, und die Berufungen der ersten Professoren hat er selbst in einem Beitrag zur Geschichte des Seminars geschildert<sup>3</sup>. Leo Just, der Fachvertreter für Neuere Geschichte, war der einzige Ordinarius, während Theodor Schieffer und Heinrich Büttner für die mittelalterliche Ge-

---

1 Die Tätigkeit als technischer Zeichner findet sich im Lebenslauf Gerlichs vom 2. Juni 1958 und in dem von 2. Febr. 1965. In seinem Lebenslauf vom 1. Oktober 1968 ist nur von einer Kriegsdienstverpflichtung die Rede. Die Lebensläufe und weitere Dokumente sind den Akten des UA Mainz, Bestand 13 und 45 zur Promotion, Habilitation, Ernennung zum Wissenschaftlichen Rat und zur Berufung nach Mainz entnommen. Herrn Dr. Christian George sei für seine Unterstützung herzlich gedankt. Weitere Aussagen im Text beruhen auf mündlichen Äußerungen Gerlichs gegenüber dem Verfasser.

2 Vgl. dazu auch das Vorwort in Alois Gerlich, *Das Stift St. Stephan zu Mainz. Beiträge zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Territorialgeschichte des Erzbistums Mainz*, Mainz 1954, S. 7.

3 Alois Gerlich, *Das Historische Seminar*, in: *Tradition und Gegenwart II/2*, S. 67–89, hier S. 68f.

schichte als außerplanmäßige Professoren bestellt wurden. Büttner war zugleich für das Fach Geschichtliche Landeskunde ausgewiesen<sup>4</sup>.

Der Studienbetrieb war in den ersten Jahren von vielen Hindernissen begleitet: Beengte Räume, völlig unzureichende Buchbestände und fehlende Handbücher. Diese Defizite wurden überlagert von der Begeisterung der ersten Studentengeneration in Mainz:

»Ein jeder war – auch ein jeder auf seine Weise – erfüllt von Dankbarkeit, den Krieg überlebt zu haben. Jeder sah sich auf einen Platz gestellt, auf dem und von dem aus er ein Ziel im Rahmen der Mitgestaltung eines großen Werkes gesetzt erhielt. [...] Ein hochgemuter Idealismus mischte sich mit der Sorge um das Elementarste und Notwendigste der Daseinsgestaltung in Jahren, in den Hunger und Entbehrung aller Art, angefangen vom Schuhwerk bis zur Beschaffung von Schulheften aus Holzschliffpapier, auf allen lasteten. In dieser, vielleicht gerade in dieser, Situation erblühten Freundschaften, gedieh in unwiederholbar schöner Art ein Lehrer-Schüler-Verhältnis, das trotz überfüllter Hörsäle und Seminarräume immer wieder Zeit bot für den Gedankenaustausch und damit für ein Lehren und Lernen ganz personenbezogener Natur«<sup>5</sup>.

Diese autobiographisch geprägte Schilderung des engen Lehrer-Schüler-Verhältnisses im frühen Studienbetrieb macht erst verständlich, warum der gerade erst im sechsten Semester befindliche Alois Gerlich im Sommer 1947 bei Büttner anfragte, ob er, einer Anregung von Anton Philipp Brück folgend, aus dem Urkunden- und Aktenmaterial des Domarchivs eine Dissertation zur Geschichte des Mainzer Stiftes St. Stephan anfertigen dürfe. Als Büttner die Frage bejahte, wurde aus dem Studenten zugleich ein Doktorand. Unschwer lässt sich erkennen, dass die Auswahl des Themas weniger von wissenschaftsstrategischen Überlegungen gelenkt war als vielmehr von den praktischen Reisemöglichkeiten. Schon der Besuch der Mainz benachbarten Archive in Wiesbaden und Darmstadt bedeutete einen komplizierten Gang über die Grenze von der französisch besetzten zur amerikanischen Zone. Auf Besuche von weiter entfernten Archiven musste deshalb gänzlich verzichtet werden. In der heutigen Zeit, in der meist problemlos Reisegelder für Dissertationsthemen in Indien oder Afrika eingeworben werden können, vergisst man schnell, wie wichtig die gute Zugänglichkeit von Archivalien in der Nachkriegszeit war. Als ich einmal Peter Moraw fragte, wieso er seine Dissertation ausgerechnet über das kleine und relativ unbedeutende Stift St. Philipp in Zell geschrieben habe<sup>6</sup>, lautete die

---

4 Zur Gründungs generation an der Universität Mainz vgl. auch Michael Kißener, Kontinuität oder Wandel? Die erste Professoren generation der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, in: *Ut omnes unum sint* 1, S. 97–123.

5 Vgl. Gerlich, *Das Historische Seminar* (Anm. 3), S. 69, 71.

6 Peter Moraw, *Das Stift St. Philipp zu Zell in der Pfalz. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kirchengeschichte*, Heidelberg 1964 (Phil. Diss. Heidelberg 1961).

überraschende Antwort, weil die Urkunden dieses Stifts im Universitätsarchiv Heidelberg lagen, das sich ein Stockwerk über seinem Arbeitszimmer befand.

Im Dissertationsgutachten von Büttner wird die Zugänglichkeit von Archivalien übrigens offen angesprochen: »Auf eine Durchsicht der Archivalien des Staatsarchives Würzburg musste aus den Umständen der Zeit heraus verzichtet werden, doch ist daraus kein wesentliches Hemmnis für die Untersuchung erwachsen«<sup>7</sup>. Das Gutachten stammt vom 5. Juli 1948, das Rigorosum in den Fächern Geschichte, Philosophie und Kirchengeschichte wurde am 20. Juli bestanden, d. h. Alois Gerlich wurde im 8. Semester, gerade 22 Jahre alt, mit *magna cum laude* promoviert.

Die Dissertation mit dem Titel *Das Stift St. Stephan zu Mainz. Beiträge zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Territorialgeschichte des Erzbistums Mainz*<sup>8</sup> muss bei ihrer Beurteilung mit den Maßstäben ihrer Entstehungszeit gemessen werden. Es handelte sich um die erste moderne Untersuchung eines Stadtmainzer Stifts nach der Zielsetzung der *Germania Sacra*. Sie gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste die innere Verfassung des Stifts schildert, während der zweite die äußeren Verhältnisse, vor allem im umfänglichsten Kapitel den Stiftsbesitz in den Blick nimmt. Hervorgehoben sei, dass sich die Darstellung nicht auf das Mittelalter beschränkt, sondern bis ins 18. Jahrhundert ausgreift. Es handelt sich um eine ausgesprochen solide Abhandlung mit zahlreichen Listen und Tabellen, die auch im heutigen Universitätsbetrieb Bestand hätte. In der Zusammenfassung der Dissertation wird bereits ein wesentlicher Grundzug von Gerlichs wissenschaftlicher Arbeitsweise erkennbar, den man »akribische Sorgfalt im Detail« nennen könnte. Nachdem er zunächst festgestellt hatte, dass sich St. Stephan in seiner Struktur auf dem Boden des Normalen bewegte, fährt er fort:

»Wir haben die Untersuchungen dort nur deshalb oft bis in kleinste Einzelheiten vorangetrieben, um ein möglichst vollständiges Beispiel für das Rechtsleben eines solchen kirchlichen Instituts zu bieten. Anders ist es jedoch bei den äußeren Zuständen des Stiftes, die in manchem bemerkenswerte Abweichungen von der Norm zeigen, die im ganzen auch eine bedeutende größere Wichtigkeit haben, weil sie uns an vielen Partikelchen die Entstehung der mittelrheinischen Territorien zu erläutern vermögen«<sup>9</sup>.

Die Erwähnung der kleinsten Einzelheiten und »Partikelchen« könnte dazu verleiten, die Arbeitsweise Gerlichs als Detailverliebtheit abzuqualifizieren, doch für ihn war das Detail kein Selbstzweck, sondern er verstand es meisterhaft,

7 UA Mainz, Best. 13 Nr. 159.

8 Siehe Anm. 2.

9 Gerlich, St. Stephan (Anm. 2), S. 151.

die Einzelheiten in ein Ganzes einzuordnen und dadurch ein allzu grobes Gesamtbild zu korrigieren.

Zwar könnte man ausstellen, dass die Einordnung der Ergebnisse in die Geschichte der anderen Mainzer Stifte fehlt, doch lagen noch keine einschlägigen Arbeiten hierzu vor. Im Dissertationsgutachten wird auch dieser Punkt offensiv angesprochen: »Ein Vergleich mit der Entwicklung anderer Mainzer Stifter musste noch unterbleiben, da dazu noch die Möglichkeit fehlt«<sup>10</sup>. Als sich diese nach Anfertigung von Dissertationen über das Stift St. Victor vor Mainz und das St. Mariengredenstift in Mainz in den Jahren 1951 und 1952 bot, hat Gerlich tatsächlich die Gelegenheit ergriffen und 1953/54 eine vergleichende Studie zur Verfassung der Mainzer Stifte publiziert<sup>11</sup>.

Zwei Jahre nach der Promotion legte Gerlich das Staatsexamen für den höheren Schuldienst in den Fächern Geschichte, Deutsch und Philosophie ab. Es folgten zwei Jahre als Referendar in Bingen, Kirchheimbolanden und Mainz. Nach dem Zweiten Staatsexamen im September 1952 wurde er Studienassessor in Oppenheim, verließ aber bald den Schuldienst, um am 1. August 1953 die Stelle eines wissenschaftlichen Assistenten bei Ludwig Petry in Mainz anzutreten.

Heinrich Büttner war bereits 1949 nach Marburg berufen worden, hatte aber seinem Nachfolger Petry den jungen Doktor ans Herz gelegt. Eine Stelle gab es allerdings nicht, denn den drei Professoren des Historischen Seminars war nur eine Assistentenstelle zugeordnet, die zudem meist gesperrt war. Erst als das Seminar am 1. April 1953 in die heute unter veränderter Bezeichnung noch bestehenden Abteilungen I (Neuzeitliche Geschichte), II (Mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften) und III (Geschichtliche Landeskunde) gegliedert worden war, erhielt jede der Abteilungen eine Assistentenstelle. Den Assistenten oblagen sämtliche Verwaltungstätigkeiten an dem jeweiligen Lehrstuhl, da feste Sekretariatsstellen erst gegen Ende der sechziger Jahre eingerichtet wurden und die Hilfskraftmittel sehr begrenzt waren<sup>12</sup>.

Immerhin konnte sich Gerlich jetzt seiner Universitätskarriere widmen und sein Forschungsinteresse auf die Habilitation richten. In einem 1972 erschienenen Rückblick auf sein eigenes Schaffen hielt er seine inhaltliche Entwicklung fest:

---

10 UA Mainz, Best. 13 Nr. 159.

11 Alois Gerlich, Studien zur Verfassung der Mainzer Stifte, in: *Mainzer Zeitschrift* 48/49 (1953/54), S. 4–18, wieder abgedruckt in: Alois Gerlich, *Territorium, Reich und Kirche. Ausgewählte Beiträge zur mittelhessischen Landesgeschichte. Festgabe zum 80. Geburtstag*, hrsg. von Christiane Heinemann, Regina Schäfer und Sigrid Schmitt, Wiesbaden 2005, S. 22–50. An dieser Stelle sei auch auf das Schriftenverzeichnis von Alois Gerlich in diesem Band S. 641–646 verwiesen.

12 Vgl. Gerlich, *Das Historische Seminar* (Anm. 3), S. 75.

»Alois Gerlich, der zu Beginn seiner Assistentenzeit sich überwiegend mit auf den Mittelrheinraum bezogenen frühmittelalterlichen Studien befasste, wandte sich der Reichsgeschichte des Spätmittelalters unter fortwirkender Berücksichtigung landesgeschichtlicher Analysen zu. Das 13. und 14. Jahrhundert bildeten den Schwerpunkt seiner Forschungsansätze, die gleichermaßen das Interregnum, die Zeit der frühen habsburgischen Kronträger, die Reichskirche in der Epoche des großen abendländischen Schismas und das Landfriedenswesen berücksichtigten. Ein Buch über den Aufstieg König Ruprechts von der Pfalz im Ringen mit den großen Dynastien Habsburg und Luxemburg war das Hauptergebnis dieser Forschungsphase«<sup>13</sup>.

Die Hinwendung zu dem neuen Forschungsbereich wird im Schriftenverzeichnis mit einem 1956 erschienenen längeren Aufsatz zu den Anfängen des großen Schismas und seinen Auswirkungen auf den Mainzer Bistumsstreit (1373 bis 1378) erkennbar. Der Titel deutet schon an, um was es künftig gehen sollte, nämlich die Verschränkung von großer Politik mit regionalen Ereignissen. Die im Sommer 1958 eingereichte Habilitationsschrift *Habsburg – Luxemburg – Wittelsbach im Kampf um die deutsche Königskrone. Studien zur Vorgeschichte des Königtums Ruprechts von der Pfalz* stellte mit ihrer Konzentration auf das Spätmittelalter, das in den 1950er Jahren in der deutschen Mediävistik noch als Zeit des Niedergangs im Vergleich zur glanzvollen Kaiserzeit angesehen wurde, eine bemerkenswerte Entscheidung dar, die der Autor im Vorwort mit den rhetorischen Fragen »Warum die Beschäftigung mit diesen Jahren der Wirrnis, des Niedergangs und des Zerfalls? Gibt es nicht lohnendere Gegenstände aus den Hochzeiten der Geschichte?« thematisiert und mit dem Hinweis rechtfertigt, bei aller Düsternis des Welttheaters träten in dieser Epoche die Gestalten besser hervor<sup>14</sup>. Nachdem bisher das frühe und hohe Mittelalter im Schaffen Gerlichs einen Schwerpunkt gebildet hatten, war die Entscheidung für das Spätmittelalter im Blick auf eine Universitätskarriere durchaus sinnvoll. Bei der engeren Fokussierung spielten nach Aussage von Ludwig Petry in seinem Habilitationsgutachten zwei »Vorgegebenheiten« eine Rolle:

»Sollte die Arbeit an seiner Habilitationsschrift nicht beziehungslos neben der wissenschaftlich-pädagogischen Doppelaufgabe seiner Assistententätigkeit einherlaufen, so mußte das konkrete Thema innerhalb des gewählten Zeitraums in dem engeren Bereich des »Mainzer Raumes« zum mindesten wurzeln; sollte es den Bearbeiter andererseits befriedigen und seine wissenschaftliche Eignung schlüssig dartun, mußte es in größeren Bezügen stehen und ertragreich zum wenigsten für die deutsche Reichsgeschichte der betreffenden Epoche sein.«<sup>15</sup>

13 Ebd., S. 86.

14 Alois Gerlich, *Habsburg-Luxemburg-Wittelsbach im Kampf um die deutsche Königskrone. Studien zur Vorgeschichte des Königtums Ruprechts von der Pfalz*, Wiesbaden 1960, S. VII.

15 UA Mainz, Best. 13 Nr. 202.

Außer dem von Gerlich gewählten Thema hätten nach Ansicht Petrys noch das Interregnum und die Reformpolitik Bertholds von Henneberg die genannten Bedingungen erfüllt.

In seiner Habilitationsschrift gelingt es Gerlich überzeugend, landesgeschichtliche Details für die Reichsgeschichte nutzbar zu machen. Minuziös, manchmal von Tag zu Tag, schildert er das Ringen der drei großen Dynastien um die Königskrone seit dem Jahr 1394, aus dem nach dem Ausscheiden Habsburgs nach dem Tod Herzog Albrechts II. am 29. August 1395 schließlich der Wittelsbacher Ruprecht 1400 als Sieger hervorging. In der Zusammenfassung seiner chronologisch aufgebauten Arbeit gliedert Gerlich in Anlehnung an Hermann Aubin die Ergebnisse nach den Kategorien »Raum, Zeit und Inhalt«<sup>16</sup>, ohne jedoch grundsätzliche Überlegungen zu den Methoden und Mitteln der damaligen Politik zu formulieren. Wegweisend erschienen ihm allerdings die von Albert Werminghoff so genannten »interterritorialen Systeme«, die es ermöglichen,

über die Territorien hinaus zur Erkenntnis historischer Raumgrößen vorzudringen. Die ältere Forschung, die weithin in dynastische[m] Denken befangen war, wird dadurch ebenso überwunden, wie die Erkenntnis der geschichtlichen Gliederungen der Landschaften Deutschlands gefördert<sup>17</sup>.

In der Herausarbeitung von »Raumindividualitäten«<sup>18</sup> zeigt sich Gerlich als der Raumforschung zugewandt, die mit Hermann Aubin und dessen Schüler Ludwig Petry verknüpft ist.

Wenn es in der Zusammenfassung heißt: »Die dauernde Habacht-Stellung der Mächte zweiten Ranges im Südwesten des Reiches gegeneinander machte allerdings jenen Raum in dem behandelten Zeitabschnitt unfähig, von sich aus den Gang der Dinge richtungsweisend zu bestimmen«<sup>19</sup>, so wird der Raum sogar als potentiell selbstständig handelnde Größe angesehen. Unabhängig von solchen zeitgebundenen Vorstellungen behält die Habilitationsschrift als eine minuziöse Vorgeschichte des Königtums Ruprechts von der Pfalz ihren bleibenden Wert.

Am 30. Januar 1959 erhielt Alois Gerlich die *Venia legendi* für das Fach Mittlere und Neuere Geschichte, nachdem er im Fakultätsvortrag die spätmittelalterliche Kleinstadt als Forschungsobjekt und in der öffentlichen Vorlesung »Deutsche Verfassungen und Verfassungsentwürfe seit 1871« behandelt hatte. Auch später beschäftigte sich Gerlich mit Themen des 18./19. Jahrhunderts, indem er beispielsweise die Briefe des Mainzer Koadjutors Karl Theodor von

---

16 Ebd., S. 351.

17 Ebd., S. XII.

18 Ebd., S. 353.

19 Ebd., S. 353.

Dalberg an den Staatsminister Franz Joseph von Albini edierte<sup>20</sup> und das Napoleon-Bild Dalbergs analysierte<sup>21</sup>.

Nach der Habilitation folgte am 19. Februar 1962 die Ernennung zum beamteten Privatdozenten und am 6. April 1965 zum außerplanmäßigen Professor und Wissenschaftlichen Rat. Zuvor hatte der Privatdozent im Sommersemester 1964 die Vertretung von Clemens Bauer, dem Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau, übernommen. In den auswärtigen Gutachten, die Ende 1964 bis Anfang 1965 für die geplante Ernennung eingingen, wird erkennbar, dass Gerlich sich ein großes Ansehen in der Zunft erarbeitet hatte. Für Theodor Schieffer ist Gerlich »heute wohl neben Herrn Trautz in Heidelberg der einzige Universitätsdozent, der durch handfeste eigene Leistung unsere Kenntnis von der politischen Geschichte des Spätmittelalters gefördert hat – was ich bei Berufungserwägungen als ein sehr wesentliches Positivum werten würde«. Erich Maschke lobt besonders die Ausweitung des Forschungsgebiets von der mittelhessischen Landesgeschichte zur Reichsgeschichte und nennt hierbei die gerade erschienene Monographie Gerlichs zur Landfriedenspolitik König Rudolfs von Habsburg<sup>22</sup>. Das Mainzer Gutachten des Philosophen Gerhard Funke führt den dritten Platz auf der Heidelberger Liste für die Nachfolge von Fritz Ernst »als einziger Privatdozent hinter zwei Professoren aus Köln und Berlin« als Qualitätskriterium an und weist zugleich auf den Lehrerfolg Gerlichs hin, der über eine eindringliche, die Studierenden weder überfordernde noch verwöhnende Unterrichtsgabe besitze. Der Slawist Friedrich Neumann, der als Dekan gutachtet, erwähnt, dass dem Privatdozenten die zum 1. September 1962 freiwerdende Kustodenstelle am Marburger Landesamt für Geschichtliche Landeskunde angeboten worden sei, sodass die Ernennung zum Wissenschaftlichen Rat eine Abwanderung aus Mainz verhindern könne. Er schließt sein Gutachten mit den Worten: »Nicht zuletzt hat er eine glückliche Hand im erzieherischen Umgang mit den Studierenden, die er anregend und aufmunternd anzusprechen weiß, ohne es ihnen in den sachlichen Anforderungen leicht und bequem zu machen.«<sup>23</sup>

Aus langjähriger Erfahrung in gemeinsamen Lehrveranstaltungen kann dies der Verfasser nur bestätigen. Die den Gutachten beiliegende Liste der Lehrveranstaltungen Gerlichs samt Hörerzahlen für die Jahre 1959 bis 1964 belegt, dass das Reich und Europa von der Salierzeit bis zum 15. Jahrhundert behandelt

20 Alois Gerlich, Briefe des Mainzer Koadjutors Karl Theodor von Dalberg an den Staatsminister Franz Joseph von Albini, Teil 1, in: *Geschichtliche Landeskunde* 2 (1965), S. 150–201; Teil 2, in: *ebd.*, 7 (1972), S. 108–139.

21 Alois Gerlich, Zum Napoleon-Bild des Mainzer Kurfürsten Karl Theodor von Dalberg, in: *Mainzer Almanach* 1965, S. 185–193.

22 Alois Gerlich, *Studien zur Landfriedenspolitik König Rudolfs von Habsburg*, Mainz 1963.

23 UA Mainz, Best. 13 Nr. 136.

wurden. Der Durchschnitt der Teilnehmer aus 10 Semestern betrug bei den Vorlesungen 78 und bei den Seminaren 43 Studierende.

Nur einen Monat nach der Ernennung zum Wissenschaftlichen Rat erging am 3. Mai 1965 ein Ruf an die Philosophisch-Theologische Hochschule Bamberg, den Gerlich zum Wintersemester 1965/66 als planmäßiger außerordentlicher Professor annahm. Damit begann ein neuer Lebensabschnitt für ihn. Er zog mit seiner Frau Ursula, die er 1953 geheiratet hatte, und der gemeinsamen Tochter Ursula aus der Weinstadt Mainz in das bierfreudige Franken. Die Berufung Gerlichs war einer Klausel in der Ausbildungsordnung zu verdanken, welche die Geschichte des Mittelalters für die Theologiestudenten verpflichtend machte. Gelegentlich hat er uns mit Anekdoten aus dieser damals wohl recht engstirnigen Ordinarienwelt unterhalten, in der sich 16 Professoren auf 16 Studenten konzentrierten und somit viel Zeit für kleinliche Streitigkeiten besaßen. Als die Mittelalterklausel wegfiel, stand er fast ohne Hörer da.

Was für viele Dozenten als Glücksfall für die eigene Forschung gegolten hätte, war für den passionierten akademischen Lehrer Gerlich höchst unbefriedigend. Da er ohnehin das Amt des Schriftführers im Institut für geschichtliche Landeskunde, das er bei dessen Gründung im Jahr 1960 übernommen hatte, weiter ausübte, war der Kontakt zur Universität Mainz nie abgerissen. So kam es zu einem Unikum: Gerlich wirkte als Bamberger Professor zugleich seit 1969 als Honorarprofessor in Mainz<sup>24</sup>. Der Spagat zwischen Bamberg und Mainz, der mit langen Autofahrten verknüpft war, endete erst nach vier Jahren mit der Berufung nach Mainz als Nachfolger von Ludwig Petry am 1. April 1973. Von der Fähigkeit des Landeshistorikers, sich in die Geschichte anderer Landschaften einzuarbeiten und die landesgeschichtliche Methode vergleichend anzuwenden, zeugen die umfänglichen Abschnitte »Das Königtum und die Territorialmacht in Franken im Spätmittelalter« in Max Spindlers *Handbuch der bayerischen Geschichte* vom Jahr 1971<sup>25</sup> und die 2001 erschienene Monographie *Könige, Fürsten, Adel und Städte am Mittelrhein und in Franken zwischen Thronstreit und Mainzer Reichslandfrieden 1198–1235*<sup>26</sup>. Letztere sollte die Unterschiede zwischen Königsnähe und Königsferne am Beispiel der Kernlandschaften Mittelrhein und Franken »vorrangig unter Behandlung chronologischer Abfolgen« herausarbeiten<sup>27</sup>. Damit sollte die in der Habilitationsschrift erfolgreich angewandte Verzahnung von Reichs- und Territorialpolitik, wie zuvor in Aufsätzen

---

24 Vgl. Gerlich, Das Historische Seminar (Anm. 3), S. 77.

25 Alois Gerlich, Das Königtum und die Territorialmächte in Franken im Spätmittelalter, in: Max Spindler (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. III, 1, München 1971, S. 161–192, S. 268–348.

26 Alois Gerlich, *Könige, Fürsten, Adel und Städte am Mittelrhein und in Franken zwischen Thronstreit und Mainzer Reichslandfrieden 1198–1235*, Darmstadt 2001.

27 Vgl. das Vorwort.

für das Interregnum, die Zeit Albrechts I. und das 14. Jahrhundert<sup>28</sup>, auf einen weiteren Zeitraum angewendet werden. Das Buch vertiefte und erweiterte einen Festschriftbeitrag für Alfons Becker aus dem Jahr 1987 mit dem Titel »Thronstreit – Erzbistumsschismen – Papstpolitik (1198–1208)«<sup>29</sup>.

\* \* \*

Die Berufung als Ordinarius an die Universität Mainz, der er als Dozent eigentlich nur zwischen 1965 und 1969 ferngeblieben war, eröffnete jetzt neue Möglichkeiten in der Forschung und den Aufbau eines eigenen Schülerkreises. Bevor auf diesen Lebensabschnitt eingegangen wird, soll zunächst ein Blick auf Gerlichs Engagement im »Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz« erfolgen, zumal es mit einer Dauer von 34 Jahren eine wichtige Konstante in seinem Leben bildete. Die Institutsgründung erfolgte nicht nur namentlich in Anlehnung an das seit 1920 bestehende »Institut für geschichtliche Landeskunde des Rheinlandes an der Universität Bonn«, sondern auch strukturell. Auch wenn anfänglich die von dem Gründungsmitglied und 2. Vorsitzenden Johannes Bärman vertretene Rechtsgeschichte als zweites Standbein neben der Landesgeschichte eine wichtige Rolle spielte, so traten 1975 die dem Bonner Modell entsprechenden Bereiche Sprachforschung und Volkskunde an deren Stelle. Wie in Bonn sollten die Forschungsergebnisse einem breiteren Publikum vermittelt werden, so dass gleichzeitig ein Verein gegründet wurde, der als Träger des Instituts fungierte. Obwohl der Name des Instituts anders als in Bonn keinen Hinweis auf einen regionalen Schwerpunkt enthält, wird dieser in der Vereinssatzung formuliert:

»Der wissenschaftliche Zweck des Vereins besteht in der Durchführung von Forschungen zur Geschichte des Bundeslandes Rheinland-Pfalz und der mit ihm historisch verbundenen angrenzenden Gebiete einschließlich der Sprach- und Volksforschung. Der Satzungszweck wird verwirklicht insbesondere bei der Durchführung wissenschaftlicher Veranstaltungen und Forschungsvorhaben.«<sup>30</sup>

28 Rheinische Kurfürsten und deutsches Königtum im Interregnum, in: *Geschichtliche Landeskunde III*, 2 (Festschrift Johannes Bärman), Wiesbaden 1967, S. 44–126; Königtum, rheinische Kurfürsten und Grafen in der Zeit Albrechts I. von Habsburg, in: *Geschichtliche Landeskunde V*, 2 (Festschrift Ludwig Petry), Wiesbaden 1969, S. 25–88; Rheinische Kurfürsten im Gefüge der Reichspolitik des 14. Jahrhunderts, in: Hans Patze (Hrsg.), *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert*, Bd. 2, Sigmaringen 1971, S. 149–169.

29 Alois Gerlich, *Thronstreit, Erzbistumsschismen, Papstpolitik 1198–1208*, in: *Deus qui mutat tempora. Menschen und Institutionen im Wandel des Mittelalters. Festschrift für Alfons Becker zu seinem 65. Geburtstag*, hrsg. von Ernst-Dieter Hehl, Hubertus Seibert, Franz Staab, Sigmaringen 1987, S. 283–320.

30 <https://www.igl.uni-mainz.de/institut/satzung/> (abgerufen am 18.10.2019).

Der Vorstand des Instituts, der jeweils von der Mitgliederversammlung des Vereins gewählt wurde, setzte sich zusammen aus dem 1. und 2. Vorsitzenden, dem Schriftführer und einem meist aus dem Verwaltungsbereich kommenden Schatzmeister. Das Alltagsgeschäft, das von der Betreuung der wissenschaftlichen Angestellten und ihrer Forschungsprojekte bestimmt wurde, lag bei dem 1. Vorsitzenden und dem Schriftführer. Ludwig Petry war in Personalunion Ordinarius an der Universität und 1. Vorsitzender, Alois Gerlich Inhaber der Assistentenstelle am Lehrstuhl und ebenfalls in Personalunion Schriftführer des Instituts. Diese Funktion behielt Gerlich auch in seiner Bamberger Zeit und noch nach seiner Berufung nach Mainz bei. Als er am 1. April 1976 zum 1. Vorsitzenden gewählt wurde, versah er das Schriftführeramt kommissarisch bis zum 1. April 1977. Jetzt erfolgte die Wahl seines zwischenzeitlich promovierten Assistenten Karl-Heinz Spieß zum Schriftführer, so dass die erprobte Personalunion bis 1994 fortgesetzt wurde. In diesem Jahr schied Gerlich aus Altersgründen aus, während Spieß nach Greifswald berufen wurde.

Die Doppelfunktion bedeutete für Gerlich eine zusätzliche Belastung zu den Aufgaben eines Lehrstuhlinhabers, da er sich ständig um den Institutshaushalt kümmern musste. Die vier Stellen der wissenschaftlichen Mitarbeiter waren nicht im Landeshaushalt etatisiert, so dass die Zukunft des Instituts von den jährlichen Mittelzuweisungen abhing, die allzu häufig mit »Klinkenputzen«, wie Gerlich es nannte, bei einflussreichen Personen im Landtag und der Landesregierung verbunden waren. Das Institut war aber zugleich ein Rückzugsraum vom Universitätsgetriebe. 14 Jahre lang fanden montags und dienstags in der Mittagspause im Institut Kaffee- und Besprechungsrunden statt, zusammengesetzt aus dem »Meister«, wie wir alle respektvoll Gerlich in seiner Abwesenheit nannten, Dr. Christel Krämer, die allzu früh tödlich verunglückte, Dr. Elmar Rettinger und der »Seele des Instituts«, Sabine Mathies, die montags in der Regel einen am Wochenende selbst gebackenen Kuchen mitbrachte. Für Christel Krämer rückte nach deren Tod Dr. Sigrid Schmidt (jetzt Hirbodian) im Jahr 1988 nach, die sich harmonisch in diesen Kreis einfügte. In dieser Runde schöpfte Gerlich ganz offensichtlich Kraft, bevor er wieder in das Historische Seminar zu seinen Lehrveranstaltungen zurückkehrte.

Das Institut betrieb in dieser Zeit in der landesgeschichtlichen Abteilung hauptsächlich zwei Forschungsprojekte, zum einen ein historisches Ortslexikon für Rheinland-Pfalz<sup>31</sup> und die Edition von ländlichen Rechtsquellen für ausge-

---

31 Vgl. Manfred Laufs, Das historische Ortslexikon für Rheinland-Pfalz. Konzeption und Beispiele, in: *Geschichtliche Landeskunde* 7 (1971), S. 1–33; Elmar Rettinger (Bearb.), *Historisches Ortslexikon Rheinland-Pfalz*, Bd. 1: Ehemaliger Landkreis Cochem, Stuttgart 1985.

wählte Regionen<sup>32</sup>. Die Beschäftigung mit den Weistümern schlug sich in zwei Aufsätzen von Gerlich zum frühen Weistumsrecht und zu den Agrarstrafen im Amt Cochem nieder<sup>33</sup>.

Das Institut organisierte nicht nur landesgeschichtliche Vortragsreihen, sondern richtete in enger Kooperation mit dem Alzeyer Amtsgerichtsdirektor Friedrich Karl Becker und dem Alzeyer Altertumsverein die »Alzeyer Kolloquien« aus. Die jeweiligen Tagungsbände erschienen in der Regel wie auch zahlreiche am Lehrstuhl entstandene Dissertationen in der Institutsreihe *Geschichtliche Landeskunde*. Einen weiteren Kreis von historisch interessierten Personen erreichten die Lehrstuhlinhaber Büttner, Petry und Gerlich durch die Leitung der seit 1948 existierenden »Arbeitsgemeinschaft Rhein Hessischer Heimatforscher«, die sich viermal im Jahr zum Austausch traf. In der 1952 begründeten vereinseigenen Zeitschrift *Mitteilungsblatt zur rheinhessischen Landeskunde* hat Gerlich zahlreiche kleinere Beiträge publiziert, die nicht alle in seinem Schriftenverzeichnis erfasst werden.

Wenn auch das Institut im Mittelpunkt seiner ehrenamtlichen Organisationsstätigkeit stand, für die Alois Gerlich zum 60. Geburtstag mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, so darf sein Engagement für die und in den landesgeschichtlichen Kommissionen der Nachbarregionen nicht vergessen werden. Ohne die anderen Institutionen vernachlässigen zu wollen, wird man die Beziehungen zur Historischen Kommission für Nassau, der er fünfzig Jahre angehörte, und zur Hessischen Historischen Kommission Darmstadt, deren Mitglied er 45 Jahre lang war, als besonders eng bezeichnen können. Verbanden ihn mit der Darmstädter Kommission das gemeinsame Weistumsprojekt<sup>34</sup>, so wirkte er bei der Kommission für Nassau jahrzehntelang als Stellvertretender Vorsitzender und als Mitglied des Vorstandes<sup>35</sup>. Dies wurde durch die räumliche Nähe zur in Wiesbaden ansässigen Kommission erleichtert, denn er hatte sich nach seiner Berufung nach Mainz 1974 in Wiesbaden, wo seine Frau als Lehrerin tätig war, niedergelassen. Dort engagierte er sich auch als Gründungsmitglied

32 Christel Krämer, Karl-Heinz Spieß (Bearb.), *Ländliche Rechtsquellen aus dem kurtrierischen Amt Cochem*, Stuttgart 1985; Sigrid Schmitt (Bearb.), *Ländliche Rechtsquellen aus den kurmainzischen Ämtern Olm und Algesheim*, Stuttgart 1996; Peter Jeschke (Bearb.), *Ländliche Rechtsquellen aus dem Kurmainzer Rheingau*, Stuttgart 2003.

33 Alois Gerlich, *Frühes Weistumsrecht in der Eifel, an Mosel und Rhein*, in: Peter Blickle (Hrsg.), *Deutsche ländliche Rechtsquellen. Probleme und Wege der Weistumsforschung*, Stuttgart 1977, S. 116–141; ders., *Agrarstrafen im Kurtrierer Amt Cochem*, in: Albrecht Greule, Uwe Ruberg (Hrsg.), *Sprache, Literatur, Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. Festschrift Wolfgang Kleiber*, Stuttgart 1989, S. 405–423.

34 Vgl. z. B. Eberhard Lohmann (Bearb.), *Die Weistümer und Dorfordnungen der Herrschaft Hirschhorn*, Darmstadt 2001; ders., *Weistümer und Dorfordnungen aus den kurmainzischen Ämtern in der Region Starkenburg*, Darmstadt 2004.

35 Klaus Eiler, Universitätsprofessor Dr. Alois Gerlich (24. September 1925–11. März 2010), in: *Nassauische Annalen* 121 (2010), S. 477f.

und langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde der Landesbibliothek Wiesbaden.

\* \* \*

Kehren wir nach diesem Exkurs zu Gerlichs Berufung auf die Nachfolge von Ludwig Petry in Mainz zurück. Er setzte sich damit gegen 15 Mitbewerber durch und führte die Liste vor Hans K. Schulze und Jürgen Petersohn an. Das Verfahren war eines der letzten, die noch vor der 1947 gegründeten und am 28. Februar 1973 geschlossenen Philosophischen Fakultät durchgeführt wurden. In seinem Bericht vom 7. Februar 1973 verweist der Dekan auf die Erkenntnis Gerlichs,

»daß deutsche Geschichte des späten Mittelalters in verstärktem Maße geschichtliche Landeskunde ist, die nur von der Verflechtung der sich ausbildenden geistlichen und weltlichen Territorien her verstanden werden kann. Für ihn bedeutet Landesgeschichte mehr als partielle Reichsgeschichte; sie bietet ihm im territorial eingrenzbaeren Detail methodische Absicherung zu Aussagen über historische Phänomene im europäischen Rahmen«<sup>36</sup>.

In seinem Bericht erwähnt Dekan Joachim Peege eigens ein Detail, das schlaglichtartig auf die von der Studentenbewegung geforderte und erreichte Mitwirkung in den Gremien verweist: »Erstmalig in der Geschichte der Fakultät trug ein Student in der Fakultätssitzung die Laudatio für den Erstplatzierten vor«<sup>37</sup>.

Nach seiner Berufung benötigte Gerlich keine Eingewöhnungszeit, kannte er das Historische Seminar und seine Ordinarienkolegen dank seiner vorherigen Lehrtätigkeit doch bestens. Am Lehrstuhl wirkten bei seiner Berufung als Assistenten Heinz Duchhardt und der Verfasser, der am 1. Dezember 1972 auf einer halben Stelle für den zum Assistenzprofessor ernannten Winfried Dotzauer nachgerückt war. Als Duchhardt später wegen seines Schwerpunktes in der Neueren Geschichte unter Mitnahme seiner Stelle an den Lehrstuhl von Hermann Weber wechselte, verfügte die landesgeschichtliche Abteilung nur noch über eine halbe Assistentenstelle, bis diese zum 1. Januar 1978 auf eine ganze aufgestockt wurde. Komplettiert wurde die Abteilung durch die langjährige Sekretärin Lucia Schröder, die sich großer Wertschätzung erfreute.

Mit Hermann Weber, der 1968 vom Deutschen Historischen Institut Paris nach Mainz berufen worden war, verstand sich Gerlich sehr gut. Gemeinsame Tagungen, Forschungs- oder gar Verbundprojekte betrieben die Lehrstuhlinhaber damals nicht. Dies gilt auch für Alfons Becker, der für das frühe und hohe Mittelalter zuständig war, und erst recht für Winfried Baumgart, dem Vertreter für die neueste Geschichte.

---

36 UA Mainz, Best. 45 Nr. 204.

37 Ebd.

Der in dem Berufungsschreiben formulierten Leitlinie seines Schaffens ist Gerlich bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Haus Nassau, das nicht nur durch König Adolf von Nassau, sondern auch durch die Mainzer Erzbischöfe Gerlach, Adolf I., Johann II. und Adolf II. vom Ende des 13. bis weit in das 15. Jahrhundert einen markanten Faktor für die Politik im Reich und am Mittelrhein darstellte. Bereits der Aufsatz »Interterritoriale Systembildungen zwischen Mittelrhein und Saar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts« aus dem Jahr 1975 kreist um die Grafen von Nassau und deren Ausgreifen in den Westen durch die Gewinnung der Grafschaft Saarbrücken-Commercy<sup>38</sup>. Ihm folgt ein Überblick über Nassau in den politischen Konstellationen am Mittelrhein von König Adolf bis Erzbischof Gerlach (1292–1346) aus dem Jahr 1984<sup>39</sup>.

In den letzten Lebensjahren stand König Adolf von Nassau im Zentrum seiner wissenschaftlichen Bemühungen. Drei große Aufsätze mit insgesamt 190 Druckseiten wurden von 1994 bis 2002 in den *Nassauischen Annalen* publiziert, die Aufstieg und Sturz, die Reichspolitik 1293/94 und das Bündnis mit Eduard I. behandeln<sup>40</sup>. In seinen Briefen an den Verfasser ist immer wieder von »meinem Adolf« die Rede, dem er neben der Betreuung der letzten Doktorandinnen und Doktoranden seine Aufmerksamkeit widmete. Besondere Freude bereitete ihm das Studium der Quellen, wie es in einem Brief vom 5. Oktober 2000 heißt: »Nun sitze ich für meinen Adolf in Englands Quellen. Da kann noch manches herauskommen«.

Einen Markstein seines Œuvres bildet ohne Zweifel die umfangreiche Monographie *Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme* aus dem Jahr 1986<sup>41</sup>. Sie sollte »ein erster Versuch sein, eine Übersicht zu bieten über Problemkomplexe und interdisziplinäre Kombinationen, die der Geschichtlichen Landeskunde eigen sind«<sup>42</sup>. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Landesgeschichte seit dem Humanismus bis zur Entfaltung der interdisziplinär arbeitenden Geschichtlichen Landeskunde im 20. Jahrhundert

38 Alois Gerlich, Interterritoriale Systembildungen zwischen Mittelrhein und Saar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 111 (1975), S. 103–137.

39 Alois Gerlich, Nassau in den politischen Konstellationen am Mittelrhein von König Adolf bis Erzbischof Gerlach (1292–1346), in: Nassauische Annalen 95 (1984), S. 1–37.

40 Alois Gerlich, Adolf von Nassau. Aufstieg und Sturz eines Königs. Herrscheramt und Kurfürstenfronde, in: Nassauische Annalen 105 (1994), S. 17–78; ders., König Adolf von Nassau. Reichspolitik am Rhein und in Schwaben 1293 bis 1294, in: Nassauische Annalen 109 (1998), S. 1–72; ders., König Adolf von Nassau im Bund mit Eduard I. von England. Könige, Adelsrevolten, Kurfürstenopposition (1294–1298), in: Nassauische Annalen 113 (2002), S. 1–57.

41 Alois Gerlich, Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme, Darmstadt 1986.

42 Ebd., S. IX.

handelt Gerlich die im Rahmen der Geschichtlichen Landeskunde relevanten Disziplinen Sprachgeschichte, Siedlungsgeschichte, Rechts- und Verfassungsgeschichte sowie Wirtschaftsgeschichte mit ihren sachlichen Untergliederungen ab. Das Schwergewicht liegt mit rund 150 Seiten auf dem Gerlich vertrauten Gebiet der Rechts- und Verfassungsgeschichte. Ein eigenes Kapitel ist den interterritorialen Systemen vor allem am Mittelrhein gewidmet, deren Analyse nicht zuletzt er selbst vorangetrieben hatte<sup>43</sup>. Das Übergewicht der Rechts- und Verfassungsgeschichte in dem Band deutet schon an, dass das Konzept der Geschichtlichen Landeskunde, das sich idealerweise in einer Trias von Sprachgeschichte, Historischer Geographie und Landesgeschichte in einem begrenzten Raum verwirklichen sollte, angesichts der fortschreitenden Spezialisierung der Fächer kaum noch von einem Autor umgesetzt werden konnte. Nach wie vor behält das Buch seinen bleibenden Wert als umfassende Bestandsaufnahme landschaftsbezogener Forschung.

Neben seinen eigenen Forschungen hat sich Gerlich auch in die Pflicht nehmen lassen. Davon zeugen 64 Artikel für das *Lexikon des Mittelalters*<sup>44</sup> oder die Herausgabe von Verzeichnissen der Professoren und der Studierenden der alten Universität Mainz<sup>45</sup>, mit denen er seiner *Alma Mater* Dank abstatten wollte. Viel Zeit und Kraft steckte er in das 1954 von Johannes Bärmann begonnene Forschungsvorhaben »Amt und Archiv des Mainzer Reichserzkanzlers«, das er von 1978 bis 1994 unter seine Fittiche nahm. Finanziell wurde das Unternehmen hauptsächlich vom Mainzer Universitätsfonds getragen, in dessen Verwaltungsrat zunächst Bärmann und dann Gerlich saßen. Das Ziel bestand in der Erschließung, Regestierung und Verfilmung der umfangreichen in Wien lagernden Bestände. Über das Unternehmen, das mit den Reisen nach Wien und der Mittelbeschaffung viel Zeit verschlang, berichtet Gerlich im Vorwort zu dem von Susanne Schlösser besorgten Inventar der Wahl- und Krönungsakten des Mainzer Erzkanzlerarchivs 1489–1711<sup>46</sup>.

Zwei weitere ehrenvolle Aufträge konnten allerdings keine greifbaren Ergebnisse vorweisen. 1962 wurde Gerlich von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beauftragt, die Jahrbücher des

43 Ebd., S. 303–311.

44 Zusammengestellt im Schriftenverzeichnis (Anm. 11), S. 645f.

45 Alois Gerlich (Hrsg.), Josef Benzing (Bearb.), Verzeichnis der Professoren der Alten Universität Mainz, Mainz 1986; Verzeichnis der Studierenden der Alten Universität Mainz, Wiesbaden 1979–1982. Das von dem Präsidenten und dem Senat der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz herausgegebene Werk wurde von Josef Benzing bearbeitet und maßgeblich betreut von Alois Gerlich. Vgl. das Vorwort von Johannes Bärmann, S. I–II und das Nachwort von Alois Gerlich, S. 870f.

46 Alois Gerlich, Vorwort: in: Susanne Schlösser (Bearb.), Wahl- und Krönungsakten des Mainzer Erzkanzlerarchivs 1486–1711, Stuttgart 1993, S. VII–X. Das Projekt wurde 1994 von Peter Claus Hartmann übernommen.

Deutschen Reiches unter Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg zu verfassen. 1967 wurde er zudem als Gründungsmitglied der Deutschen Kommission für die Neubearbeitung der *Regesta imperii* dafür gewonnen, auch die Regesten Heinrichs VII. zu bearbeiten<sup>47</sup>. Beide Vorhaben sind über erste Archivsondierungen nicht vorangekommen, da im Universitätsalltag keine Zeit und auch kein zusätzliches Personal verfügbar waren. 1979 übernahm Kurt-Ulrich Jäschke das Regestenprojekt und warb 1983 die dafür notwendige Mitarbeiterstelle ein<sup>48</sup>.

Alois Gerlich war aber nicht nur ein minutiöser und akribischer Forscher, sondern – wie bereits erwähnt – auch ein engagierter akademischer Lehrer. Die großen dreistündigen Überblicksvorlesungen waren ein fester Bestandteil des Lehrprogramms. Er verstand es, die verwickelte Geschichte des deutschen und europäischen Spätmittelalters in klarer und unprätentiöser Sprache zu vermitteln. Unersetzlich als Hilfsmittel war dabei eine historische Wandkarte; fehlte sie einmal im Seminar, konnte er die Karten aus dem Kopf an die Tafel zeichnen. Er führte den handgeschriebenen Text der Vorlesung in einer kleinen schwarzen Kladde mit sich, löste sich aber davon und hielt die Vorlesung frei. In den Hauptseminaren kam neben den Referaten der Studierenden die Quelleninterpretation nicht zu kurz. Seinen Quellentext hatte er sorgfältig aufbereitet, einige Stellen mit unterschiedlichen Farben markiert und mit Bemerkungen am Rande versehen. So wurde gemeinsam ein Landfriede oder die Wahlkapitulation Adolfs von Nassau analysiert.

Man kann sich angesichts des vertrauensvollen Lehrer-Schüler-Verhältnisses in den Anfangsjahren des Historischen Seminars unschwer ausmalen, wie verstörend für den engagierten Hochschullehrer die Studentenbewegung der 68er und frühen 70er Jahre gewesen sein muss. Noch heute steht mir der Student vor Augen, der Gerlich im Hörsaal die Faust entgegenstreckte und ihm zurief »Dich sehe ich auch noch am Fließband wieder«. Er hat sich selbst rückschauend zu jenen turbulenten Jahren geäußert:

Die meist von politischen Meinungsgegensätzen – oft hingegen von nur wenig Sachverstand – getragenen und in ihrer Radikalität gutenteils überflüssigen Hochschulreformansätze, die effektiv immer zu Lasten der Forschung ausliefen, wurden zum Initialzündler für Auseinandersetzungen und bleibende Zerwürfnisse. Die alte, sogenannte Ordinarienuniversität, die gewiß ihre nicht wegzudisputierenden Mängel und Schwerfälligkeiten hatte, wurde zum Popanz gemacht. In der Lebenswirklichkeit des Mainzer Historischen Seminars fand man glücklicherweise immer wieder Wege, auf

47 Die Beauftragungen sind im Lebenslauf jeweils vermerkt.

48 *Regesta Imperii*, Bd. VI. Die Regesten des Kaiserreiches unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1272–1313, Abt. 4. Heinrich VII., Lief. 1, bearb. von Kurt-Ulrich Jäschke, Peter Thorau, Wien 2006; Lief. 2, Wien 2014.

denen man ärgste Übel umgehen und zu einem vernünftigen Miteinander finden konnte<sup>49</sup>.

Das »Miteinander« wurde nicht nur im Hörsaal verwirklicht, sondern auch beim jährlichen Boulespiel oder dem Fußballspiel Dozenten gegen Studenten, bei dem Gerlich mit Wanderschuhen als Ersatz für Fußballschuhe den Ball verfolgte.

Er war aber nicht nur ein väterlich-wohlwollender Dozent gegenüber den Studierenden, sondern auch ein »Doktorvater« im eigentlichen Sinn des Wortes, der eine Dissertation von der Geburt des Themas bis zum Erscheinen des gedruckten Buches sorgsam betreute und dabei dem Bearbeiter große Freiheiten einräumte. Dies bezeugt schon allein die Spannweite der Themen. Vertrat Gerlich seine mittlerweile als »Vergleichende Landesgeschichte« titulierte Professur in der Lehre ausschließlich in der Zeit von 1000 bis 1500, so akzeptierte er dennoch gerne landesgeschichtliche Dissertationen in der Neueren und Neuesten Geschichte. Das Themenspektrum reicht somit von der Entstehung des Kurkollegs im 13. Jahrhundert bis zur Gründung der CDU in Rheinhessen nach dem Zweiten Weltkrieg. Insgesamt dreißig Dissertationen zeugen von einer großen Spannweite der Interessen<sup>50</sup>. Entsprechend breit gestreut sind die Berufsfelder seiner Schülerinnen und Schüler, wobei der Archivdienst besonders stark vertreten ist. Die Hochschullehrerlaufbahn haben Sigrid Hirbodian (vormals Schmitt) und der Autor dieses Beitrags ergriffen.

Der Dank für sein engagiertes Wirken in Forschung und Lehre blieb nicht aus. Zum 60. Geburtstag erhielt er das bereits erwähnte Bundesverdienstkreuz, das er bei besonderen Gelegenheiten voller Stolz am Revers trug. Anlässlich seines 70. Geburtstages wurde ihm eine Festschrift mit dem für sein Schaffen bezeichnenden Titel *Landesgeschichte und Reichsgeschichte* gewidmet<sup>51</sup>. In diesem Kontext wurde ihm zu Ehren am 29./30. September 2005 eine Tagung mit dem Titel »Landesgeschichte im 21. Jahrhundert: Perspektiven – Impulse – Probleme« abgehalten, bei der zahlreiche Schüler anwesend waren. Am 80. Geburtstag wurde ihm eine Sammlung von ausgewählten Schriften überreicht<sup>52</sup>. Am 11. März 2010 schloss er nach einem erfüllten Forscherleben im Alter von 84 Jahren die Augen. Seine Beisetzung fand auf dem Friedhof von Mainz-Hechtsheim unter großer Anteilnahme statt.

---

49 Gerlich, Das Historische Seminar (Anm. 3), S. 78.

50 Zusammengestellt im Schriftenverzeichnis (Anm. 11), S. 646–648.

51 Winfried Dotzauer, Wolfgang Kleiber, Michael Matheus, Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), *Landesgeschichte und Reichsgeschichte*. Festschrift für Alois Gerlich zum 70. Geburtstag, Stuttgart 1995.

52 Siehe Anm. 11.



---

Matthias Schnettger

## Leo Just (1904–1964)



Als Leo Just am 22. Mai 1946 zum ersten und vorläufig einzigen Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte an der wiedergegründeten Mainzer Universität berufen wurde, hatte er trotz unbestreitbarer wissenschaftlicher Meriten noch keine glänzende Karriere hinter sich. Vielmehr war seine Biographie von manchen Schwierigkeiten und Brüchen geprägt, die auch in seiner Persönlichkeit ihre Spuren hinterlassen haben dürften. Bislang noch wenig mit Leitungsfunktionen vertraut, sah er sich als Gründungsdekan der Philosophischen Fakultät mit der geradezu herkulischen Aufgabe konfrontiert, in einer in Trümmern liegenden Stadt, die seit dem Untergang der kurfürstlichen *Alma Mater Moguntina* in der Zeit der Französischen Revolutionskriege weder eine Universität noch die infrastrukturellen Voraussetzungen für geisteswissenschaftliche Forschung und Lehre besaß, einen geordneten universitären Lehrbetrieb in Gang zu bringen. Dies alles unter den Bedingungen der französischen Besetzung, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als nicht nur Wirtschaft, Infrastruktur und Verwaltung am Boden lagen, sondern zugleich den Deutschen als Nation wie

als Individuen die unbequeme Frage nach der Mitschuld an den nationalsozialistischen Verbrechen gestellt wurde – ein heikles Thema auch für Leo Just.

Indem er diese Herausforderungen bewältigte, leistete Leo Just einen wesentlichen Beitrag zum Aufbau der universitären Geschichtswissenschaft wie der gesamten Philosophischen Fakultät, deren Gesicht und Ausrichtung er nicht zuletzt durch die Mitwirkung an einer Reihe von Berufungsverfahren wesentlich mitprägte. Auch wenn er in seiner Mainzer Zeit selbst kaum mehr neue wissenschaftliche Akzente zu setzen vermochte, prägte er doch die Ausrichtung des Mainzer Historischen Seminars mit. Zudem hinterließ er zwei Schüler, die in unterschiedlichen Bereichen den Spuren ihres akademischen Lehrers folgten und an seinen historiographischen Arbeitsfeldern mit großem Ertrag weiterarbeiteten.

\* \* \*

Leo Franz Dionys Just war zeit seines Lebens durch seine niederrheinisch-katholische Herkunft geprägt. Er wurde am 4. Oktober 1901 als Sohn des Dentisten Aloys Just und seiner Frau Maria (geb. Comes) in Bonn geboren. Ab 1912 besuchte er das staatlich-humanistische Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Köln, wo sein Vater seit 1905 eine Praxis hatte. Nach dem Abitur (1921) nahm er in Köln das Studium der Deutschen Philologie, der Geschichte und der Philosophie auf, wechselte jedoch schon 1922 nach Bonn. Dort immatrikulierte er sich nicht nur an der Philosophischen, sondern auf Druck seines Elternhauses auch an der Medizinischen Fakultät. Diese Doppelgleisigkeit behielt er vorerst bei, als er im Folgejahr an die Kölner Universität zurückkehrte. Doch nach dem Physikum (Juli 1923) brach er das Medizinstudium endgültig ab. Eine finanzielle Unterstützung für sein geisteswissenschaftliches Studium erhielt er seitens der Eltern nicht<sup>1</sup>. Für ihn begann damit eine wissenschaftlich äußerst produktive, ökonomisch hingegen zumindest zeitweise prekäre Lebensphase<sup>2</sup>.

1924 wurde Just mit einer unter der Betreuung des Historikers Justus Haspungen und des Germanisten Ernst Bertram entstandenen germanistischen Dissertation über den Görres-Schwager Franz von Lassaulx in Köln promoviert<sup>3</sup>.

1 Nach eigener Aussage konnte sein Vater ihm keine Unterstützung leisten, der von Anfang bis Ende am Ersten Weltkrieg teilgenommen und dabei »seine Existenz verloren hatte«. Leo Just, Lebenslauf, o.D. (nach Juli 1946), UA Mainz, NL 4 Nr. 174.

2 Zur Biographie Justs am ausführlichsten Michael F. Feldkamp, Biographische Skizze, in: Leo Just, Briefe an Hermann Cardauns, Paul Fridolin Kehr, Aloys Schulte, Heinrich Finke, Albert Brackmann und Martin Spahn 1923–1944, hrsg. von Michael F. Feldkamp, Frankfurt a. M. 2002, S. XLIX–CI, hier S. XLIXf.

3 Leo Just, Der junge Franz von Lassaulx. Zwei Kapitel rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution. Mit einem Abriß der späteren Entwicklungen, Phil. Diss. Köln 1924.

Der Mediävist Eugen Ewig, ein späterer Mainzer Kollege Justs, würdigte posthum Justs Dissertation als dessen »persönlichstes Werk«<sup>4</sup>. Das gilt nicht nur in Bezug auf den Gegenstand – auf das Themenfeld der rheinisch-katholischen Romantik ist er immer wieder zurückgekommen –, sondern auch auf die geistesgeschichtlich-literaturwissenschaftliche Konzeption der Arbeit – man könnte von einer Interdisziplinarität *avant la lettre* sprechen. Nach der Promotion setzte er 1924/25, nun wieder an der Bonner Universität, sein Studium in den Fächern Geschichte, Staatswissenschaften und Pädagogik fort.

Just behielt aber seinen Wohnsitz in Köln bei und entschied sich, ermutigt durch Bertram und Hashagen, um diese Zeit für eine wissenschaftliche Laufbahn. 1925 erhielt er ein einmaliges Stipendium der Görres-Gesellschaft, für dessen Gewährung er sich zur Herausgabe eines Bandes der Gesammelten Werke von Görres verpflichtete. Von 1926 an wurde Just durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die Vorläuferorganisation der Deutschen Forschungsgemeinschaft, gefördert. Von entscheidender Bedeutung war hier die Unterstützung des einflussreichen Wissenschaftsorganitors Martin Spahn<sup>5</sup>, den Just schon von seinem Kölner Studium her kannte, dessen Nähe er aber jetzt gezielt suchte. Auch Bertram und Hashagen setzten sich für Just ein, zu dessen Gunsten Spahn persönlich beim Präsidenten der Notgemeinschaft Friedrich Schmidt-Ott intervenierte und eine informelle Förderzusage für seinen Schützling erhielt, noch bevor dieser überhaupt, am 10. Juni 1926, einen förmlichen Antrag stellte. In der Tat ließ der positive Bescheid nicht länger als zwei Wochen auf sich warten<sup>6</sup>.

Als Thema seiner Forschungen benannte Just in seinem Antrag »Johann Nikolaus von Hontheim und die katholische Aufklärung am Rhein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts«. Er blieb also dem rheinischen Katholizismus als Gegenstand seiner Forschungen treu. Mit dem Trierer Weihbischof Hontheim,

---

4 Eugen Ewig, Leo Just, 1901–1964, in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften, Bonn 1968, S. 393–397, hier S. 395.

5 Martin Spahn (1875–1945) hatte seit 1920 den Lehrstuhl für mittelalterliche und neuere Geschichte sowie Zeitungswesen und öffentliche Meinung an der Universität Köln inne – eine Position, die Spahn auf den Leib geschnitten war, der weniger als Wissenschaftler denn als Politiker, Publizist, Wissenschaftsorganisor und Netzwerker von sich reden machte. 1921 vollzog er einen Wechsel vom Zentrum zur nationalkonservativen DNVP, für die er von 1924 bis 1933 im Reichstag saß. Zugleich war er Leiter des Berliner »Politischen Kollegs für nationalpolitische Schulungs- und Bildungsarbeit«. Spahn verfügte über einigen Einfluss in konservativ-katholischen Kreisen und auch auf die akademische Jugend. Diesen Einfluss vermochte er im NS-Staat zunächst zu bewahren, sah sich aber seit den ausgehenden 1930er Jahren zusehends kaltgestellt. Vgl. Rudolf Morsey, Martin Spahn (1875–1945), in: Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 4: Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. von Jürgen Aretz, Rudolf Morsey und Anton Rauscher, Mainz 1980, S. 143–158, 274f.

6 Vgl., auch zum Folgenden, Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. LII–LX.

der unter dem Pseudonym »Febronius« ein hervorragender Exponent nationalkirchlicher Bestrebungen im deutschen Katholizismus des Ancien Régime war, wandte er sich aber nun der frühneuzeitlichen Reichskirche zu. Während der Förderung durch die Notgemeinschaft, die bis 1929 mehrfach verlängert wurde, bearbeitete er Unmengen von Quellen und verschriftlichte große Teile seiner Ergebnisse und legte eine Reihe von Aufsätzen vor. Er brachte aber weder die Studie zu Hontheim noch eine Monographie über die Beziehungen zwischen dem Trierer Erzbistum und dem Herzogtum Luxemburg in der Frühen Neuzeit zum Abschluss. Offenbar begeistert von seinem Forschungsgegenstand und im Bestreben, ihm in größtmöglicher Breite und Tiefe auf den Grund zu gehen, konzipierte er vielmehr eine großdimensionierte Schriftenreihe zur frühneuzeitlichen Reichskirche, die mit Darstellungen und Quelleneditionen alle deutschen Bistümer lückenlos erfassen sollte. In seinen Anträgen und Berichten an die Notgemeinschaft hob Just fallweise auch die politische Bedeutung seiner Forschungen zur rheinischen Reichskirche hervor, um der französischen Geschichtswissenschaft auf diesem Gebiet etwas entgegensetzen zu können<sup>7</sup>.

Durch die Forschungen zur Reichskirche rückten auch die Bestände des Vatikanischen Geheimarchivs in Justus Fokus. Ab 1927 bewarb er sich um die Stelle eines »wissenschaftlichen Hilfsarbeiters« am Preußischen Historischen Institut in Rom, die er im Oktober 1929 antreten konnte<sup>8</sup>. Nach dem Vorstellungsgespräch im Dahlemer Geheimen Staatsarchiv schätzte der Institutsdirektor, der Mediävist Paul Fridolin Kehr, Just als »ungewöhnlich intelligenten, kenntnisreichen, arbeitsfreudigen und energischen jungen Gelehrten« ein, »von dem man Hervorragendes erwarten« dürfe<sup>9</sup>. Der Posten am Preußischen Historischen Institut war nicht nur die erste wissenschaftliche Arbeitsstelle Justus, sondern führte ihn zum ersten Mal für längere Zeit aus seiner niederrheinischen Heimat fort. Nach anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten, die mit gesundheitlichen Problemen einhergingen, nutzte Just die ihm gewährten Freiräume zu ausgedehnten Archivstudien im Vatikan und trieb zugleich seine Überlegungen zur Erforschung der frühneuzeitlichen Reichskirche voran. Während der junge Historiker für seine Forschungen beachtliche Anerkennung fand, finden sich in

7 Vgl. Helmut Mathy, Eine Denkschrift von Leo Just zur Erschließung der Quellen für die Neuere Deutsche Reichskirchengeschichte (1928), in: *Archiv für mittelhleinische Kirchengeschichte* 22 (1970), S. 247–260; Michael F. Feldkamp, Leo Just und die Erforschung der Reichskirchengeschichte. Ein Gelehrtenleben in Rom und Bonn, in: *50 Jahre Historisches Seminar und Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte der Universität Mainz*, hrsg. von Peter Claus Hartmann, Mainz 1996, S. 19–25.

8 Zu Justus römischer Zeit und ihren Folgen vgl. Heinz Duchhardt, »Römer« in Mainz. Ein Doppelporträt aus der Frühgeschichte der »neuen« Mainzer Universität, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 94 (2014), S. 292–310; Feldkamp, *Skizze* (Anm. 2), S. LX–LXIV.

9 Zitiert nach ebd., S. LVII.

den Quellen zugleich Anspielungen auf Ungeschicklichkeiten im zwischenmenschlichen Umgang und auf einen »eklatanten Indifferentismus«<sup>10</sup> gegenüber dem Aufstieg des Nationalsozialismus. Sei es, weil die weitere Finanzierung 1932 nicht gesichert schien, sei es aufgrund seines eher geringen Interesses an den frühneuzeitlichen Forschungen Justs, sei es aus Fürsorge für den jungen Historiker – jedenfalls ging Kehr auf den anscheinend vorhandenen Wunsch Justs nach einer Dauerstellung am römischen Institut nicht ein, sondern betrieb dessen Rückkehr nach Deutschland. Unter diesen Voraussetzungen gewann die längst überfällige Habilitation Justs noch an Dringlichkeit.

Das Habilitationsprojekt verfolgte Just seit 1931 mit Nachdruck<sup>11</sup>. Nachdem er für das Verfahren zwischenzeitlich auch Würzburg und Frankfurt in Betracht gezogen hatte, kam er schließlich auf Bonn zurück. Unterstützung erfuhr Just durch den ihm von den Forschungsinteressen, konfessionell und im Alter nahestehenden Max Braubach<sup>12</sup> und den jüdischen Mediävisten Wilhelm Levison<sup>13</sup>, während der Protestant Fritz Kern<sup>14</sup> sich indifferent bis skeptisch zeigte. Da seine Darstellung der trierisch-luxemburgischen Beziehungen als erster Band seiner reichskirchengeschichtlichen Reihe bereits 1931 erschienen war und damit nicht mehr als Habilitationsschrift eingereicht werden konnte<sup>15</sup>, legte er stattdessen

10 Ebd., S. LXIII.

11 Vgl. zum Folgenden ebd., S. LXIV–LXX.

12 Der Katholik und Zentrumsanhänger Max Braubach (1899–1975) wurde 1928 als Nachfolger seines akademischen Lehrers Aloys Schulte auf den Bonner Konkordatslehrstuhl berufen. Vgl. Konrad Repgen, Max Braubach. Person und Werk, in: Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz, hrsg. von Ulrich Pfeil, München 2007, S. 104–117.

13 Wilhelm Levison (1876–1947) wurde nach langjähriger Tätigkeit bei den *Monumenta Germaniae Historica* 1920 als einer der wenigen jüdischen Ordinarien in Deutschland auf einen Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte in Bonn berufen. Nach 1933 konnte er seine Arbeit zunächst fortsetzen, wurde aber nach dem Erlass der »Nürnberger Gesetze« 1935 zunehmend Restriktionen und Diskriminierungen ausgesetzt und zum Jahresende 1935 zwangsermeritiert. 1939 ging er ins Exil nach England. Vgl. Theodor Schieffer, Wilhelm Levison, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 40 (1976), S. 225–240. Vgl. jetzt auch Letha Böhringer, »glaube ich durch Schrift und Tat der deutschen Sache mehrfach genützt zu haben«. Wilhelm Levison als politische Persönlichkeit, in: *Wilhelm Levison (1876–1947): Ein jüdisches Forscherleben zwischen wissenschaftlicher Anerkennung und politischem Exil*, hrsg. von Matthias Becher und Yitzhak Hen, Siegburg 2010, S. 251–317.

14 Der Mediävist Fritz Kern (1884–1950), ein Spezialist für die mittelalterliche Rechts- und Verfassungsgeschichte und Verfechter einer Universalgeschichte, vertrat bis in die 1920er Jahre nationalistische Positionen, wurde dann aber ein Anhänger der Völkerverständigung und arbeitete gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus. Nach 1933 unterhielt er Kontakte zu Widerstandskreisen und floh wenige Tage vor Kriegsende ins Schweizer Exil. Vgl. Gerhard Fouquet, Fritz Kern, in: *Württembergische Biographien* 1 (1994), S. 126–130.

15 Leo Just, *Das Erzbistum Trier und die Luxemburger Kirchenpolitik von Philipp II. bis Joseph II. Dargestellt und durch Aktenstücke erläutert*, Leipzig 1931 (= *Die Reichskirche. Vom Trienter Konzil bis zur Auflösung des Reiches. Darstellungen und Quellen zu ihrer inneren Geschichte*, Bd. 1).

1933 eine Studie zu den Konflikten zwischen der Kurie und den Herzögen von Lothringen um das Staatskirchensystem im frühen 18. Jahrhundert vor<sup>16</sup>. Den positiven Voten Braubachs und Levisons folgten die übrigen Mitglieder der Habilitationskommission. Dennoch kam das Verfahren ins Stocken, denn der unpolitische Just geriet nun in die Strudel der politischen Umwälzungen des Jahres 1933 und der beginnenden Gleichschaltung auch der Universitäten. Im Juli 1933 verfügte das preußische Kultusministerium die Außerkraftsetzung der universitären Habilitationsordnungen. Nur dank einer Übergangsbestimmung konnte am 15. November 1933 Justs Probevorlesung stattfinden. Die *Venia legendi* erhielt Just aber erst 1934, nachdem er die nun obligatorischen Stationen des Wehrsportlagers Zossen und der Dozentenakademie in Kitzberg bei Kiel absolviert hatte – eine traumatische Erfahrung für den katholischen Gelehrten<sup>17</sup>. Angesichts negativer Beurteilungen bei den NS-Lehrgängen und Attacken auf ihn wegen seiner angeblich franzosenfreundlichen Dissertation dürfte Just erleichtert gewesen sein, dass ihm die *Venia* überhaupt erteilt wurde.

In den Folgejahren bewarb sich Just um Lehrstühle in Braunsberg, Freiburg, Innsbruck, Tübingen und Würzburg – in allen Fällen vergeblich. Das hatte zum einen mit seiner kritischen Beurteilung durch staatliche und Parteistellen zu tun, aber auch damit, dass der Zuschnitt der fraglichen Professuren nicht immer zu ihm passte und dass er nicht über die »richtigen« Netzwerke innerhalb der (noch bis 1941 bestehenden) Görres-Gesellschaft verfügte, sodass er auch bei keinem der Katholiken vorbehaltenen Konkordatslehrstühle reüssierte. Ebenso scheiterten seine Bestrebungen, für sich in Bonn einen Lehrstuhl für Italienische Geschichte einrichten zu lassen. Was er erhielt, war eine Lehrstuhlvertretung für den Ende 1935 zwangsemeritierten Levison. Da er im Übrigen auf die spärlichen und unsicheren Einkünfte als Privatdozent angewiesen war und zudem seine Eltern finanziell unterstützen musste, sah er sich nach eigenen Aussagen genötigt, auf Ersparnisse aus römischer Zeit zurückzugreifen. Frustriert und desillusioniert zog er Ende 1938/Anfang 1939 eine Emigration in Erwägung, sei es mit Unterstützung seines Schwagers Ivor Finn, eines Professors am Christ College in Finchley, nach England, sei es mit Hilfe des Kölner Domkapitulars und Kunst-

16 Leo Just, Clemens XI. und der Code Léopold (1701–1710). Die kuriale Politik im Kampf mit dem lothringischen Staatskirchentum zu Beginn des 18. Jahrhunderts, gedruckt: Frankfurt a.M. 1935.

17 Das geht auch aus dem Lebenslauf (Anm. 1) hervor. Just spricht davon, dass er in Zossen »den körperlichen Belastungen nicht gewachsen gewesen« sei. Außerdem sei er »durch unvorsichtige Äusserungen wie durch Besuch des Gottesdienstes« aufgefallen. Auch in Kiel habe er keine bessere Beurteilung erhalten, obwohl er seiner Erinnerung nach nur »gegen den Ausdruck ›Tausendjähriges Reich‹ und gegen die Ueberschätzung der Germanen etwas gesagt« habe.

historikers Wilhelm Neuß (1880–1965) in die USA oder nach Fribourg in der Schweiz<sup>18</sup>.

Dass Leo Just niemals ein überzeugter Nationalsozialist gewesen ist, kann kaum in Zweifel stehen. Ebenso wenig konnte er sich jedoch zum Widerstand oder auch nur einer »inneren Emigration« entschließen. Vielmehr suchte er, um als Historiker arbeiten und davon leben zu können, nach Mitteln und Wegen, sich wohl oder übel im NS-Staat einzurichten. Während er auf Distanz zu Braubach ging, pflegte er die Verbindungen zu seinem alten Mentor Spahn, dessen 1934 gegründetes Institut für Raumpolitik in Einklang mit der nationalsozialistischen Lebensraumideologie stand und der, nachdem ihn Hitler bereits 1933 »persönlich verpflichtet« hatte, 1937 förmlich der NSDAP beitrug. Auch Just, der noch 1930 eine im Geist des Nationalsozialismus ideologisch aufgeladene und instrumentalisierte Grenzlandforschung abgelehnt hatte, versuchte nun seine Forschungen entsprechend zu »labeln«. Für eine – nicht erschienene – Geschichte Deutsch-Lothringens erhielt er eine Förderung der (seit 1929 so genannten) Deutschen Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung und veröffentlichte einige Ergebnisse in der Monatsschrift *Die Westmark* sowie dem *Handwörterbuch des Grenz und Auslandsdeutschtums*. In demselben Sinn engagierte er sich auch in der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft<sup>19</sup>. 1940/41 lag Just mit seinen in der Reihe der *Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität* gehaltenen Referaten zum »Kampf um den Rhein ganz auf der ideologischen Linie des Regimes<sup>20</sup>. Er gehörte zu den heftigsten deutschen Kritikern der frühen Publikationen aus der französischen *Annales*-Schule und polemisierte insbesondere gegen Lucien Febvres Rhein-Buch<sup>21</sup>.

Auf Anregung und Empfehlung des Bonner Rektors Karl Franz Chudoba trat Just 1938 in die NSDAP ein. Auch wenn er kein wirklich aktives Parteimitglied war, erfüllten sich die Hoffnungen, die er mit diesem Schritt verbunden hatte, rasch. Im Oktober 1939 wurde er Diätendozent, also besoldeter Dozent im Be-

18 Ebd. Vgl. Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. LXX–LXXIV, LXXVII–LXXIX, LXXXI, LXXXIII.

19 Vgl. Michael Fahlbusch, Deutschtumspolitik und Westdeutsche Forschungsgemeinschaft, in: Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), hrsg. von Helmut Gabel/Burkhard Dietz/Ulrich Tiedau, Münster 2003, S. 569–648; Michael F. Feldkamp, Reichskirchengeschichtsschreibung und Grenzlandforschung. Zum wissenschaftlichen und publizistischen Werk des Bonner Historikers Leo Just (1901–1964), in: ebd., S. 1017–1035, eine Kurzfassung von ders., Skizze (Anm. 2), unter Konzentration auf die Problematik der »Grenzlandforschung«.

20 Leo Just, Frankreich und das Reich im Wandel der Jahrhunderte. Vier Vorträge, Bonn 1941 (Kriegsvorträge... 2); Der geistige Kampf um den Rhein, Bonn 1941 (Kriegsvorträge... 36).

21 Lucien Febvre/Albert Demangeon, Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie, Paris 1935. Vgl. Christoph Cornelißen, Die Gründerväter des Deutschen Historischen Instituts Paris, in: Das Deutsche Historische Institut (Anm. 12), S. 323–336, hier S. 333.

amtenverhältnis. Eine weitere Verbesserung seiner beruflichen Situation brachte ihm der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Da manche Kollegen einberufen waren, erhielt er neue Aufgaben und 1940 den langersehnten Professorentitel – wenn auch nicht den kaum weniger ersehnten Lehrstuhl. Im April 1941 wurde auch Just eingezogen. Bis März 1942 war er in der 1. Dolmetscher Ersatzabteilung in Berlin-Moabit tätig. Aufgrund seiner exzellenten Französischkenntnisse wurde er im März 1942, frisch verheiratet mit der aus Düsseldorf stammenden Helga Eichhorn, als Sprachmittler zum Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich versetzt. Unter anderem hielt er für deutsche Studenten Vorlesungen an der Universität Brüssel, hatte aber auch unter der wissenschaftlichen Leitung von Franz Petri<sup>22</sup> an der Vorbereitung der Ausstellung »Deutsche Größe« mitzuarbeiten. Obwohl dieser ihm seine Brüsseler Stelle vermittelt hatte, sah sich Just in einem Konkurrenzverhältnis zu Petri und fühlte sich durch dessen Ideologie abgestoßen. Seit 1942 war er Gastprofessor in Gent, das er im August 1944 vor den heranrückenden alliierten Truppen Richtung Bonn verließ. Von dem massiven Luftangriff am 18. Oktober 1944, der zur Schließung der Bonner Universität führte, war auch Just persönlich betroffen: Seine Wohnung brannte aus, und zahlreiche Bücher, Manuskripte und Exzerpte wurden ein Raub der Flammen<sup>23</sup>.

Ende 1945 hatte Leo Just sich wie alle Bonner Professoren und Dozenten vor einer inneruniversitären »Nachrichtenkommission« zu verantworten, die bezüglich seiner Person zu der prägnanten Einschätzung gelangte:

»[ust] ist eine ängstliche Natur, die keine eigene Meinung wagte. Obwohl im Herzen nicht mit den Nazisten sympathisierend, hat er sich doch gefügig ihre Gedankengänge zu eigen gemacht, vor allem wenn er dadurch sich eine Förderung in seiner akademischen Laufbahn erhoffte«<sup>24</sup>.

Dabei differenzierte das Gutachten jedoch zwischen den publizistischen und den wissenschaftlichen Schriften Justs. In der Tat hatte er sich – nicht zuletzt in der Rede auf seinen einstigen akademischen Lehrer Ernst Bertram anlässlich der Verleihung des Görres-Preises der Johann Wolfgang Goethe-Stiftung 1940<sup>25</sup> – in Formulierungen und Aussagen weitgehend auf die nationalsozialistische Ideo-

22 Zu Franz Petri (1903–1993) als prägender Gestalt der nationalsozialistischen Westforschung, der nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Kölner Lehrstuhl verlor, aber 1961 auf die Bonner Professur für Geschichtliche Landeskunde berufen wurde, vgl. Karl Ditt, Die Kulturraumforschung zwischen Wissenschaft und Politik. Das Beispiel Franz Petri (1903–1993), in: Westfälische Forschungen 46 (1996), S. 73–176.

23 Vgl. Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. LXXX–LXXXIX.

24 Zitiert nach ebd., S. XC; zum weiteren Text des Gutachtens und zur Entnazifizierung Justs ebd., S. XC–XCVI.

25 In entschärfter Fassung gedruckt: Leo Just, Der geistige Kampf um den Rhein von 1918 bis 1930, Bonn 1941.

logie eingelassen, anders als in den eigentlich wissenschaftlichen Publikationen. Während die Nachrichtenkommission die Rückstufung Justs zum Privatdozenten in Erwägung zog, urteilte auf der Basis ihres Gutachtens der eigentliche Prüfungsausschuss günstiger. Er betonte die wissenschaftliche Integrität Justs sowie seine bloß formale Parteizugehörigkeit und stufte ihn als »entlastet« ein. In seinem in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre verfassten Lebenslauf schildert Just die Zeit des Nationalsozialismus gleichsam als eine ihm, dem Gelehrten, auferlegte Zumutung: von dem ihm 1933 nahegelegten Beitritt zur SA, den er jedoch abgelehnt habe, denn er habe »als durchaus unmilitärische Natur keine Neigung gespürt [...], freiwillig einer Organisation beizutreten, über deren Zweck ich nach dem langen Auslandsaufenthalt überhaupt keine Vorstellung hatte«, über das Wehrsportlager und die Dozentenakademie, bei der er sich zudem ein Hautleiden zugezogen hatte, und seine prekären wirtschaftlichen Verhältnisse bis hin zu den Anfeindungen als »Historiker des Vatikans«<sup>26</sup>. In dieser Perspektive erscheinen Parteibeitritt und Anpassung, ohne dass dies ausdrücklich so formuliert würde, als der einzige Weg, um in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen der Berufung als Historiker nachkommen zu können. Nach der Aussage von Kollegen und Schülern haderte Just allerdings vor allem an seinem Lebensende damit, dass er sich wider besseres Wissen mit dem NS-Staat und seiner Ideologie eingelassen hatte<sup>27</sup>.

\* \* \*

Neben seiner raschen und vollständigen Rehabilitation verdankte es Just seinem Renommée als exzellenter Historiker, der thematischen Ausrichtung seiner Forschungen und seinen hervorragenden französischen Sprachkompetenzen, dass er im Mai 1946 an der neugegründeten Mainzer Universität den langersehten Lehrstuhl erhielt. Auf seine Professur und in das Dekanat berufen wurde Just durch die Militärregierung im Einvernehmen mit den zuständigen deutschen Stellen<sup>28</sup>. Eine entscheidende Rolle nicht nur bei der Neugründung der

---

26 Just, Lebenslauf (Anm. 1).

27 Vgl. Helmut Mathy, Leo Just als erster Historiker und Dekan der »neuen« Universität Mainz, in: 50 Jahre (Anm. 7), S. 7–18, hier S. 8: »Mir selbst hat Leo Just in persönlichen Gesprächen seit 1959 zu verstehen gegeben, daß er von der damaligen Universitätsleitung des öfteren gedrängt worden sei, dem NS-Dozentenbund beizutreten, wenn er [...] überhaupt eine Zukunft in der philosophischen Fakultät haben wolle. Nunmehr und schon länger, so sagte er mir, empfinde er Bedauern, Scham und Reue über seine zeitweilige Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse in Deutschland seit 1933, über seine Unachtsamkeiten, Verirrungen und Schwächen sowie einen zu geringen Mut in diesem Punkt und habe wie andere seiner Kollegen insofern eine Art gebrochener Biographie mit sich zu tragen«.

28 Vgl. zur Berufungspraxis Michael Kießner, Kontinuität oder Wandel? Die erste Professoren- generation der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: Ut omnes unum sint 1, S. 97–123.

Mainzer Universität, sondern auch bei den ersten Berufungen spielte der *Directeur de l'Éducation Publique* Raymond Schmittlein<sup>29</sup>. Bei ihm hatte sich der Mainzer Theologe und Kirchenhistoriker August Schuchert (1900–1962) für Just verbürgt. Möglicherweise hatte auch der Mainzer Bischof Stohr seinen Einfluss zu seinen Gunsten geltend gemacht<sup>30</sup>. In mancher Hinsicht kann Just als durchaus typisch für die erste Mainzer Professoren-Generation gelten<sup>31</sup>.

Endlich erhielt er in der akademischen Hierarchie einen Rang, der seinen Meriten als Forscher und akademischer Lehrer entsprach. Freilich brachte die neue Stellung auch erhebliche Herausforderungen mit sich. Insbesondere hatte er unter den wachsam-kritischen Augen der französischen Besatzungsmacht und unter schwierigsten materiellen Bedingungen als Gründungsdekan der Philosophischen Fakultät eine Aufbauarbeit auf den unterschiedlichsten Ebenen zu leisten. Schließlich ist hervorzuheben, dass die Berufung auf den Mainzer Lehrstuhl in der Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht bedeutete, dass Just zugleich der materiellen Sorgen, die ihn in der Vergangenheit oft genug geplagt hatten, enthoben gewesen wäre<sup>32</sup>.

Mit 38 Dozenten war die Philosophische Fakultät im Gründungssemester, dem Sommersemester 1946, die mit Abstand größte Fakultät<sup>33</sup>. Bei den Berufungen hatte der Dekan zweifellos einen erheblichen Einfluss, und das nicht nur bei den Historikern. So machte Just sich dafür stark, den Bonner Kunsthistoriker Heinrich Lützel an die junge Mainzer Universität zu holen. Nicht nur diese Berufung scheiterte freilich an konkurrierenden Angeboten, mit denen Mainz nicht mithalten konnte, oder weil die in Aussicht genommenen Gelehrten von französischer Seite als untragbar abgelehnt wurden. Das machte die Berufungen

29 Vgl. Stefan Zauner, *Demokratischer Neubeginn? Die Universitäten in der französischen Besatzungszone (1945–1949)*, in: *Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952*, hrsg. von Cornelia Rauh-Kühne und Michael Ruck, München 1993, S. 333–361, hier S. 355.

30 Vgl. Wojtynowski, S. 15, 77.

31 Vgl. Kißener, *Kontinuität* (Anm. 28), S. 98f., 112, 122. Beim Mainzer Entnazifizierungsverfahren fiel Just ebenso wie seine Kollegen Büttner und Schieffer unter die Amnestie Nr. 133. Allein Eugen Ewig galt als »völlig unbelastet«. Vgl. Wojtynowski, S. 83, mit Anm. 378.

32 Zur äußeren und inneren Situation der Johannes Gutenberg-Universität in ihren Anfangsjahren vgl. Die Wiedereröffnung der Mainzer Universität 1945/46. *Dokumente, Berichte, Aufzeichnungen, Erinnerungen*, bearb. von Helmut Mathy, Mainz 1966; Helmut Mathy, *Ut omnes unum sint. Die Wiedereröffnung der Mainzer Universität vor vierzig Jahren*, Mainz 1987; ders., *Die Wirklichkeit übertrifft die Vision. Gespräch mit Karl Holzamer über die Frühzeit der Johannes Gutenberg-Universität*, Mainz 1996; ders., *Die erste Landesuniversität von Rheinland-Pfalz. Studien zur Entstehungsgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität*, Mainz 1997.

33 So der Bericht des Prorektors Adalbert Erler vom Januar 1948, in: Mathy, *Wirklichkeit* (Anm. 32), S. 144–156, hier S. 146. Die Vergleichszahlen für die anderen Fakultäten: Katholisch-Theologische Fakultät: 9, Evangelisch-Theologische Fakultät: 5, Juristische Fakultät: 19; Naturwissenschaftliche Fakultät: 17.

zu einem äußerst schwer kalkulierbaren Geschäft und führte zu extrem langen Berufungslisten<sup>34</sup>. Aufgrund der unzureichenden Ausstattung und der noch im Aufbau befindlichen administrativen Strukturen, aufgrund der Einflussnahmen staatlicher und kirchlicher Stellen und Führungspersönlichkeiten, aufgrund der tatsächlichen oder doch zu befürchtenden Interventionen der *Direction de l'Education Publique*, aber auch aufgrund des hohen Anteils traumatisierter Studenten dürfte das Dekanat für Just ein besonders unerfreuliches Amt gewesen sein<sup>35</sup>. Schwer dürfte das Amt als Gründungsdekan Just nicht nur wegen der mannigfaltigen Aufgaben, sondern auch deswegen geworden sein, weil er in seiner bisherigen Laufbahn kaum Führungserfahrungen hatte sammeln können und weil er wohl kein durchsetzungsstarker »Macher« und Gestalter war.

Innerhalb der Geschichtswissenschaft hatte Just zunächst eine doppelt exklusive Position inne<sup>36</sup>: Er war der einzige Ordinarius und zugleich der einzige Neuzeithistoriker. Die beiden Mediävisten Theodor Schieffer (1910–1992), den Just aus Bonn gut kannte<sup>37</sup>, und Heinrich Büttner (1908–1970), der zugleich die Geschichtliche Landeskunde vertrat<sup>38</sup>, waren lediglich außerplanmäßige Professoren, und Eugen Ewig (1913–2006)<sup>39</sup>, auch er ein früherer Bonner Kollege, war Lehrbeauftragter für den Bereich der rheinischen Landesgeschichte. Ein weiterer Bonner, für den sich Just stark machte, der aber nicht zum Zuge kam, war Paul Egon Hübinger (1911–1987)<sup>40</sup>. Die Alte Geschichte bildete ab 1947 ein eigenes Ein-Mann-Institut, während die Osteuropäische Geschichte dem Institut

34 Vgl. Mathy, Just als erster Historiker (Anm. 27), S. 13. Beispielhaft sei genannt die Berufsliste für den Konkordatslehrstuhl für Scholastische Philosophie (UA Mainz, Best. 13 Nr. 222) vom 15. Juli 1947 (auf der der später berufene Karl Holzamer gemeinsam mit zwei Kollegen lediglich auf Platz 3 rangiert).

35 Als Dekan hielt er wöchentlich zwei zweistündige Sprechstunden. Vgl. Mathy, Leo Just als erster Historiker (Anm. 27), S. 13f.

36 Vgl. zum Folgenden, zumindest partiell aus Zeitzeugenperspektive, ebd., S. 7–18.

37 Vgl. zu ihm Erich Meuthen, Nekrolog Theodor Schieffer 11.VII.1910–9.VI.1992, in: Historische Zeitschrift 256 (1993), S. 241–248.

38 Vgl. Theodor Schieffer, Heinrich Büttner 1908–1970, in: Historisches Jahrbuch 91 (1971), S. 248–251.

39 Just hat sich offenbar für die Berufung Ewigs eingesetzt. Bemerkenswerterweise betreute er 1952 sogar Ewigs Habilitationsverfahren zu einem mediävistischen Thema (Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum, Trier 1954). Vgl. Ulrich Pfeil, Eugen Ewig – »Créer un ordre transnational«. Von einem Mittler zwischen Deutschland und Frankreich, in: Das Deutsche Historische Institut (Anm. 12), S. 293–322, hier S. 312.

40 Hübinger verzichtete nach eigenem Bekunden auf eine Bewerbung in Mainz, um Büttner nicht in die Quere zu kommen. Bemerkenswert ist, wie distanziert er sich in einem Schreiben an Büttner vom 2. April 1946 über Just äußerte: »Zu meinem Staunen erfuhr ich, er (J.) habe bei seinen Verhandlungen kurz vorher dort gewaltig zu meinen Gunsten auf die Tube gedrückt, wobei überhaupt mein Name in M. zum ersten Mal genannt worden sei [...]. Meine Reserve gegenüber J. werde ich gleichfalls beibehalten«. Zitiert nach Ulrich Pfeil, Paul Egon Hübinger – Vom Umgang mit dem Anpassungsdruck, in: Das Deutsche Historische Institut (Anm. 12), S. 233–272, hier S. 268, Anm. 66.

für Slawistik zugeordnet wurde. 1950 wurden die Positionen von Theodor Schieffer und Ludwig Petry (1908–1991)<sup>41</sup>, der 1950 die Nachfolge des nach Marburg wegberufenen Büttner angetreten hatte, zu planmäßigen Extraordinariaten aufgewertet. Gegen den Widerstand Justs setzte Petry zum Sommersemester die Gliederung des Historischen Seminars in drei Abteilungen durch, an deren Spitzen nunmehr die drei Ordinarien Just, Petry und Schieffer standen, Just als Leiter der Abteilung I (für »Weltgeschichte und neuzeitliche Geschichte«). Mit der Neugliederung ging auch eine personelle Aufstockung einher. Im Wintersemester 1953/54 fungierte Alois Gerlich als Assistent in der Abteilung I. Er wechselte aber im Sommersemester 1954 zu Petry. Seine Nachfolge trat Heribert Raab an, der die Forschungsinteressen Justs in großem Maß teilte und 1955 sozusagen auf seinen Spuren mit einem Stipendium der Görres-Gesellschaft für eineinhalb Jahre nach Rom ging; seine Assistentenstelle vertrat Winfried Trusen (1924–1999). Seit Justs Erkrankung an Knochenkrebs (1959) übernahmen Raab und ab 1962 dessen Nachfolger Helmut Mathy einen wachsenden Teil seiner Lehrverpflichtungen<sup>42</sup>.

Da Just erst nach dem Beginn des Sommersemesters 1946 nach Mainz berufen wurde, erfüllte er seine Bonner Lehrverpflichtungen und unterrichtete im Sommer 1946 an beiden Universitäten – eine besondere Herausforderung unter den Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegsmonate. Während sich für das Studium der Geschichte in Mainz damals nur 150 Studierende im Haupt- und Nebenfach eingeschrieben hatten, war die Hörerzahl bei Justs Vorlesung zur Reformation wesentlich höher, in einer Zeit, als der Wissensdurst besonders groß war und die »große« Vorlesung noch als die Königsdisziplin der Hochschullehre galt. Trotz des Engagements der Lehrenden wie der Studierenden war es aber ein noch einzulösender Anspruch, wenn Just im ersten Jahresbericht des Historischen Seminars schrieb:

»Das Historische Seminar wurde sofort mit der Aufnahme der Lehrtätigkeit eröffnet. Es dient der Lehre und der Forschung auf den Gebieten der mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte, der Historischen Hilfswissenschaften, der Landesgeschichte, der Sozial- und Kulturgeschichte sowie der Wirtschaftsgeschichte«<sup>43</sup>.

Ebenso unzureichend wie die räumlichen Verhältnisse – ein Übungsraum und zwei Bibliotheksräume – war zu diesem Zeitpunkt die Bibliothek, die aus kon-

41 Vgl. Markus Krzoska, Ludwig Petry, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen, hrsg. von Ingo Haar/Michael Fahlbusch, München 2008, S. 475–477.

42 Vgl. Alois Gerlich, Das Historische Seminar, in: Tradition und Gegenwart II/2, S. 67–89, hier S. 75; Wojtynowski, S. 32–39, S. 50–53. Trusen wandte sich später der Rechtsgeschichte zu und wurde 1966 an die Universität Würzburg berufen.

43 Zitiert nach Mathy, Leo Just als erster Historiker (Anm. 27), S. 9.

fizierten Büchern des Ex-Reichsleiters Martin Bormann, aus Schenkungen und Leihgaben, in begrenztem Rahmen auch aus gekauften Bänden bestand und im Frühjahr 1947 1284 Einheiten umfasste<sup>44</sup>.

In den ersten Nachkriegsjahren dürfte neben der Bewältigung der alltäglichen Schwierigkeiten die Energie der Mainzer Professoren weniger durch die Forschung als durch die Lehre absorbiert worden sein. Für diese Tätigkeit war Just dank seiner umfassenden Erfahrungen in Bonn, aber auch in Belgien gut vorbereitet. Freilich wünschte nicht zuletzt die französische Militäradministration, die für die Hochschulen eine wichtige Rolle bei der Umerziehung der deutschen Bevölkerung vorsah, gerade an der Mainzer Neugründung »einen neuen Typ des Hochschullehrers«. Dieser sollte, wie der Gründungsrektor Josef Schmid (1898–1978) in seiner Ansprache bei der (Wieder-)Eröffnung der Mainzer Universität ausführte, »nicht nur tüchtiger Fachmann und Pädagoge sein, sondern eine weltaufgeschlossene, demokratische und harmonische Persönlichkeit von hoher Gesinnung, eine Persönlichkeit, die imstande ist, neben einer gediegenen Fachausbildung eine humanitäre und demokratische Lebensauffassung zu entwickeln«<sup>45</sup>.

Neben den Mainzer Vorlesungsverzeichnissen erlaubt auch der Nachlass von Leo Just fundierte Aussagen über seine Lehrtätigkeit<sup>46</sup>. Das Rückgrat seiner Veranstaltungen bildete ein Vorlesungszyklus über die europäische Geschichte von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert, der regelmäßig eine große Zahl von Studierenden erreichte. So hörten schon im Wintersemester 1946/47 250 Personen die Vorlesung »Europäische Geschichte im Zeitalter der Reformation«. Im Sommersemester 1949 waren es bei der »Europäische[n] Geschichte im 19. Jahrhundert I« dann bereits 392 Hörerinnen und Hörer. Mit der im Wintersemester 1951/52 erstmals gehaltenen Vorlesung »Umriss der Weltpolitik 1870–1914« tat Just einen Schritt hinein ins 20. Jahrhundert und in die Weltgeschichte. Hinzu kamen Übungen und Seminare zu den unterschiedlichsten Themen der neuzeitlichen Geschichte. Häufig lassen sich Übereinstimmungen mit den Forschungsinteressen Justs feststellen (z. B. Italien), aber insbesondere in den ersten Mainzer Semestern war er offenbar auch bestrebt, die Erwartungen

44 Ebd., S. 10; Gerlich, *Das Historische Seminar* (Anm. 42) S. 70f.; ders., *Zeitzeuge – Briefträger – Student. Erinnerungen eines Studenten der ersten Stunde*, in: *50 Jahre* (Anm. 7), S. 26–34, hier S. 29f.; Wojtynowski, S. 25–32. Zur Bibliothekssituation vgl. auch den Bericht von Prorektor Eler vom Januar 1948 (Anm. 33), S. 154.

45 Josef Schmid, *Wollen und Ziele der neuen Hochschule. Ansprache am Tage der Wiedereröffnung der Johannes Gutenberg-Universität*, 22. Mai 1946, in: *Mathy, Wirklichkeit* (Anm. 32), S. 105–116, hier S. 115.

46 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf verschiedene undatierte Listen in UA Mainz, NL 4 Nr. 174 sowie die online verfügbaren Vorlesungsverzeichnisse. Eine Liste von Justs Mainzer Lehrveranstaltungen auch in Just, *Briefe* (Anm. 2), S. XLI–XLVI. Vgl. auch Wojtynowski, S. 97.

der französischen *Direction de l'Éducation Publique* zu erfüllen. So hielt er im Wintersemester 1946/47 ein Oberseminar zu den Menschen- und Bürgerrechten von 1789, im Sommersemester 1947 ein Seminar zu den »Staatsanschauungen der französischen Vorrevolution«, gefolgt von Seminaren zu den »Staatsanschauungen Montesquieus und Rousseaus« (Wintersemester 1947/48), zur »Französische[n] Geschichte in Spätmittelalter und Renaissance« (Sommersemester 1949), zur »Französische[n] Geschichte im 16. Jahrhundert« und zu »Staatsauffassungen der Restauration in Deutschland und Frankreich« (beide Wintersemester 1949/50).

Da Just der einzige Mainzer Neuzeitprofessor war, war es nicht unproblematisch, dass er die Zeitgeschichte in der Lehre eklatant vernachlässigte. Die Unterrepräsentanz der Zeitgeschichte in der Lehre des Mainzer Historischen Seminars wurde auch von der Politik wahrgenommen und kritisiert<sup>47</sup>. Vermutlich auch deshalb bot Just im Sommersemester 1950 *privatissime et gratis* eine Arbeitsgemeinschaft zu »Quellen zur inneren Geschichte der Weimarer Republik« an, die aber nur auf die im Vergleich mit anderen Lehrveranstaltungen sehr geringe Teilnehmerzahl von 10 Personen kam. Im Wintersemester 1950/51 und Sommersemester 1951 gab es eine Arbeitsgemeinschaft zu Quellen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Im Sommersemester 1953 stand zum ersten (und letzten) Mal eine Vorlesung zur Weimarer Republik auf dem Programm, der im Wintersemester 1953/54 ein Kolloquium zum selben Thema folgte. Ab 1954 übernahm Ferdinand Siebert (1904–1985), ein Kollege aus römischen Tagen, die zeitgeschichtlichen Lehrveranstaltungen und entlastete Just so offenbar von einer wenig geliebten Verpflichtung. Als letzte zeitgeschichtliche Veranstaltung hielt Just im Rahmen des Studium Generale im Sommersemester 1955 eine einstündige Vorlesung zur »Stellung Europas in der Weltgeschichte von 1914 bis in die Gegenwart«<sup>48</sup>.

Leo Just war offenbar ein fähiger und engagierter Lehrer, dem man schon in Bonn eine »ausgesprochen didaktische Begabung« nachsagte<sup>49</sup>. Sein Schüler Helmut Mathy hebt neben seinen großen Epochenvorlesungen »das Risorgimento-Kolleg sowie die Einleitung in die Geschichtswissenschaft« als besonders beliebte Lehrveranstaltungen hervor – und das nicht nur bei den Studierenden der Geschichtswissenschaft. Just sei von den Studierenden »nicht zuletzt wegen

47 Am 5. August 1949 richtete die SPD-Fraktion des rheinland-pfälzischen Landtags eine entsprechende Anfrage an die Universitätsleitung. Vgl. ebd., S. 100.

48 Ob Just die wiederum im Rahmen des Studium Generale für das Sommersemester 1960 angekündigte Vorlesung »Deutsches Kultur- und Geistesleben im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts« noch (selbst) gehalten hat, ist zweifelhaft. In seinem Nachlass ist kein Vorlesungsmanuskript verzeichnet.

49 Zitiert nach Ewig, Leo Just (Anm. 4), S. 397.

seiner feinnervigen Diktion und Stilistik« sehr geschätzt worden<sup>50</sup>. Eugen Ewig, der Justs akademische Lehre ebenfalls aus eigener Anschauung kannte, hält dessen Renaissance-Vorlesung für eine seiner stärksten Lehrveranstaltungen und betont bei seiner Gesamtwürdigung seine Leistungen als Hochschullehrer<sup>51</sup>. Alois Gerlich hingegen hebt zwar die Lebhaftigkeit Justs hervor, deutet aber an, dass er regelmäßig »mit dem Stoff vor lauter Begeisterung für die Sache nicht zu Ende kam«<sup>52</sup>. Just betreute eine ganze Reihe von Dissertationen, vorwiegend zu Themen der rheinischen Geschichte, jedenfalls zu Gegenständen, die sich von Mainz aus mit einem vertretbaren Aufwand bearbeiten ließen<sup>53</sup>.

Den »Mainzer Leo Just« als Persönlichkeit zu fassen, ist nicht ganz leicht. Sein Schüler Mathy deutet im Nekrolog für Just an, dass sein »zurückhaltend-vornehmes, bisweilen schüchternes Wesen« es ihm nicht immer leicht gemacht habe. »[B]ei der Erörterung bestimmter historischer Probleme oder der Mitteilung von persönlichen Erinnerungen« habe er aber »mitreißend [...] wirken« können<sup>54</sup>.

Dass Just nicht das Licht der Öffentlichkeit um jeden Preis suchte, lässt sich mehrfach nachvollziehen. So entzog er sich 1947 der ihm angetragenen Aufgabe, anlässlich des einjährigen Jubiläums des Landes Rheinland-Pfalz im Koblenzer Stadttheater die Verfassung des neuen Landes aus historischer Perspektive zu würdigen, und schlug stattdessen den Philosophen Karl Holzamer als Redner vor<sup>55</sup>. Andererseits scheint er nicht frei von wissenschaftlichem Ehrgeiz und akademischem Standesbewusstsein gewesen zu sein, wie sein Beharren auf seiner exklusiven Stellung als Ordinarius nahelegt.

Die eigene Forschungsarbeit Justs wurde nicht nur durch seine vielfältigen universitären Belastungen, sondern auch durch die herben Verluste an Mikrofilmen, Aktenkopien und Quellenexzerpten bei dem Wohnungsbrand im Oktober 1944 beeinträchtigt<sup>56</sup>. Die beengten räumlichen Verhältnisse auf dem

50 Helmut Mathy, Leo Just † (1901–1964), in: *Historische Zeitschrift* 204 (1967), S. 259–261, hier S. 260.

51 Eugen Ewig, Nekrolog Leo Just. Gedenkworte, in: *Historisches Jahrbuch* 85 (1965), S. 252–256, hier S. 256.

52 Gerlich, *Zeitzeuge* (Anm. 44), S. 32.

53 Vgl. die Übersicht über die in Mainz 1946–1955 entstandenen Dissertationen in: Leo Just, *Das Historische Seminar der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz 1946–1955*, in: *Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz«* 1955, S. 49–57, hier S. 50–57.

54 Mathy, Leo Just † (Anm. 50), S. 260f. Ähnlich auch Ewig, Nekrolog (Anm. 51), S. 256: »Just konnte spontan mitreißen, wenn er von seinen Lieblingsthemen sprach, – unbefangen geöffnet hat er sich anderen nur noch selten«. Außerdem spricht Ewig Just die »Bescheidenheit des im Grunde Schüchternen« zu (ebd.).

55 Vgl. Mathy, *Wirklichkeit* (Anm. 32), S. 36.

56 Allerdings haben offenbar einige Materialien den Brand überstanden. Vgl. die Bestände des Nachlasses Just: UA Mainz, NL 4, insbes. die Rubriken 04 (Archivmaterial) und 05 (Materialsammlungen).

Mainzer Campus wie in der Privatwohnung<sup>57</sup> und die schwierige Mainzer Bibliothekssituation waren einer fruchtbaren historischen Forschung nicht eben förderlich. Nachdem er sich aber in Mainz eingerichtet hatte, konnte er seine Forschungs- und Publikationstätigkeit wieder aufnehmen. Seit 1948, v. a. aber in den 1950er Jahren legte er eine Reihe von teils gewichtigen Publikationen vor. Dabei blieb er im Wesentlichen seinen Vorkriegsthemen treu<sup>58</sup>.

Zunächst stand in Justs Nachkriegspublikationen Joseph Görres im Zentrum. Das hing auch mit dem Görres-Jubiläum zusammen, dessen 175. Geburtstag man 1951 beging. In diesem Zusammenhang veröffentlichte Just eine Reihe von Aufsätzen und Miscellen. Vor allem aber legte er 1955 einen Band der Görres-Schriften vor und löste damit gleichsam eine alte Verpflichtung aus den 1920er Jahren ein, als er für eben diesen Zweck eine Förderung der Görres-Gesellschaft erhalten hatte<sup>59</sup>. Zumal die Edition den geistes- und literarischen Schriften Görres' gewidmet war, knüpfte Just mit ihr zugleich an seine eigenen wissenschaftlichen Anfänge an. Eigene Forschungen zu Görres und seinem Kreis gab es in der zweiten Hälfte des 1950er Jahre nicht mehr. Dass Just gleichwohl ein respektierter Görres-Kenner war, erhellt aber daraus, dass ihm einige einschlägige Artikel in namhaften Nachschlagewerken angetragen wurden<sup>60</sup>.

Den nachhaltigsten Einfluss hatte Leo Just auf die Erforschung der frühneuezeitlichen Reichskirche. Er publizierte seit der Mitte der 1950er Jahre einige wichtige Aufsätze zu diesem Themenfeld, die nicht zuletzt dank der gründlichen Auswertung archivalischer Quellen substanzielle neue Erkenntnisse zur Geschichte der späten rheinischen Reichskirche insbesondere in ihren Beziehungen zur Römischen Kurie bereitstellen und noch immer lesenswert sind<sup>61</sup>. Besonders die Erforschung der Kölner Nuntiatur lag ihm am Herzen, und er reiste

57 Just zog mit seiner Familie, die durch die Geburt der fünf Kinder bis 1959 auf sieben Köpfe wuchs, im Winterhalbjahr 1946/47 von Bonn/Remagen nach Mainz in eine Besatzungswohnung in der Welschstraße 10, die er 1953 räumen musste, worauf er die bisherige Wohnung Karl Holzamers am Welschplatz 3 bezog. Erst durch die Zuweisung eines Einfamilienhauses in der Annabergstr. 24 durch das Sozialministerium gestaltete sich die Wohnsituation Justs komfortabler. Siehe die Umzugskostenrechnung vom 10. April 1947 und den (abgelehnten) Antrag auf Übernahme der Umzugskosten vom 15. Juni 1957, UA Mainz, Best. 64 Nr. 2314, Beiakte der Personalakte Justs. Die Hauptakte liegt nicht vor.

58 Vgl. zum Folgenden das Schriftenverzeichnis in Just, Briefe (Anm. 2), S. XIII–XXIV, hier S. XIX–XXIV.

59 Joseph Görres, Gesammelte Schriften, Bd. 4: Geistesgeschichtliche und literarische Schriften II (1808–1817), hrsg. und bearb. von Leo Just, Köln 1955.

60 Z. B. Leo Just, Görres, in Staatslexikon. Recht – Wirtschaft – Gesellschaft 3 (1959), Sp. 1003–1006.

61 Z. B. Leo Just, Die Konversion des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel in Berichten des Mainzer Kanonikus Ludwig Philipp Behlen an die römische Kurie (1754/55) aus dem Archiv Doria in Rom, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 6 (1951/54), S. 187–195; ders., Beiträge zur Geschichte der Kölner Nuntiatur, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 36 (1956), S. 248–320.

mehrmals nach Rom, um im Vatikanischen Geheimarchiv zu arbeiten. Vor diesem Hintergrund begrüßte er die Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1953, ohne im eigentlichen Sinn zu den Initiatoren der Neugründung zu gehören<sup>62</sup>. Seine bis in die 1930er Jahre zurückgehenden Überlegungen zur Nuntiaturforschung behielten ihren Wert für die Wiederaufnahme des Editionsprojekts der Nuntiaturberichte durch das DHI. Aktiv daran partizipieren konnte Just aufgrund seiner schweren Erkrankung nicht mehr<sup>63</sup>. Zukunftsweisend war die Entscheidung, an die Stelle der monumentalen Reihe *Die Reichskirche*, in der allein sein eigener Band von 1931 erschienen war, eine neue, vom Zuschnitt her offenere und weniger ambitionierte Schriftenreihe zu setzen. Die *Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit* starteten unter Justs Herausgeberschaft 1956 mit der Druckfassung der Dissertation seines Mainzer Schülers Heribert Raab (1923–1990)<sup>64</sup>. Als dritter Band der Reihe erschien 1960 die letzte Monographie Justs: eine gewohnt quellengesättigte und gründliche Studie zum Widerruf des Febronius<sup>65</sup>. Heribert Raab trat auch in seinen Beziehungen zum DHI Rom und seiner Rolle für die Görres-Forschung in die Fußstapfen seines akademischen Lehrers. Raabs Mainzer Habilitation mit einer Studie zum Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Sachsen (1960) war einer der letzten wissenschaftlichen Höhepunkte im Leben des bereits todkranken Just<sup>66</sup>.

Verglichen mit den deutsch-kurialen Beziehungen besaß die italienische Geschichte im engeren Sinn im Œuvre Justs einen geringeren Stellenwert, ohne freilich bedeutungslos zu sein. Interessanterweise war ein italienischsprachiger Aufsatz zu Bismarck diejenige Nachkriegspublikation Justs, in der er sich am nächsten an die Zeitgeschichte heranwagte. Mit dieser Studie und mit einem Beitrag zur Rezeption Italiens in der deutschen öffentlichen Meinung in der Zeit

62 Michael Matheus, Die Wiedereröffnung des Deutschen Historischen Instituts 1953 in Rom, in: Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die »Ökumene der Historiker«. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz, hrsg. von Ulrich Pfeil, München 2008, S. 91–113, erwähnt Just jedenfalls nicht.

63 Vgl. Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. C.

64 Heribert Raab, Die Concordata nationis Germanicae in der kanonistischen Diskussion des 17. bis 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der episkopalistischen Theorie in Deutschland, Wiesbaden 1956 (= Phil. Diss. Mainz 1953). Zu Raab vgl. Helmut Mathy, Der Erforscher der Reichskirche in der Neuzeit und »Stellvertreter Görres' auf Erden«. Nachruf auf Heribert Raab (1923–1990), in: Archiv für mittelhessische Kirchengeschichte 43 (1991), S. 485–501; und Duchhardt, »Römer« (Anm. 8).

65 Leo Just, Der Widerruf des Febronius in der Korrespondenz des Abbé Franz Heinrich Beck mit dem Wiener Nuntius Giuseppe Garampi, Wiesbaden 1960.

66 Druckfassung: Heribert Raab, Clemens Wenzeslaus von Sachsen und seine Zeit (1739–1812), Bd. 1: Dynastie, Kirche und Reich im 18. Jahrhundert, Freiburg i.Br. 1962 (mehr nicht erschienen).

des *Risorgimento* leistete er einen wertvollen Beitrag zum Austausch zwischen der deutschen und der italienischen Geschichtswissenschaft<sup>67</sup>.

Frankreich bzw. den deutsch-französischen Beziehungen schenkte Just in seiner wissenschaftlichen Arbeit vermutlich weniger Beachtung, als dies die französischen Stellen bei seiner Berufung erwartet hatten. Als einzigem Mainzer Neuzeithistoriker dürften sie ihm für die Neubetrachtung und -interpretation der deutsch-französischen Beziehungen sogar zunächst eine Schlüsselrolle zugedacht haben. Zu einer Neuauflage der Forschungen Justs zum deutsch-französischen Grenzraum unter veränderten Vorzeichen kam es aber nur mit Einschränkungen. Seine gewichtigsten Beiträge zu diesem Themenfeld waren eine längere Studie zu »Fénelons Wirkung in Deutschland«, ein Aufsatz zum »Mittelrhein im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons« sowie eine Studie zum lothringischen Staatskirchentum vom 15. bis 17. Jahrhundert<sup>68</sup>. Hinzu kamen eine Reihe von Lexikonbeiträgen sowie Miszellen und einige Aufsätze primär landesgeschichtlichen Charakters, in denen das Verhältnis zum großen Nachbarn im Westen zumindest eine beachtliche Rolle spielte.

Während Just in seinen Vorlesungen regelmäßig die großen Linien der frühneuzeitlichen Geschichte nachzeichnete, blieb er in seinen Publikationen im Wesentlichen der Spezialforschung treu. Einer Mitarbeit am Ploetz versagte er sich. Er übernahm aber nach dem Tod von Arnold Oskar Meyer (1944) die Herausgeberschaft des *Handbuchs der deutschen Geschichte*, für das er schon während des Krieges den Abschnitt zum aufgeklärten Absolutismus verfasst hatte. Der Text zeichnet sich – dem Genre entsprechend – nicht durch besondere Originalität, wohl aber durch eine souveräne Beherrschung des Gegenstands aus und konnte mit einigen Änderungen am Anfang und am Ende im Wesentlichen in seiner ursprünglichen Form erscheinen. Eine besondere Reichweite erlangte der Text aber nicht, weil dem Handbuch, dessen Erscheinen sich von 1956 bis 1985 hinzog, weniger, als das bei der 8./9. Auflage des Gebhardt der Fall war, ein historiographischer Neuanfang gelang. Manche seiner Bestandteile waren in den 1920er und 1930er Jahren verfasst worden und blieben trotz Überarbeitungen in der Nachkriegszeit in Diktion und Wertungen den damaligen Anschauungen

67 Leo Just, Bismarck, in: *Questioni di Storia Contemporanea*, hrsg. von Ettore Rota, Bd. 3, Milano 1953, S. 653–691; ders., *L'Italia del risorgimento nell'opinione pubblica germanica*, in: *Rassegna storica toscana* 4 (1960), S. 289–298. Vgl. auch Duchhardt, »Römer« (Anm. 8), S. 309.

68 Leo Just, *Fénelons Wirkung in Deutschland*, in: *Fénelon. Persönlichkeit und Werk. Festschrift zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages*, hrsg. von Johannes Kraus und Joseph Calvet, Baden-Baden 1953, S. 35–62; ders., *Der Mittelrhein im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons*, in: *Jahrbuch für Geschichte und Kultur des Mittelrheins und seiner Nachbargebiete* 10 (1958), S. 52–66; ders., *Das Staatskirchentum der Herzöge von Lothringen-Bar von 1445–1633*, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 5 (1953), S. 223–266.

verhaftet<sup>69</sup>. Als ein weiterer Beitrag allgemeinen Charakters, der Justs Fähigkeiten zur Synthese belegt, sei noch erwähnt sein Aufsatz zum »Absolutismus« im Historischen Jahrbuch<sup>70</sup>.

Wesentlich origineller und substanzieller war demgegenüber Justs Beitrag zum Aufbau einer wissenschaftlichen mittelhessischen Landesgeschichte an der Seite seiner Mainzer Kollegen Büttner und Petry. Hier konnte er lückenlos an seine Vorkriegsarbeiten anknüpfen und diese sozusagen rheinaufwärts bis über Koblenz hinaus ausdehnen. Dass er bereit war, sich wissenschaftlich auf seinen neuen Standort einzulassen, dokumentierte Just schon 1948 mit einem »Rückblick« auf die Mainzer Geschichte. Neben der Kirchen- und der Politikgeschichte verfolgte er auch in diesem Themenfeld kultur- und geistesgeschichtliche sowie – ohne dass man das in den 1950er Jahren so bezeichnet hätte – transfergeschichtliche Ansätze<sup>71</sup>. Nach den Aussagen seines Schülers Helmut Mathy plante Just eine umfassende Kultur- und Geistesgeschichte des Rheinlands, die er aufgrund seiner Erkrankung und seines frühen Todes nicht mehr realisieren konnte<sup>72</sup>. Von seinen Schülern setzte v. a. Karl-Georg Faber (1925–1982) diese Forschungen Justs fort. 1952 wurde Faber mit einer Dissertation zum Thema *Christian von Strambergs »Rheinischer Antiquarius« im Rahmen des rheinischen Geisteslebens der Restaurationszeit* promoviert und ging dann an die Bundesanstalt für Landeskunde und Raumforschung in Bad Godesberg. 1962 nach Mainz zurückkehrt, habilitierte er sich dort unter Ludwig Petrys Mentorat 1965. 1967 wurde er nach Saarbrücken, 1976 an die Westfälische Wilhelms-Universität in Münster berufen<sup>73</sup>.

Ein ganz neues Themenfeld, das sich Leo Just in seiner Mainzer Zeit erarbeitete und um das er sich bleibende Verdienste erwarb, war die Geschichte der alten Mainzer Universität, die bislang noch der wissenschaftlichen Aufarbeitung geharrt hatte. Schon in seiner Rede bei der ersten Promotionsfeier der Philosophischen Fakultät stellte er die Rituale, die im Ancien Régime bei solchen

69 Leo Just, Der aufgeklärte Absolutismus, in: Handbuch der Deutschen Geschichte, begr. von Otto Brandt, fortgef. von Arnold Oskar Meyer, neu hrsg. von Leo Just, Bd. 2: Deutsche Geschichte vom Zeitalter der Reformation bis zum Tode Friedrich des Großen, Konstanz 1956, S. 1–144. Vgl. Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. XCVIIf.

70 Leo Just, Stufen und Formen des Absolutismus. Ein Überblick, in: Historisches Jahrbuch 80 (1961), S. 143–159.

71 Leo Just, Mainz, ein geschichtlicher Rückblick, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 3 (1948), S. 165–189; ders., Zur Geschichte des Subsidienvertrags zwischen Kurmainz und England im österreichischen Erbfolgekrieg, in: Ebd. 7 (1965), S. 190–195; ders., Mainzer Kultur- und Geistesleben als Brücke zwischen Rhein- und Mainfranken, in: Mainfränkisches Jahrbuch 10 (1958), S. 138–158.

72 Mathy, Leo Just † (Anm. 50), S. 261.

73 Vgl. Roger Dufraisse, Nachruf Karl-Georg Faber, in: Francia 11 (1983), S. 927–932.

Gelegenheiten praktiziert worden waren, ins Zentrum<sup>74</sup> – ein halbes Jahrhundert, bevor die Geschichtswissenschaft im Zeichen der kulturalistischen Wende sich für die alteuropäischen Rituale und Zeremonien zu interessieren begann. Nach einigen Aufsätzen zu diesem Thema legte er 1957 ein schmales Bändchen über die Geschichte der alten Mainzer Universität von ihren Anfängen bis zu ihrem Untergang vor, dem auch einige Dokumente beigegeben waren<sup>75</sup>. Nach weiteren Aufsätzen, in denen er zum Teil explizit den Brückenschlag von der alten zur neuen Mainzer Universität unternommen hatte, erschien posthum als Gemeinschaftswerk mit Helmut Mathy ein Überblick über die Universitätsgeschichte<sup>76</sup>. In der Tat ist es nicht das geringste Verdienst Justs um die Mainzer Universitätsgeschichte, dass er mit seinem Assistenten Helmut Mathy den wichtigsten Erforscher der Mainzer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert auf die Spur gesetzt hat, der auch nach seinem Wechsel von der Wissenschaft in die Politik zahlreiche gewichtige wissenschaftliche Publikationen vorlegte und dem 1977 die Ehrung erfuhr, zum Mainzer Honorarprofessor ernannt zu werden<sup>77</sup>.

Ein wirklicher »Netzwerker« – jedenfalls in überregionalen Dimensionen – war Just nicht. Tagungen und Kongresse besuchte er selten<sup>78</sup>. Seine Netzwerke waren vornehmlich im Rheinland lokalisiert. Natürlich knüpfte er nach 1946 Beziehungen zu Forschern und Institutionen in seinem neuen Wirkungsraum<sup>79</sup>. Ebenso selbstverständlich trat er der 1948 wiedergegründeten Görres-Gesellschaft bei, ohne aber in ihren engeren Führungszirkel vorzustoßen. Das mag auch an der persönlichen Abneigung gegenüber dem langjährigen Leiter der historischen Sektion und Vizepräsidenten Johannes Spörl (1904–1970) gelegen haben. Seit 1950 gehörte er der Historischen Kommission für Nassau, seit 1952 der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt, seit 1954 dem Historischen Verein für den Niederrhein an. Die einzige akademische Ehrung, die Just erhielt, datiert aus den 1930er Jahren, als ihm wegen seiner Verdienste um die Erforschung der luxemburgischen Kirchengeschichte 1938 die Ehrenmitglied-

74 Helmut Mathy, Leo Just und seine Ansprache bei der ersten philosophischen Promotionsfeier an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: Jahrbuch der Vereinigung »Freunde der Universität Mainz« 1971, S. 130–136.

75 Leo Just, Die alte Universität Mainz 1477 bis 1798, Wiesbaden 1957.

76 Leo Just, Von der alten zur neuen Universität, in: Miscellanea Moguntina. Vorträge der Mainzer Universitätswoche vom 13. bis 20. Mai 1962, Wiesbaden 1964, S. 1–11; Leo Just/Helmut Mathy, Die Universität Mainz. Grundzüge ihrer Geschichte, Trautheim über Darmstadt 1965.

77 Mit der Betonung seiner universitätsgeschichtlichen Publikationen sollen die stadtgesehichtlichen Veröffentlichungen Mathys nicht geringgeachtet werden. Vgl. zu ihm Wolfgang Dobras, Prof. Dr. Helmut Mathy (1934–2008). Ein Leben für die Mainzer Geschichte, in: Mainzer Zeitschrift 104 (2009), S. V–VII.

78 Vgl. Ewig, Nekrolog (Anm. 51), S. 256.

79 Vgl. Mathy, Leo Just als erster Historiker (Anm. 27), S. 10f.

schaft in der historischen Sektion des *Institut Grand-Ducal de Luxembourg* angetragen wurde. Um die Aufnahme in die Mainzer Akademie der Wissenschaften bemühte er sich vergeblich<sup>80</sup>.

Just war nicht federführend an der deutsch-französischen Aussöhnung und der Förderung des wissenschaftlichen Austausches zwischen den Historikern beider Nationen beteiligt. Im Unterschied zu seinen Mainzer Kollegen Büttner, Ewig, Petry und Schieffer nahm er an keinem der deutsch-französischen Historikertreffen teil<sup>81</sup>. Immerhin gehörte er aber zu denjenigen rheinischen Historikern, die, 1954 auf Einladung Adenauers, Projekte zur deutsch-französischen Geschichte zur Förderung durch den Forschungsfonds zusammenstellten<sup>82</sup> und aus deren Reihen die Initiative zur Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris hervorging. Zu den eigentlichen »Gründungsvätern« des Instituts kann er aber wohl nicht gerechnet werden.

Unterkühlt waren die Beziehungen Justs zum 1949 unter französischer Schirmherrschaft ins Leben gerufenen Institut für Europäische Geschichte (IEG), jedenfalls zu dessen Abteilung für Universalgeschichte. Deren schon 1950 verstorbener Gründungsdirektor Fritz Kern war Just aus Bonner Zeiten wohl bekannt, hatte dort aber nicht gerade zu seinen Förderern gehört. Ein Indiz für eine gewisse Kooperationsbereitschaft mit dem IEG ist, dass Justs im Wintersemester erstmals gehaltene Vorlesung »Umrisse der Weltpolitik von 1870 bis 1914« laut Vorlesungsverzeichnis »auch im Rahmen des Instituts für Europäi-

80 Der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde gehörte Just schon seit 1926 an. Vgl. Feldkamp, Skizze (Anm. 2), S. XCIXf.; Art. Just, Leo, in: Kürschner Deutscher Gelehrten-Kalender 1961, S. 904f, hier S. 904.

81 Corine Defrance, Die internationalen Historikertreffen von Speyer. Erste Kontaktaufnahme zwischen deutschen und französischen Historikern nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Rückkehr (Anm. 62), S. 213–237, hier die Teilnehmerlisten, S. 232–237. Bei Petry und Büttner liegen die Teilnahmen vor bzw. nach ihrer Mainzer Zeit.

82 Vgl. Ulrich Pfeil, Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Paris. Darstellung und Dokumentation, Ostfildern 2007, S. 99f. Die Zusammenstellung der historischen Forschungsvorhaben mit Themen und Verfassern, für die Zuschüsse beantragt worden sind, 13.11. 1954, in: Ebd., S. 298–302, hier S. 299, 301, nennt folgende Projekte, an denen Just beteiligt war: »Kirchliche Restauration an Rhein, Maas und Mosel im 6. und 7. Jahrh. (im Rahmen von Forschungen über den Aufbau des Merovinger [!]- und Karolingerreiches)«, »Verfassungsgeschichtliche Entwicklung des Frankenreichs (im Rahmen von Forschungen über den Aufbau des Merovinger [!]- und Karolingerreiches)« (beide für Eugen Ewig), »Ausbildung eines rheinischen Bewußtseins im 19. Jahrh.« (für Just), »Reichstradition und Reichsgedanke in den geistlichen Staaten und freien Reichsstädten am Rhein 1648–1848« (als Habilitationsschrift für Heribert Raab), »Das Verhältnis der Rheinländer zu Frankreich im 19. Jahrh.« (als Habilitationsschrift für Karl-Georg Faber), »Mainzer Beiträge zur neueren Geschichte« (erweiterte Dissertationen, vorwiegend Themen aus der rheinischen Geschichte, auch aus der deutschen Geschichte und der Kirchengeschichte« (für Heribert Raab, Reinhard Hagmann, Werner Hertel, Lore Schmücker, Heinz-Günther Böse, Josef Roßkopf); »Das Erzbistum Trier in seinen kirchenpolitischen Beziehungen zu Lothringen und Frankreich 1633–1789«.

sche Geschichte« angeboten wurde<sup>83</sup>. Als Kerns Nachfolger Martin Göhring (1903–1968) 1951 an das Mainzer Forschungsinstitut berufen wurde, machte er sich Hoffnungen, analog seinem Direktorenkollegen von der Abteilung für Abendländische Religionskollegen, dem bedeutenden katholischen Reformationsforscher Joseph Lortz (1887–1975), in die Mainzer Philosophische Fakultät aufgenommen zu werden. Er erhielt aber nicht einmal einen Lehrauftrag. Es ist zu vermuten, dass Göhring, dem bei seiner Berufung nach Mainz die Möglichkeit, an der Mainzer Universität zu lehren, in Aussicht gestellt worden war, auf verschiedenen Kanälen dieses Anliegen ventiliert hat. Offiziell hat sich die Philosophische Fakultät aber niemals mit diesem Thema befasst. Ob Just, dem als Ordinarius für Neuere Geschichte eine Schlüsselrolle zukam, dieses Projekt aktiv verhindert oder nur nicht befördert hat, lässt sich nicht sicher nachvollziehen. Die – nicht nur räumliche – Distanz zwischen dem Campus und dem Forschungsinstitut in der *Domus Universitatis* wurde auch dadurch unterstrichen, dass Just nur selten eine Vortragseinladung seitens des IEG annahm. Auch als ihm Göhring 1958 einen Sitz im Wissenschaftlichen Beirat des IEG antrug, versagte er sich. Auffälligerweise verfasste er allerdings einen Beitrag für die im selben Jahr erschienene Festschrift für den anderen Institutsdirektor Joseph Lortz – dessen Verhältnis zu Göhring wiederum äußerst gespannt war<sup>84</sup>. Zu einer Verbesserung der Beziehungen zwischen dem Mainzer Historischen Seminar und dem IEG kam es zu Lebzeiten Justs nicht mehr.

\* \* \*

Will man ein Fazit zum Leben und Wirken des am 20. Mai 1964 nach langer, schwerer Krankheit verstorbenen ersten Neuzeithistorikers an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz ziehen, muss das Urteil notwendigerweise gemischt ausfallen. Vielleicht wird man Leo Just am besten gerecht, wenn man ihn als einen zutiefst »unpolitischen« Historiker charakterisiert, der in erster Linie

83 Vorlesungsverzeichnis JGU 1951/52, S. 67, <https://publications.ub.uni-mainz.de/opus/volltexte/2010/2484/pdf/2484.pdf>, zuletzt aufgerufen am 13.04.2019.

84 Leo Just, Ein Bericht des Kölner Nuntius Ottavio Mirto Frangipani über die Durchführung der tridentinischen Reformen in Trier vom 3. November 1595, in: Festgabe Joseph Lortz, hrsg. von Erwin Iserloh/Peter Manns, Bd. 1: Reformation – Schicksal und Auftrag. Baden-Baden 1958, S. 343–367. Vgl. Heinz Duchhardt, Eine Karriere im Zeichen der Umbrüche. Der Historiker Martin Göhring (1903–1968) in seiner Zeit, Stuttgart 2018, S. 120, 202f. Zur Gründung des IEG vgl. auch Winfried Schulze/Corine Defrance, Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Mainz 1992; zur Berufung Göhrings auch Corine Defrance, Fritz Kerns Nachfolge im Institut für Europäische Geschichte und die Wahl von Martin Göhring. Personalpolitik innerhalb der Historikerkunft 1950/1951, in: Martin Göhring (1903–1968). Stationen eines Historikerlebens, hrsg. von Heinz Duchhardt, Mainz 2005, S. 11–22.

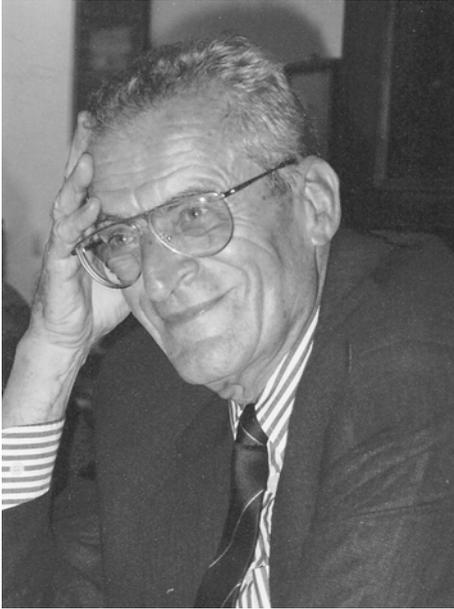
forschen wollte. Obwohl er dem Nationalsozialismus inhaltlich und auch vom Habitus her zweifellos fernstand, ließ er sich, als er keinen anderen Ausweg sah, mit diesem ein – eben um dieses Lebensziel zu erreichen, wissenschaftlich zu arbeiten und seinen Unterhalt damit zu verdienen. Dieses Ziel erreichte er mit dem Mainzer Ordinariat. Kein Zweifel kann an seinen Qualitäten als hervorragender Forscher bestehen. Insbesondere auf dem Gebiet der Reichskirchenforschung hat er Bleibendes geschaffen und mit Heribert Raab einen wissenschaftlichen Erben hinterlassen, der sein Werk fortgesetzt hat. Ein weiteres Themenfeld, um das sich Leo Just besonders verdient gemacht hat, ist die Mainzer Universitätsgeschichte. Hier hat er Pionierarbeit geleistet, an die ein weiterer wichtiger Schüler, Helmut Mathy, anknüpfen konnte. Dass er in seinen Publikationen und weitgehend auch in der universitären Lehre um die Neueste und Zeitgeschichte einen weiten Bogen machte, war sicher seinen Forschungsinteressen geschuldet, aber vermutlich spielte auch das Unbehagen an den eigenen Verstrickungen in der Zeit des Nationalsozialismus eine Rolle. Nach den Zeugnissen seiner Schüler war Just ein begeisternder akademischer Lehrer, eine wirkliche »Schule« konnte er aber nicht aufbauen. Den gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen der Nachkriegszeit stellte er sich nur bedingt. Beispielsweise ergriff er, möglicherweise aus Scham, nicht die Chance, dem antifranzösischen Chauvinismus seiner »Kriegsvorträge« neue Deutungen des deutsch-französischen Verhältnisses entgegenzusetzen. Auch in der Vermittlung zwischen italienischer und deutscher historischer Forschung konnte er das Potential, das er aufgrund seiner Sprachkompetenzen und seiner Verbindungen nach Rom besaß, nur teilweise nutzen. Das mag zum einen an seiner zurückhaltenden Persönlichkeit gelegen haben. Zum anderen ist aber zu berücksichtigen, dass Leo Just in seinen letzten fünf Lebensjahren zunehmend von seiner Erkrankung beeinträchtigt war und aufgrund seines frühen Todes nicht mehr alle seine wissenschaftlichen Projekte umsetzen konnte.



---

Heinz Duchhardt

## Hermann Weber (1922–2014)



Als Hermann Weber im Spätsommer 1968 den durch den Weggang Dieter Albrechts nach Regensburg vakant gewordenen Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität übernahm, paarte sich die große Freude über die neue Herausforderung mit abgründtiefer Sorge. Weber, bis dahin Stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris, hatte im Frühjahr und Sommer die Pariser »Studentenrevolution« hautnah miterlebt, den legendären »Mai 1968«, der in Nanterre und Provinzuniversitäten eine längere Vorgeschichte hatte und schließlich in die chaotischen Zuspitzungen an der Sorbonne und ihrem Umfeld einmündete mit Einschluss von Barrierekämpfen. Unbeschadet anderer Ursachen dieser allgemeinen Protestbewegung (Vietnamkrieg, Technokratiekritik, Materialismus der Wohlstandsgesellschaft) war eine zentrale Forderung der revoltierenden Eliten die nach Demokratisierung und mit gewerkschaftlicher Neuaufstellung einhergehender radikaler Veränderung der Universitäten. Weber war fest davon überzeugt, dass diese Bewegung mit Macht auch auf die deutschen Hochschulen (und die deutsche Zivilgesellschaft, in Frankreich hatten sich auch die Arbeiter der

Bewegung angeschlossen) überschwappen und die ehrwürdige Einrichtung der deutschen Universität in den Abgrund reißen würde. Anschauungsmaterial hatte sich ihm im Sommer bereits in unmittelbarer Nachbarschaft von Mainz – in Frankfurt und in Heidelberg – dargeboten. Er sah das Wesen der Universität, ihre Einmaligkeit, ihre Funktion im europäischen Zivilisations- und Kulturprozess, unmittelbar und elementar bedroht. Insofern war es kein Zufall, dass er rasch dem unter dem Eindruck der »revolutionären« Bewegung entstandenen, 1970 begründeten und zunächst viel Zulauf findenden »Bund Freiheit der Wissenschaft« als Mitglied beitrug.

Weber zog aus diesem Pariser Schlüsselerlebnis, von dem er ebenso plastisch wie betroffen zu erzählen wusste, zwei Konsequenzen: Den akademischen Unterricht optimal zu gestalten und ein enges Verhältnis zu den Studierenden zu entwickeln, und: allen Versuchen zu wehren, auch die deutschen Universitäten radikal umzugestalten, die (bewährten) Ordnungsstrukturen außer Kraft zu setzen, die Fakultäten zu zerschlagen, die Gruppenuniversität, die in seinen Augen den Fortgang der Wissenschaft nur lähmte, zu verhindern. Denn gegen allen Reformismus und Extremismus war der Mann aus Paris, der schon in seiner Schüler- und frühen Studentenzeit seine Erfahrungen mit einem extremen politischen System gemacht hatte, empfindlich<sup>1</sup>.

\* \* \*

Hermann Weber war am 17. Februar 1922 in Bad Kreuznach geboren worden. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Kirn an der Nahe, wo sein Vater Karl als Prokurist an einer großen Brauerei tätig war. Von der Seite der Mutter her (Charlotte, geb. Oberlin) wurzelte die Familie in der Schweiz. Ein jüngerer Bruder starb bald nach der Geburt. Schon in seiner Gymnasiastenzzeit baute Hermann die ersten Verbindungen nach Frankreich auf, die lange vorhielten; den Kriegsausbruch 1939 erlebte er dort. Ins Elsass bestanden über den Vater zudem familiäre Beziehungen – deutsch-französische Freundschaft gehörte für ihn zu den Normalitäten des Lebens als Heranwachsender. Das Abitur legte er 1940 im nahe gelegenen Idar-Oberstein ab. Er begann sein Studium – das der Kunstgeschichte und der Philosophie – an der Universität München, wo er auch in Kontakt und Austausch mit der Gruppe um die Geschwister Scholl kam. 1941 wurde der 19jährige aus dem Studium wieder herausgerissen, wurde eingezogen und blieb bis zu seiner Gefangennahme im März 1945 als Soldat im Feld. Nach Entlassung aus der französischen Gefangenschaft trat er zunächst in das Pries-

---

<sup>1</sup> Ich danke für freundliche Auskünfte Webers ehemaligen Assistenten Klaus-Peter Decker (Büdingen) und Michael Wagner (Lauterbach/Gießen) sowie vor allem seinem ältesten Sohn Martin Weber (Mainz).

terseminar in Trier ein, von wo aus er – nach längerem krankheitsbedingtem Aufenthalt in der Schweiz – an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn weiterzog und – nicht untypisch für seine durch den Krieg geprägte Alterskohorte – das Studium der Geschichte und der Philosophie aufnahm.

Das Bonner Historische Seminar wurde 1950 von Max Braubach, der den Neuzeit-Lehrstuhl seit 1928 (!)<sup>2</sup> innehatte, und dem Mediävisten Paul Egon Hübinger<sup>3</sup> geprägt, beides Historiker mit einer besonderen Affinität zur französischen Geschichte und Kultur. Weber reihte sich in den – sehr großen – Schülerkreis Braubachs ein, mit dessen Unterstützung er schon 1951/52 die Möglichkeit erhielt, im Archiv des französischen Außenministeriums und in der Pariser Nationalbibliothek zu forschen, sicher schon mit Blick auf seine Dissertation, deren Thema mit Braubach wohl bereits früh abgesprochen worden war. Es lag nahe (und entsprach Braubachs »Philosophie«), dass sich Mentor und Schüler auf ein Thema verständigten, das der regionalen Herkunft des Kandidaten Rechnung trug. Die Dissertation arbeitete – vom methodischen Ansatz und der zeitlichen Verortung her ein »typisches« Braubachsches Thema – die Politik des pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor während des Österreichischen Erbfolgekrieges auf, natürlich auch, aber längst nicht nur im Rückgriff auf das Quellenmaterial, das Weber in Paris erhoben hatte. Da die wittelsbachischen Fürsten Mitte des 18. Jahrhunderts immer um ein Nahverhältnis zu Versailles bemüht waren, verstand sich die Einbeziehung dieses französischen Aktenmaterials – selbstredend neben dem Münchener – sozusagen von selbst. Die Dissertation wurde zwei Jahre nach Webers Promotion (1954) in der renommierten Schriftenreihe *Bonner Historische Forschungen* veröffentlicht (1956)<sup>4</sup>.

Nach vollzogener Promotion und – ebenfalls 1954 – abgelegtem Staatsexamen in seinen beiden Fächern zog es Weber mit Macht wieder nach Paris – der Schuldienst war wohl keine ganz ernsthaft verfolgte Option, sondern vor allem als Rückfallposition gedacht, falls sich Anderes im Wissenschaftsbereich in schwieriger Zeit nicht realisierte. Deutsche Nachwuchswissenschaftler, die die Pariser Forschungseinrichtungen schon kannten und die entsprechende sprachliche Kompetenz mitbrachten, waren Mitte der 1950er Jahre noch nichts

2 Braubach versah den Lehrstuhl bis zu seiner Emeritierung 1967, also fast vierzig Jahre. Zu Braubach (gest. 1975) vgl. im Übrigen eine ganze Reihe von eingehenden Würdigungen, so u. a. von Konrad Reppen in: *Historische Zeitschrift* 224 (1977), S. 82–91, von Johannes Spörl in: *Historisches Jahrbuch* 95 (1975), S. 170–187, und von Ursula Lewald in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 40 (1976), S. VII–XII. Die *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* haben ein ganzes Heft (202, 1999) Leben und Werk Max Braubachs gewidmet. Dort S. 95–104 sind auch seine zahlreichen Doktoranden aufgeführt. – Weber nahm im SS 1951 an Braubachs Seminar über den »August 1939« teil. UA Bonn, Nachlass Braubach 224.

3 1911–1987, später Professor in Münster und erneut in Bonn.

4 Die Politik des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz während des Österreichischen Erbfolgekrieges (1742–1748), Bonn 1956.

Alltägliches, so dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft einem von Weber unterbreiteten und von Max Braubach wärmstens befürworteten Antrag auf ein längeres Paris-Stipendium entsprach<sup>5</sup>. Es sollte dazu dienen, die Bestände der *Archives des Affaires Étrangères* mit dem Fokus auf die Beziehungen der Krone Frankreich zu den »kleinen« deutschen bzw. den rheinischen Fürsten zu sichten, ggf. mit dem Ziel, einen entsprechenden Band des seit vielen Jahrzehnten laufenden und den Zeitraum vom Westfälischen Frieden bis zur Revolution abdeckenden Editionsprojekts *Recueil des instructions*, also der Weisungen der Zentrale an die französischen Diplomaten im Ausland, vorzubereiten. Zu dieser Publikation kam es dann zwar nicht, weil es für die französische Seite (noch) undenkbar war, ein solches prestigieöses Editionsprojekt von einem deutschen Wissenschaftler bearbeiten zu lassen; die drei Bände zu den rheinischen Kurfürstentümern sollten etliche Jahre später dann von dem Straßburger Historiker Georges Livet herausgegeben werden<sup>6</sup>.

Aber das war nur ein (von Weber allerdings immer wieder als schmerzlich empfundener) Wermutstropfen, denn ansonsten war dieser knapp dreijährige Forschungsaufenthalt ein voller Erfolg. Zum einen deswegen, weil Weber reiches Quellenmaterial zur Richelieu-Ära erschloss, das später in seiner Habilitationsschrift Niederschlag und Verwendung finden sollte. Zum anderen – wissenschaftspolitisch –, weil der Braubach-Schüler mehr und mehr in die Vorüberlegungen und Planungen einer deutschen historischen Forschungsstelle in der französischen Hauptstadt einbezogen wurde, die, ausgehend von der Überlegung, dass es der in Gang gekommenen deutsch-französischen Versöhnung gut tun würde, auch wissenschaftlich abgefedert zu werden, von einer »Kommission für die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen« betrieben wurde. Sie trat, begleitet von manchen administrativen Unkonventionalitäten und vielen bürokratischen Schwierigkeiten, einen Weg zwischen deutschen und französischen Behörden und im Labyrinth der Zuständigkeiten deutscher Ministerien zu suchen und zu finden, schließlich 1957 ins Leben: die Vorgängereinrichtung des 1964 dann förmlich begründeten Deutschen Historischen Instituts. Seit dem 1. Juni 1957 trat für Weber an die Stelle des DFG-Stipendiums zunächst ein Stipendium der genannten Kommission und seit dem 1. September 1958 eine feste Mitarbeiterstelle. Das Vorwort der Habilitationsschrift spiegelt wider, wie sehr die Gestalt des *spiritus rector* dieses Vorhabens, Eugen Ewig, damals Mediävist in Mainz und später in Bonn, und die Atmosphäre

5 Zu diesem Vorgang jetzt auch Heinz Duchhardt, *Eine Karriere im Zeichen der Umbrüche. Der Historiker Martin Göhring (1903–1968) in seiner Zeit*, Stuttgart 2018, S. 255f.

6 *Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. XXVIII: États Allemands, 1: L'Électorat de Mayence; 2: L'Électorat de Cologne; 3. L'Électorat de Trèves*, publiés par Georges Livet, Paris 1962–1966. Livet war 1958 mit dieser Edition beauftragt worden.

des Pariser Instituts Weber auf Dauer geprägt haben. Die Publikationen, die aus Anlass des 50. Geburtstags des Pariser Instituts das Licht der Welt erblickten, lassen keinen Zweifel daran, dass Weber in diesem Prozess eine Schlüsselrolle spielte<sup>7</sup>. Es lag deswegen auch nahe, ihm 1966 die Funktion des stellvertretenden Direktors (einen förmlichen Gründungsdirektor gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht<sup>8</sup>) zu übertragen. Von dieser Position aus habilitierte sich Weber, anfänglich gefördert durch Stephan Skalweit, dem er bis zu dessen Lebensende in besonderer Weise verbunden blieb, 1966 bei Konrad Repgen in Saarbrücken (der dann ein Jahr später Nachfolger Braubachs in Bonn werden sollte) mit einer Studie über Richelieus Reichs- und Rheinpolitik<sup>9</sup>. Das Buch, in dessen Mittelpunkt die Gestalt des Trierer Kurfürsten Sötern steht, der für einige Jahre in das Zentrum der französischen Rheinpolitik rückte – zunächst im Sinn eines möglichen Bindeglieds der katholischen und protestantischen Opposition gegen den Kaiserhof, dann unter dem Vorzeichen Schutz und Neutralität, die Frankreich garantieren würde, schließlich unter dem Stichwort der »Protektion« mit einer französischen Teilbesetzung seines Territoriums, schlussendlich nach seiner Gefangennahme durch die Spanier als Vorwand für die französische Kriegserklärung von 1635 –, muss als eine der wichtigsten diplomatiegeschichtlichen Arbeiten zum 17. Jahrhundert in den zurückliegenden Dezennien eingestuft werden. Bereits 1968, noch bevor die Habilitationsschrift im Druck erschienen war, erhielt Weber, nachdem er wenige Semester in Saarbrücken gelehrt hatte, dann den Ruf auf den vakant gewordenen Mainzer Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte, den ersten am Historischen Seminar eingerichteten, der seit 1946 bis 1964 von Leo Just bekleidet worden war.

\* \* \*

In Mainz hat Weber nach seiner Berufung seit dem Wintersemester 1968/69 – von Platz 2 einer vier Personen umfassenden Berufsliste<sup>10</sup> von der ersten

---

7 Ulrich Pfeil, *Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris: Darstellung und Dokumentation*, Ostfildern 2007. Allein das Register gibt einen Eindruck von Webers Präsenz und Unentbehrlichkeit. In die Dokumentation dieses Buches fanden auch Papiere aus dem Privatarchiv Hermann Webers Aufnahme. Umso erstaunlicher ist es deswegen, dass er nicht in das Corpus der »Gründerväter« aufgenommen wurde (Ulrich Pfeil [Hrsg.], *Das Deutsche Historische Institut Paris und seine »Gründungsväter«*, Ein personengeschichtlicher Ansatz, Ostfildern 2007). Wenn man sich all die Bekundungen von Webers Allgegenwart und seiner Fähigkeit, sich auf glattem Parkett sicher und erfolgreich zu bewegen, anschaut – z. B. S. 111 »erster Mann am Platz« –, dann leuchtet diese Entscheidung nicht ein.

8 Karl Ferdinand Werner, der Mannheimer Mediävist, wurde erst zum 1. November 1968 nach Paris berufen. Bis dahin hatte Eugen Ewig formlos die Leitung wahrgenommen. Paul Egon

Stunde ein begeisterter (und begeisternder) akademischer Lehrer und voller wissenschaftlicher Pläne – sofort Akzente gesetzt. Er begann mit einem Vorlesungszyklus, der, nachdem Dieter Albrecht andere Schwerpunkte verfolgt hatte, ganz und gar europäisch ausgerichtet war: »Europäische Geschichten« vom Zeitalter der Reformation bis in die Sattelzeit hinein. Die Vorlesungen stellten an seine schnell wachsende Hörerzahl zwar wegen ihrer Terminierung – jeweils montags, mittwochs und freitags um 8 Uhr, erst nach einigen Semestern wurde die Montags-Vorlesung um eine Stunde verschoben – gewisse (in logistischen Problemen und studentischen Lebensgewohnheiten wurzelnde) Anforderungen, aber sie waren von einer geradezu übersprudelnden Lebendigkeit und Plastizität. Im Kern hatte Weber einen Vorlesungs-Zyklus von acht Semestern: die sich über sechs Semester erstreckende »Europäische Geschichte« – mit den Einheiten Karl V., 1555–1610, 1610–1660, 1660–1715, 1715–1770, 1770–1848 – und ein sich anschließendes zweisemestriges Kolleg »Europa und die Welt«. Diesen Zyklus – jedenfalls die »Europäische Geschichte« – las er in seiner Mainzer Zeit insgesamt drei Mal. Daneben rangierten Einführungsvorlesungen in die Geschichtswissenschaft.

Jeweils »passend« zu den Hauptvorlesungen bot Weber seine Seminare an, die im Allgemeinen von 15 bis 25 Studierenden besucht wurden: Zum Zeitalter Karls V. über den Vertrag von Chambord (WS 1968/69 und WS 1973/74), Thomas Müntzer (WS 1978/79) und Luther und der Bauernkrieg (WS 1983/84), zu 1555/1610 über Toleranzprobleme im 16. und 17. Jahrhundert (SS 1969), über Heiratsverträge zwischen europäischen Dynastien (SS 1979) und über Bodins Staatsauffassung (SS 1974), zu 1610/1660 über das politische Denken Richelieus (WS 1985/86) über Bevölkerung und Gesellschaft in Deutschland während des

---

Hübinger hatte 1965 das Angebot abgelehnt, die Leitung des Pariser Instituts zu übernehmen.

- 9 Frankreich, Kurtrier, der Rhein und das Reich 1623–1635, Bonn 1969.
- 10 Platz 1: Manfred Schlenke, Mannheim; Platz 2: Hermann Weber, Saarbrücken/Paris; Platz 3, ex aequo: Rainer Wohlfeil, Freiburg/Br. und Eberhard Naujoks, Tübingen. Die Fakultäts-Berufungsakte Nachfolge Albrecht befindet sich noch nicht im Universitätsarchiv Mainz. Die Reihung nach dem Protokoll der Senatssitzung vom 10. Nov. 1967 (UA Mainz, Bestand 85 Nr. 13, Senat 1967). Ergänzend dazu jetzt die Berufungsakte des Rektorats (Bestand 45, Nr. 202). Ob der Ruf an Schlenke, der 1965 von Marburg aus nach Mannheim berufen worden war und somit noch der Dreijahressperrfrist unterlag, überhaupt ausgesprochen wurde, erschließt sich wegen des fehlenden Aktenmaterials nicht, ist angesichts der Daten aber denkbar unwahrscheinlich. Die Fakultät hatte am 30. Oktober 1967 ihren Berufungsvorschlag verabschiedet, der Senat stimmte ihm am 10. November zu, das Rufangebot an Weber ging Ende Dezember 1967 heraus. Für das zuständige Ministerium war Weber seiner Frankreichorientierung wegen wohl auf jeden Fall im Vergleich mit dem eher nach Großbritannien hin ausgerichteten Schlenke der »natürlicheren« Kandidat. – Die Laudatio der Fakultät charakterisierte Weber als eine »gerechte, sympathische Persönlichkeit«, als einen in der Organisation eines Instituts erfahrenen Mann, der lebendig und anregend doziere und von dem wissenschaftlich noch viel zu erwarten stehe.

30jährigen Kriegen (WS 1969/70) und über die Mainzer Bevölkerung in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts (WS 1974/75) sowie über Dynastie und Staat im Zeitalter des Absolutismus (WS 1980/81), zu 1660/1715 über den Rheinbund von 1658 (SS 1970), über Probleme des Absolutismus (SS 1986), über Deutsche Kaiser- und Königskrönungen in der Frühen Neuzeit (SS 1975), zu 1715/1770 über den Übergang Lothringens an Frankreich (WS 1970/71), über den Wiener Frieden 1736/38 (WS 1975/76) und über Friedenspläne im 18. Jahrhundert (WS 1986/87), zu 1770/1848 über die Mainzer Republik (WS 1981/82) und über den Rheinbund von 1806 (SS 1971). Die beiden Vorlesungen »Europa und die Welt« begleitete er durch Seminare über den Aufbau des portugiesischen Kolonialreichs im 15./16. Jahrhundert (WS 1976/77), über die Motive und Voraussetzungen für die Entdeckungen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert (WS 1971/72), über den Mittelmeerhandel in der Frühen Neuzeit am Beispiel Dubrovnik (SS 1982) und die Algerienfrage 1945–1962 (SS 1972).

Aus diesem Zyklus heraus fielen einige Vorlesungen, so insbesondere das Kolleg »Bevölkerung und Gesellschaft in Deutschland in der Frühen Neuzeit« (SS 1973), die Vorlesung »Die Pariser Bevölkerung in der Französischen Revolution« (SS 1978) und die Vorlesung im SS 1978 »Geschichte und Historie: Eine Einführung in die Geschichtswissenschaft«. Überraschend auch sein Seminar zur Geschichtsschreibung des Nationalsozialismus (SS 1983), ein Thema, das sich – zumal für einen »Zeitzeugen« – in den 1980er Jahren ja immer schneller in den Vordergrund drängte. Gemeinsam mit Fachkollegen hielt er Seminare über Königskrönungen in Deutschland und Frankreich vom Mittelalter zur Neuzeit (mit Alois Gerlich, WS 1975/76 und SS 1976), zu Burgund und dem Burgundischen Reichskreis (mit Alfons Becker und Gerlich, SS 1981), zur Mainzer Bevölkerungsgeschichte im 18. Jahrhundert mit seinem mit einer einschlägigen Habilitationsschrift befassten Mitarbeiter Rödel (WS 1977/78) und zu den obersten Gerichten in Deutschland und Frankreich in der Frühen Neuzeit (mit Heinz Duchhardt, SS 1977). Fachübergreifende, also interdisziplinäre Veranstaltungen hat Weber dagegen offenbar nicht gesucht, vielleicht weil er in den in Betracht kommenden Nachbarfächern die »passenden« Kollegen oder Kolleginnen dann doch nicht fand.

Das hätte sich bei einem der von Weber in seinen Seminaren mehrmals aufgegriffenen Themen, dem der Krönungen in der Frühen Neuzeit, anbieten, ja aufdrängen können – die Hinzuziehung von Kunsthistorikern, Musik- und Rechtshistorikern hätte hier in ganz besonderer Weise nahe gelegen. Das Thema, zu dem er sich in seiner Mainzer Zeit in einem großen Aufsatz über das *Sacre* Ludwigs XVI. äußerte<sup>11</sup>, bestimmte und prägte in den mittleren 1970er Jahren

---

11 Hermann Weber, Das *Sacre* Ludwigs XVI. vom 11. Juni 1775 und die Kreise des Ancien

sein Seminarprogramm. Neben dem eben angesprochenen zweisemestrigen Seminar über die deutschen und französischen Krönungen in Mittelalter und Neuzeit hat er im SS 1975 ein Seminar über die deutschen Kaiser- und Königskrönungen durchgeführt. Es lag somit nahe, zu einem Festkolloquium zu seinem 60. Geburtstag im Februar 1982 auf diese Thematik in einer europäischen Gesamtschau zurückzugreifen. Die Veranstaltung, international besetzt und durch die Einbeziehung eines auswärtigen Rechtshistorikers auch interdisziplinär, konnte dann auch dokumentiert werden<sup>12</sup>.

Als zweiter Schwerpunkt schälte sich sehr schnell die historische Demographie heraus, die Weber über die rein statistischen Befunde immer in die allgemeine Sozial-, Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte einzubinden suchte, und sodann die Mainzer Aufklärung. Der *genius loci* ging keineswegs spurlos an Weber vorbei. Seminare über die Aufklärung in Mainz (WS 1982/83) und über den aufgeklärten Historiker Niklas Vogt (SS 1985) standen freilich in einem wenigstens indirekten Zusammenhang mit den Diskussionen über die Verortung der Mainzer Republik, auf die noch einmal zurückzukommen ist.

Und, natürlich, blieb Frankreich ein Schwerpunkt in seiner Lehrtätigkeit: Eine Übung über »Regionale Elemente im Frankreich des 17. Jahrhunderts« (SS 1986) löste einen Quellenlektürekurs zu den französischen Hauptinstruktionen für den Westfälischen Friedenskongress ab (WS 1985/86). Hinzuweisen ist auf die Seminare über den Übergang Lothringens an Frankreich und zum Rheinbund von 1806 und auf das Kolleg über die Pariser Bevölkerung in der Revolutionszeit. Über die Seminare und sich anschließenden Arbeitskreise über den Rheinbund von 1658 und den Weg zu Chambord wird ebenfalls noch zu sprechen sein. Nachdem der Vorgänger Dieter Albrecht eher reichs- und allenfalls noch italien-, aber kaum frankreichorientiert gelehrt hatte, entsprach Weber wieder dem Erwartungshorizont der Gründergeneration der Mainzer Universität, dass die *études françaises* in Mainz eine besondere Heimstatt finden sollten. Diese Frankreichaffinität setzte Weber dann auch energisch in die Partnerschaft mit Dijon um; er wurde zum Motor für mehr oder weniger regelmäßige Treffen mit den dortigen Geschichtsdozenten und für die gegenseitige Anerkennung der Studienleistungen und Diplome – und damit für einen regulierten Studierendenaustausch. Es liegt zudem nahe, in ihm einen der Initiatoren zu sehen, die im Historischen Fachbereich dafür sorgten, dass im Kontext des Universitätsjubiläums 1977 dem Pariser Neuzeithistoriker Michel François und zwei Jahre später

---

Régime, in: Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution: Forschungen und Perspektiven, hrsg. von Ernst Hinrichs [u. a.], Göttingen 1978, S. 538–565.

12 Heinz Duchhardt (Hrsg.), Herrscherweihe und Königskrönung im frühneuzeitlichen Europa, Wiesbaden 1983. Abgedruckt wurden Aufsätze zum Römisch-Deutschen Reich (Dotzauer und Sellert), Polen (Rhode). Dänemark (Hoffmann), England (Sturdy), Preußen (Duchhardt) und Frankreich (Jackson, Pillorget).

dem Dijoner Mediävisten Robert Folz die Mainzer Ehrendoktorwürde verliehen wurde<sup>13</sup>.

Ungemein typisch für ihn war aber etwas anderes. Er war fasziniert von dem Ansatz, dass aus der Lehre unmittelbar Forschung erwachsen könne, war also ein Protagonist des Prinzips der »forschenden Lehre«. Weber hat sich immer wieder zu Quellenlektüreübungen herausgefordert gefühlt, etwa zum Politischen Testament des Kardinals Richelieu (WS 1986/87), zu Heiratsverträgen europäischer Dynastien (SS 1984) oder auch zur Aufarbeitung von Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aus dem Landesarchiv Speyer, denen ein Forschungspotential innewohnte. Aus seinem ersten Hauptseminar über den Vertrag von Chambord zwischen Kursachsen und Frankreich mit seiner antikaiserlichen Spitze und dessen Vorgeschichte (WS 1968/69) erwuchs eine Forschergruppe zu »Frankreich und den deutschen Reichsständen 1546–1553«, die seit dem SS 1970 über etliche Semester hinweg den Plan einer Quellenedition verfolgte, die Material aus den sächsischen und französischen Archiven erhob, die – notabene zu DDR-Zeiten – mit den Leipziger Historikern in Kontakt trat, insbesondere mit dem Kirchenhistoriker Günther Wartenberg, dem (letzten) Herausgeber der *Politischen Korrespondenz des Herzogs Moritz von Sachsen*. Ähnliches gilt für das Seminar über den Rheinbund von 1658, wobei die Laufzeit dieses Arbeitskreises freilich begrenzter war. Was aus beiden Forschungsprojekten an Staatsexamens- und Magisterarbeiten erwuchs, kann nicht quantifiziert werden, wohl aber das, was aus dem seit dem WS 1973/74 mit Walter G. Rödel (und später auch Alois Gerlich) betriebenen Arbeitskreis zur Historischen Demographie an gedruckten Qualifikationsarbeiten hervorging: zum wenigsten eine Habilitationsschrift (von Walter G. Rödel<sup>14</sup>) und eine Dissertation (von Peter Zschunke<sup>15</sup>). Webers Interesse an der in den frühen 1970er Jahren zu voller Blüte sich entwickelnden demographischen Forschung verdankte sich sicher der Tatsache, dass er von der *Annales*-Schule nicht unbeeindruckt geblieben war und diesen Zugriff als einen Weg verstand, Studenten an überschaubare Quellenbestände zu setzen und daraus Qualifikationsarbeiten zu erstellen – Mikrostudien mit Forschungspotential gewissermaßen. Wie es scheint, haben die Kontakte und Gastvorträge des damals noch im benachbarten Gießen lehrenden und dann mit einem eindrucksvollen Gießener Projekt hervortretenden Demographiehistorikers Ar-

13 Dokumentation des Festaktes: Festakademie der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft am 25. Juni 1977, Wiesbaden 1978 (mit den Ansprachen von Weber und François).

14 Walter G. Rödel, Mainz und seine Bevölkerung im 17. und 18. Jahrhundert. Demographische Entwicklung, Lebensverhältnisse und soziale Strukturen in einer geistlichen Residenzstadt, Stuttgart 1985.

15 Peter Zschunke, Konfession und Alltag in Oppenheim. Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung und Gesellschaft einer gemischtkonfessionellen Kleinstadt in der Frühen Neuzeit, Wiesbaden 1984. Die Dissertation wurde 1982 vom Fachbereich angenommen.

thur Imhof<sup>16</sup> die Mainzer Überlegungen befeuert, um mit dem nötigen Handwerkszeug die bisher unausgewerteten Quellen aus der Region um Mainz, vor allem die Kirchenbücher, zum Sprechen zu bringen. Der Arbeitskreis Historische Demographie bestand unter Webers Leitung bis SS 1984, ehe er dann in die alleinige Regie Rödels übergang. Mit dem Jahr 1973 kamen, wenigstens formal, dann auch die beiden anderen Arbeitskreise – »Frankreich und die deutschen Reichsstände 1546–1553« und »Der Rheinbund von 1658« – zu ihrem Ende; zu den geplanten Editionen ist es am Ende nicht gekommen. Die Enttäuschung wird sich für Weber in Grenzen gehalten haben, weil für ihn die Befriedigung, Studierende direkt an quellenbasierte Forschungen herangeführt zu haben, alles andere wohl überlagerte.

\* \* \*

Mit Weber kam ein neuer Zug in das bis dahin ziemlich biedere, jedenfalls unspektakuläre Mainzer Historische Seminar. Weber konnte begeistern, sorgte dafür, dass das soziale Leben des Seminars einen neuen, bis heute andauernden Farbtupfer bekam – er initiierte sie zwar nicht, aber er und seine Mitarbeiter waren leidenschaftliche Teilnehmer an den nach seinem Amtsantritt etablierten, jährlich durchgeführten Boule-Turnieren in einem der Innenhöfe des Philosophicums, bei denen, untermalt von den angemessenen Getränken, die einzelnen Institutsabteilungen gegeneinander antraten und um einen Siegespokal miteinander wetteiferten. Er sorgte dafür, dass für jedes Semester rechtzeitig ein kommentiertes Vorlesungsverzeichnis vorlag und dass ein obligatorischer Vorkurs für Studienanfänger eingerichtet wurde, um sie mit den elementaren Methodenfragen und dem Handwerkszeug des Historikers vertraut zu machen. Und dann unternahm er mit der ihm eigenen Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit im Anschluss an das eine oder andere Seminar länger terminierte Studienfahrten zu den Orten des Geschehens, die in einem Fall – »Karls V. letzte Reise« – bis in das Herz Spaniens, nach San Yuste in der Extremadura, und darüber hinaus bis nach Sevilla führten. Volle Erfolge waren allem Anschein nach auch die im Anschluss an das Seminar über Burgund und den Burgundischen Reichskreis durchgeführte Exkursion in die betreffende Region, die im Anschluss an das zweisemestrige Krönungen-Seminar veranstaltete Studienfahrt nach Aachen und Reims und eine Studienfahrt zur »Spanischen Straße«, also in die spanischen Nachschubregionen im 17. Jahrhundert, das Veltlin und die Bündner Pässe. Auf den Studienfahrten manifestierte sich besonders eindrücklich Webers Fähigkeit, die Studierenden »mitnehmen« zu können und eine

---

16 Arthur E. Imhof (Hrsg.), *Historische Demographie als Sozialgeschichte: Gießen und Umgebung vom 17. zum 19. Jahrhundert*, 2 Bde., Darmstadt 1975.

organische Verbindung zwischen schriftlichen Quellen und dem Visuellen, der Faszination eines geschichtsträchtigen Ortes, herzustellen.

Aber das soziale Engagement war nicht das Einzige, womit Weber am Mainzer Historischen Seminar für frischen Wind sorgte. 1968 – das war ein Zeitpunkt, zu dem – dank verschiedener »Bildungsoffensiven« – die Zahlen der Studierenden stark anstiegen, und es wurde rasch klar, dass, aus welchen Gründen auch immer, bei vielen Studienanfängern weder das historische Grundwissen noch die für das Geschichtsstudium als notwendig erachteten Sprachkenntnisse ausreichend waren. Weber war der Motor, dass hier – durch Repetitorien und Lektürekurse – und durch neues Personal, das an seinem Lehrstuhl angesiedelt wurde, Abhilfe geschaffen wurde.

\* \* \*

Aber über all dem, was sich als organisatorisch notwendig erwies und was an Aktivitäten direkt aus seinen Veranstaltungen erwuchs: Weber kam schon mit wissenschaftlichen Projekten im Kopf nach Mainz. Am prominentesten war dabei der Plan, analog den *Monumenta Germaniae Historica* ein Unternehmen *Monumenta Europae Historica* zu begründen, in dem wichtige Quellen mit einer Relevanz für die Geschichte ganz Europas veröffentlicht werden sollten – damals dachte man selbstredend noch nicht an elektronische, sondern an konventionelle Editionen. Als Modell war an eine Edition der *Papiers de Richelieu* gedacht, das im Grunde an Webers Habilitationsschrift anknüpfte und den französischen Kardinal in all seiner Europäizität hervortreten lassen (und ihn damit zugleich von manchen historiographischen Verzerrungen befreien) sollte. Aber die Pläne gingen weit darüber hinaus und schlossen etwa auch eine Edition »europäischer« Reiseberichte und eine solche dynastischer Heiratsverträge ein. Das war ein logistisches Großunternehmen, weil es nicht nur darum ging, einen Verleger für ein derart ambitioniertes Vorhaben zu finden – was in Gestalt des Pariser Verlagshauses Peronne dann in der Tat gelang –, sondern auch um die Rekrutierung von Mitarbeitern. Um die materiellen Voraussetzungen für ein solches Unternehmen zu schaffen, erwies sich die Gründung eines (in Mainz und Paris) eingetragenen Vereins, der *Commission internationale pour la publication des sources de l'histoire européenne* – ein wahrhaft sperriger Name! – als notwendig: um Finanzen zu akquirieren, vor allem um an die »europäischen« Ressourcen heranzukommen, und um sich der Mitarbeit eines möglichst hochrangigen internationalen Kreises von Kolleginnen und Kollegen für einen Wissenschaftlichen Beirats zu versichern. Historiker und Historikerinnen aus Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien und Polen – zum Teil mit klangvollen Namen – erklärten sich bereit, ein solches Unternehmen mitzutragen, und es gelang auch, Mitarbeiter aus Frankreich und Deutschland für die ersten Bände

der *Papiers de Richelieu* zu verpflichten. Am Ende konnten immerhin neun stattliche Bände im Druck erscheinen, die in sechs Bänden die Innenpolitik (1975–1985) und in drei Bänden die Außenpolitik des Kardinals in Bezug auf das Reich erfassten. Sie erschienen, von deutschen (Anja Victorine Hartmann, Adolf Wild) und französischen Forschern (Aurélia Berger, Pierre Grillon) bearbeitet, in den Jahren bis 1999, wurden auch noch durch Registerbände erschlossen, fanden dann aus finanziell-verlagsökonomischen Gründen aber keine Fortsetzung mehr.

Zu den Projekten der *Commission*, die am Ende auch von Weber präsiert wurde, gehörte von Anfang an das Vorhaben, die europäischen Friedensverträge der Vormoderne in einer historisch-kritischen Ausgabe herauszugeben, also weit über die Edition von Parry<sup>17</sup> hinauszugehen. Nach vielen Mühen gelang es in der Tat, im Brüsseler Dickicht aus einem bestimmten Förderprogramm Mittel zu akquirieren, mit deren Hilfe die Arbeiten mit den Erhebungen in den europäischen Archiven zwischen Rom und Stockholm und zwischen London und Moskau anlaufen konnten. Das genannte Förderprogramm hatte freilich einen gravierenden »Nachteil«: Die dort geförderten Projekte (eher dem Zusammenwachsen Europas dienend und damit zivilgesellschaftlicher Art denn streng wissenschaftlicher Ausrichtung) sollten innerhalb eines Jahres beendet sein und auf anteiligen Eigenmitteln aufrufen. Das war einerseits eine Vorgabe, die bei einem wissenschaftlichen Großprojekt nicht einzuhalten war, andererseits fehlender Eigenmittel der *Commission* wegen unrealistisch. Aber die Brüsseler Stellen rieten – so Webers Erinnerung –, doch einfach einmal mit den Arbeiten zu beginnen und dann weiterzusehen. Nach Ablauf der Jahresfrist versiegten die Brüsseler Gelder wieder, ohne dass eine Anschlussfinanzierung eröffnet wurde. Aber es kam noch schlimmer: Eine Revisionsinstanz bemängelte, dass die zugesagten Gelder über die Jahresfrist hinaus und ohne den Nachweis der Eigenmittel verausgabt worden waren, forderte den Gesamtbetrag von der Trägergesellschaft bzw. deren Präsidenten zurück, und erst nach überaus mühsamen Verhandlungen konnte ein Kompromiss erzielt werden, der Weber – die *Commission* erklärte sich für unzuständig! – aber immer noch etliche tausend DM aus eigenen Mitteln kostete. Er war, gutgläubig und mit den Brüsseler Mechanismen nicht voll vertraut – aber wer war das in den 1980er Jahren schon? –, in eine Falle getappt, die bei ihm und auch seinem Umfeld die Begeisterung, sich noch einmal um europäische Ressourcen zu bemühen, auf einen Nullpunkt brachte. Das Material aus den europäischen Archiven ging dann in die Hände des Autors dieses Beitrags über, der daraus und aus anderen archivalischen Quellen mit DFG-Unterstützung eine online-Edition erarbeiten ließ<sup>18</sup>, die bis heute –

17 Clive Parry (Hrsg.), *Consolidated Treaty Series*, Bde. 1–231, Dobbs Ferry 1969–1981.

18 <http://www.ieg-friedensvertraege.de>, zuletzt aufgerufen am 8. 10. 2019.

obwohl sie nach ca. 1100 Texten mangels Ressourcen nicht weitergeführt werden konnte – als eine Grundlage aller quellenbasierten Forschung zur Geschichte der internationalen Beziehungen in der Vormoderne gilt.

\* \* \*

Einen Eindruck von Webers Netzwerk vermittelt die ihm zu seinem 65. Geburtstag (1987) überreichte stattliche, an die 700 Seiten umfassende Festschrift, die den sein wissenschaftliches Lebenswerk weitgehend abdeckenden Titel *Deutschland und Frankreich in der Frühen Neuzeit* trägt<sup>19</sup>. Unter den 22 Beiträgen von Schülern, Freunden und Kollegen befinden sich vier von französischen Kollegen (Robert Mousnier, Jean Richard, René und Suzanne Pillorget, Georges Livet), einer aus dem Vereinigten Königreich (David Sturdy) und einer aus der damaligen DDR (Günther Wartenberg), und unter den deutschen Autoren eine ganze Reihe von »Schwergewichten« (Heinrich Lutz, Klaus Malettke, Karl Otmar Frhr. von Aretin). Webers Kontakte zu Kollegen und Kolleginnen aus Italien, Belgien und Polen haben sich in ihr – wohl des vorgegebenen Rahmenthemas wegen – noch nicht niedergeschlagen; das war wohl auch einer der Gründe, weswegen die Zahl der französischen Beiträger nicht noch höher lag. Thematisch umfassten die Aufsätze – neben allgemeinen Themen (»Centralisation et décentralisation«) die gesamte Frühe Neuzeit von der Reformation bis in die Jakobinerzeit, immer und konsequent fokussiert auf die deutsch-französischen Beziehungen und Interaktionen.

Auch bei seinen akademischen Schülern lässt sich diese Ausrichtung auf die deutsch-französischen Beziehungen ausmachen, aber sie trifft nicht auf alle zu. Klaus Peter Decker, der dann den Archivdienst wählte, wurde (1978) promoviert mit einer Studie über die Bildung einer »Dritten Partei« zwischen Frankreich und Habsburg im Holländischen Krieg<sup>20</sup>, Wolfgang H. Stein, später ebenfalls Archivar, verfasste eine Dissertation zu den Protektionsverhältnissen im Spannungsfeld von Reich und Frankreich gelegenen Elsass in der Ära Richelieu (1975)<sup>21</sup>. Eine ganze Reihe der von Weber betreuten Dissertationen ist der sog. Franzosenzeit gewidmet, also der Mainzer Republik, angeführt von Franz Dumonts magistraler und quellengesättigter Gesamtdarstellung der Mainzer Republik in der Region<sup>22</sup> (1978) bis hin zu Ursula Bergs Studie über den Mainzer

19 Hrsg. von Heinz Duchhardt und Eberhard Schmitt, München 1987.

20 Klaus Peter Decker, *Frankreich und die Reichsstände 1672–1675. Die Ansätze zur Bildung einer »Dritten Partei« in der Anfangsphase des Holländischen Krieges*, Bonn 1981.

21 Wolfgang Hans Stein, *Protection Royale: Eine Untersuchung zu den Protektionsverhältnissen im Elsaß zur Zeit Richelieus, 1622–1643*, Münster 1978.

22 Franz Dumont, *Die Mainzer Republik von 1792/93. Studien zur Revolutionierung in Rheinhessen und der Pfalz*, Alzey 1982, 2., erw. Aufl. 1993.

Historiker Niklas Vogt (1990)<sup>23</sup>. Die Gesamtzahl der von Weber promovierten Nachwuchswissenschaftler dürfte sich auf ein knappes Dutzend belaufen, von denen nach eigener Erinnerung wenigstens zwei Drittel aus Webers Seminaren herauswuchs. Die oben angesprochene enge Verbindung von akademischer Lehre und Forschung bestätigt sich bei den Schülerarbeiten auf eindrucksvolle Weise.

Das soll überleiten zu einem Blick auf Webers Mitarbeiter. Da der Vorgänger Dieter Albrecht<sup>24</sup> seine Mitarbeiterin mit nach Regensburg genommen hatte, hatte 1968 am Lehrstuhl ein völliger Neuanfang stattzufinden. Webers erster Assistent wurde der ihm schon aus seiner Pariser Zeit her bekannte, mit einer Arbeit zur Vorgeschichte und geistigen Fundierung der Französischen Revolution von Hans Maier in München promovierte<sup>25</sup> Eberhard Schmitt, der 1969 an den Lehrstuhl kam. Neben ihm trat 1970 die Petry-Schülerin Katja de Faria e Castro<sup>26</sup>, die vor allem im Bereich Quellenlektüre und Repetitorien eingesetzt wurde. Gerade hier, aber auch im Bereich der Didaktik, sah Weber massiven Handlungsbedarf, und noch 1970 gelang es ihm, frankophone Lehrbeauftragte für die Französisch-Sprachkurse zu gewinnen und Ressourcen für zwei Stellen von Akademischen Räten zu akquirieren und mit der aus dem rheinland-pfälzischen Schuldienst an seinen Lehrstuhl wechselnden Elfriede Salden<sup>27</sup> und dem Petry-Schüler Walter G. Rödel<sup>28</sup> zu besetzen. Salden sollte sich von dieser Position aus vor allem didaktischen und geschichtstheoretischen Fragen widmen und für die Studienberatung bereitstehen sowie Repetitorien durchführen, Rödel sollte sich Quellenlektürekursen und Repetitorien widmen und bei Bedarf auch Proseminare anbieten. Salden schied kurz vor Webers Emeritierung aus, Rödel blieb über Webers Ausscheiden aus dem Amt auf dieser Stelle, seit 1983 habilitiert. Anstelle von Katja de Faria e Castro trat 1971 neben Schmitt als zweiter Mitarbeiter Franz Dumont. Schon 1972 erhielt Eberhard Schmitt einen

---

23 Ursula Berg, Niklas Vogt (1756–1836). Weltsicht und politische Ordnungsvorstellungen zwischen Aufklärung und Romantik, Stuttgart 1992.

24 1927–1999.

25 Eberhard Schmitt, Repräsentation und Revolution: eine Untersuchung zur Genesis der kontinentalen Theorie und Praxis parlamentarischer Repräsentation aus der Herrschaftspraxis des Ancien régime in Frankreich (1760–1789), München 1969.

26 Dissertation (Mainz 1969) publiziert unter dem Titel »Die Nationalgüter im Arrondissement Koblenz und ihre Veräußerung in den Jahren 1803–1816«, Bonn 1973. Die Arbeit war von dem zwischenzeitlich nach Saarbrücken berufenen Karl-Georg Faber angeregt worden.

27 Elfriede Salden-Lunkenheimer war 1949 in Mainz mit einer Dissertation über »Die Besitzungen des Erzbistums Mainz im Naheraum« promoviert worden – eine der ganz frühen Promotionen am Historischen Seminar (die Arbeit erschien in Bad Kreuznach 1968 im Druck). Seitdem war Salden im rheinland-pfälzischen Schuldienst tätig gewesen.

28 Rödel war 1965 mit der Dissertation »Das Großpriorat Deutschland des Johanniter-Ordens im Übergang vom Mittelalter zur Reformation an Hand der Generalvisitationsberichte von 1494/95 und 1540/41« promoviert worden. Die Arbeit erschien im Druck Köln 1966.

Ruf an die Ruhr-Universität Bochum, an seine Stelle trat vertretungsweise Albrecht P. Luttenberger. 1973, zu dem Zeitpunkt, als sich die Universität neu in Fachbereiche gliederte, stieß zu den beiden auf Dauerstellen befindlichen Akademischen Räten bzw. Oberräten Rödel und Salden sowie Luttenberger und Dumont als dritter Mitarbeiter Klaus-Peter Decker. Zu einem neuerlichen Reirement sollte es, wohl wegen Auslaufen von Befristungen, 1978 kommen, als neben die beiden Dauerstelleninhaber nun der Schmitt-Schüler Manfred Agethen<sup>29</sup> und – eher überraschend, weil mit einer Arbeit zum wilhelminischen Zeitalter in München promoviert<sup>30</sup> – Peter Mast traten. 1983 schied Agethen wieder aus (und sollte 1984 Heinz Duchhardt nach seiner Berufung auf den Bayreuther Frühneuzeit-Lehrstuhl nach dort folgen), so dass sich der Mitarbeiterkreis Webers auf drei Personen reduzierte. 1984 schied dann nach Erreichen der Sechsjahresfrist auch noch Mast aus, dessen Stelle der (inzwischen promovierte<sup>31</sup>) Albrecht P. Luttenberger übernahm, zuvor einige Jahre beim Reichstagsprojekt der Münchener Historischen Kommission tätig. 1985 trat zu diesem Trio dann noch Michael Wagner hinzu, der – allerdings erst nach Webers Ausscheiden aus dem Amt – 1989 mit einer von Weber angeregten und betreuten Arbeit über England und die Französische Gegenrevolution 1789–1803 promoviert werden sollte<sup>32</sup>.

Bei den Nachwuchswissenschaftlern, die von Weber zur Promotion geführt wurden, dominierten diejenigen, deren Arbeiten sich mit Aspekten des 30jährigen Krieges beschäftigten (Ursula Lucas<sup>33</sup>, Wolfgang Hans Stein<sup>34</sup>, Jürgen Kessel<sup>35</sup>, Hildegard Ernst<sup>36</sup>) und diejenigen zur sogenannten Franzosenzeit (Franz Dumont<sup>37</sup>, Ursula Berg<sup>38</sup>, Michael Wagner<sup>39</sup>). Im 16. Jahrhundert war nur die Dissertation von Albrecht Luttenberger angesiedelt<sup>40</sup>, in der Zeit zwischen

29 Agethen wurde 1983 an der Universität – Gesamthochschule Bamberg mit einer Dissertation »Geheimbund und Utopie: Illuminaten, Freimaurer und deutsche Spätaufklärung« promoviert, die in München 1984 im Druck erschien.

30 Künstlerische und wissenschaftliche Freiheit im Deutschen Reich 1890–1901, Diss. München 1978, Rheinfelden 1980.

31 1980. Titel der (gedruckten) Dissertation: Glaubenseinheit und Reichsfriede. Konzeptionen und Wege konfessionsneutraler Reichspolitik 1530–1552, Göttingen 1982.

32 Die Arbeit erschien in München 1994.

33 Die Kurtrierische Frage 1635–1645, Diss. Mainz 1977.

34 S. oben Anm. 21.

35 Jürgen P. R. Kessel, Spanien und die geistlichen Kurstaaten während der Regierungszeit der Infantin Isabelle (1621–1633), Diss. Mainz 1977, Frankfurt [usw.] 1979.

36 Madrid und Wien 1632–1637. Politik und Finanzen in den Beziehungen zwischen Philipp IV. und Ferdinand II., Münster 1991. Die Dissertation war 1985 angenommen worden.

37 S. oben Anm. 22.

38 S. oben Anm. 23.

39 S. oben Anm. 32.

40 S. oben Anm. 31.

dem Westfälischen Frieden und dem Beginn der Französischen Revolution nur die von Klaus-Peter Decker<sup>41</sup> und die – in Webers Prioritätenliste eher atypische – zunft-, verfassungs- und bürgertumsgeschichtliche Lokalstudie von Karola Decker<sup>42</sup>. Es wäre allerdings verfehlt anzunehmen, diese beiden genannten Epochen – die Reformationszeit und die »nachwestfälische« Zeit – seien in Webers Interessenspektrum Stiefkinder gewesen. Die demographiegeschichtliche Mikrostudie von Peter Zschunke deckte die gesamte Frühneuzeit ab<sup>43</sup>.

Bei Weber habilitiert haben sich 1983 der Petry-Schüler Walter G. Rödel mit einer aus dem oben genannten Arbeitskreis erwachsenen großen demographischen Arbeit über die Stadt Mainz im 17./18. Jahrhundert, und Albrecht P. Luttenberger im WS 1988/89 mit einer Studie *Politische Führung und Friedenssicherung unter Ferdinand I. und Maximilian II*<sup>44</sup>. Luttenberger sollte nach verschiedenen Lehrstuhlvertretungen 1993 an die Universität Regensburg berufen werden, als Nachfolger von Webers Vorgänger im Amt. Peter Mast nahm zwar eine Habilitationsschrift in Angriff, die aber – auch wegen äußerer Probleme der Zugänglichkeit von Archivalien – nicht abgeschlossen wurde. Als Mitbetreuer fungierte Weber bei der Habilitation von Heinz Duchhardt (1974)<sup>45</sup>, der später Lehrstühle in Bayreuth und Münster wahrnahm und Direktor des Instituts für Europäische Geschichte wurde. Michael Wagner habilitierte sich in Gießen<sup>46</sup>, ging dann in den hessischen Schuldienst und lehrt bis heute parallel als apl. Professor an der Justus-Liebig-Universität. Webers andere Assistenten wechselten als Archivare oder Mitarbeiter von Akademien und Stiftungen in wissenschaftliche bzw. wissenschaftsaffine Berufe (Verlagsredaktion). Drei der Mitarbeiter (Dumont, Mast, Rödel) sind bereits vor Webers Tod oder kurz danach verstorben.

Webers engagierte Lehrtätigkeit und sein nicht minder engagiertes Bemühen um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die Beförderung der Richelieu-Edition sind einige der Gründe, weswegen in seiner Mainzer Zeit die großen wegweisenden Monographien nicht mehr geschrieben wurden. Weber hat seit Antritt seiner Mainzer Professur, auch in französischer Sprache, wichtige Aufsätze verfasst – so etwa zu den frühneuzeitlichen Hei-

---

41 S. oben Anm. 20.

42 Bürger, Kurfürst und Regierung. Das Beispiel der Mainzer Schreinerzunft im 18. Jahrhundert, Mainz 1990.

43 S. oben Anm. 15.

44 Kurfürsten, Kaiser und Reich: politische Führung und Friedenssicherung unter Ferdinand I. und Maximilian II., Mainz 1994.

45 Protestantisches Kaisertum und Altes Reich. Die Diskussion über die Konfession des Kaisers in Politik, Publizistik und Staatsrecht, Wiesbaden 1977.

46 Die Habilitationsschrift scheint nach Ausweis der Bibliothekskataloge und Wagners Curriculum Vitae auf der Homepage der Universität Gießen nicht publiziert worden zu sein.

ratsverträgen<sup>47</sup> oder zu Richelieus aus tiefer Glaubensüberzeugung erwachsener Weltsicht<sup>48</sup> –, aber in Buchform »nur« noch Herausgeberschaften veröffentlicht. Aber wenn ihn ein Thema einmal »gepackt« hatte, dann konnte es auch in der Mainzer Zeit noch einmal zu einem großen Buch kommen. Die Familie verbrachte über Jahre hinweg ihren Urlaub in der höchstgelegenen ständig bewohnten Gemeinde Europas, im graubündischen Avers, und Weber war von der weitgehend intakt gebliebenen Kultur, von »Geschichte und Leben« dieses Hochtals so begeistert, dass er ihm ein ganzes Buch widmete<sup>49</sup>.

Gerade dieses Buch spiegelt aber zugleich, dass Webers Interessen weit über ideengeschichtliche Fragen und Themen der »großen Politik« hinausreichten. Schon seine oben skizzierten Vorlesungen lassen ahnen, dass er dem »Menschen in der Geschichte«, seinen sozialen und wirtschaftlichen Zwängen, seinen Lebensverhältnissen, ja seinem Sterben nachhaltiges Interesse entgegenbrachte – seine demographiegeschichtliche Schwerpunktbildung war kein Zufall. Dass er mit seinen Studenten archivalische Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aus einem regionalen Archiv las und die demographischen Forschungen seiner Schüler – auch durch zahlreiche Einladungen der internationalen Experten zu Gastvorträgen – über viele Jahre hinweg zu fördern suchte, spricht für sein sehr »geerdetes« Geschichtsverständnis. Und damit korrespondiert dann auch, wie sehr er, der Autor grundlegender Monographien zu den deutsch-französischen Beziehungen im 17. und 18. Jahrhundert, sich auch von der Region, in die ihn sein akademischer Weg geführt hatte, inspirieren und faszinieren ließ: Natürlich von dem Einwirken der Französischen Revolution auf Stadt und Region, aber auch von den direkten und indirekten Rückwirkungen der Kriege auf die Region, auf die Bevölkerungsverhältnisse, die Mentalitäten. In Lehre und Forschung hat er sich intensiv mit der Mainzer Aufklärung beschäftigt und vor allem mit der Geschichte der Mainzer Universität.

Das hatte seinen Grund nicht nur im Zufall des bei Webers Mainzer Anfängen sich bereits abzeichnenden Universitätsjubiläums, das in der (nicht unproblematischen) Annahme einer ungebrochenen Kontinuität oder doch wenigstens Tradition der Universität seit 1477 für 1977 geplant wurde, sondern auch in Veränderungen in der Struktur der Universität. Das deutsche und europäische Krisenjahr 1968 umfasste auch eine massive Kritik an den Strukturen der deutschen Universitäten – etwa was die Dominanz der Ordinarien, die ver-

---

47 Die Bedeutung der Dynastien für die europäische Geschichte in der Frühen Neuzeit, in: Das Haus Wittelsbach und die europäischen Dynastien (= Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 44 (1)), München 1981, S. 5–32.

48 Z. B. Une paix sûre et prompte. Die Friedenspolitik Richelieus, in: Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. von Heinz Duchhardt, Köln/Wien 1991, S. 111–129.

49 Avers: aus Geschichte und Leben eines Bündner Hochtals, Chur 1985.

meintliche Undurchsichtigkeit von Lehrstuhlbesetzungen, »überholte« Formen der Wissensvermittlung und fehlende Mitwirkungsrechte der Studierenden, der nichtwissenschaftlichen Kräfte und der Assistenten betraf. Das Schlagwort von der Hochschulreform war schnell ausgegeben, und sie ging – natürlich – auch am Sitzland der Johannes Gutenberg-Universität nicht vorbei. Die alte Struktur der Universität nach Fakultäten wurde – ganz entgegen Webers Vorstellungen! – von der politischen Führung für nicht mehr zeitgemäß erachtet, wie überall wurde auch der Mainzer Universität ein neues Organisationsmodell übergestülpt, das die Schaffung von kleinen Einheiten, von überschaubaren Fachbereichen vorsah. Weber und andere, etwa der Osteuropahistoriker Gotthold Rhode, stuften das als eine verhängnisvolle Entwicklung ein und riefen, nachdem der erste Gedankenaustausch noch während der letzten Fakultätssitzung am 15. Februar 1973 erfolgt war, die befürchteter Störungen wegen in die Stadt verlagert worden war, einen (am letzten Tag des Bestehens der Fakultät – symbolisches Handeln! – registrierten) eingetragenen Verein »Mainzer Philosophische Fakultätsgesellschaft« ins Leben. Sie sollte etwas von dem Geist der alten Fakultät bewahren: nicht nur in ihrem Namen, sondern vor allem in ihren vom Prinzip der *universitas litterarum* getragenen Aktivitäten. Zu diesen Aktivitäten der Fakultätsgesellschaft zählten – neben öffentlichen Vorträgen, Konferenzen und gesellschaftlichen Veranstaltungen – auch Publikationen zur Geschichte der (alten und neuen) Philosophischen Fakultät. Unter dem Titel *Tradition und Gegenwart* brachten Weber und einige Kollegen (Alois Gerlich, Helmut Mathy, Ludwig Petry) mehrere Bände mit Aufsätzen sowohl zur Philosophischen Fakultät der alten kurfürstlichen Universität als auch – hier wurde in der Tat Neuland betreten – zu den Instituten der Neugründung von 1946 heraus<sup>50</sup>.

Weber empfand die »Zerschlagung« der Fakultäten als einen tiefen Einschnitt in Geist und Idee der Universität. Er hätte wohl ohne zu zögern das Dekanat der Philosophischen Fakultät übernommen, aber um sich mit dem neugeschaffenen Fachbereich (16) zu befreunden – dazu brauchte es Zeit. Es war kein Zufall, dass die ersten Fachbereichsdekane ausnahmslos aus den Reihen der Nichtordinarien kamen und die Lehrstuhlinhaber generell die allergrößte Zurückhaltung übten, sich für dieses Konstrukt zur Verfügung zu stellen. Aber nach einigen Jahren brach sich dann doch die Erkenntnis Bahn, dass das Rad der Geschichte nicht wieder zurückgedreht werden würde. Man hatte sich nolens volens mit dem Fachbereich zu arrangieren. Weber amtierte vom WS 1977/78 bis zum SS 1979 als Fachbereichsdekan, also über den normalen Turnus von vier Semestern.

---

50 *Tradition und Gegenwart. Studien und Quellen zur Geschichte der Universität Mainz mit besonderer Berücksichtigung der Philosophischen Fakultät*, hrsg. von Hermann Weber. Bd. 1: Aus der Zeit der Kurfürstlichen Universität, Wiesbaden 1977; Bd. 2 (in zwei Halbbänden): Institute der Philosophischen Fakultät 1946–1972, Wiesbaden 1977–1981.

Wahrscheinlich hatte auch bei ihm die Zeit die Wunden geheilt. Die Fakultätsgesellschaft hatte zu diesem Zeitpunkt schon einiges von ihrer ursprünglichen Dynamik verloren.

Aber die Universitätsreform – Weber hätte diesen Begriff wohl vermieden – war nicht das einzige zeitgeschichtliche *momentum*, das ihn wissenschaftlich – und in diesem Fall auch publizistisch – herausforderte. Das andere war der Kampf um die Deutungshoheit zwischen Ost und West um die sog. Mainzer Republik. In der damaligen DDR war eine massive Tendenz aufgebrochen, die Mainzer Republik von 1792/93 sozusagen zur Urmutter der Demokratie in Deutschland zu stilisieren und die DDR-Geschichtswissenschaft als deren legitimen »Nachlassverwalter« zu proklamieren. Heinrich Scheel, als Vizepräsident der Berliner Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der Historikergesellschaft der DDR eine der Führungsfiguren der ostdeutschen Historikergunft, publizierte seit 1981 zentrale Quellen, die Protokolle des sog. Nationalkonvents und des Klubs, mit dem unüberhörbaren Unterton, dass Mainz die Wiege der Freiheit und der deutschen Demokratie darstelle. Vor dem Hintergrund der großen Rede des Bundespräsidenten Heinemann von 1970, es gelte, die deutsche Geschichte vor der Folie von Freiheit und Demokratie neu zu schreiben, fanden diese Positionen auch in der Bundesrepublik Deutschland offene Ohren, auch und gerade in Mainz, wo der damalige Kulturdezernent Anton Maria Keim, ein promovierter Historiker, voll Lokalstolz sich diese Ansichten zu eigen machte. Eine große, im Mainzer Rathaus 1981 gezeigte Ausstellung des Bundesarchivs mit einem zweibändigen Katalog<sup>51</sup> stützte mehr oder weniger deutlich diese Position – in Webers Augen schlicht eine Geschichtsklitterung. Zum damaligen Zeitpunkt war der Weber-Schüler Franz Dumont bereits mit seinen Forschungen zur Mainzer Republik weit vorangeschritten, der in seinen Quellen herzlich wenig von Freiheit und – angesichts der sehr begrenzten Teilnahme an den Wahlen – von Demokratie gefunden hatte.

Weber ging das Thema mit einem weiten Zugriff an, indem er auf einer im Rahmen der Fakultätsgesellschaft veranstalteten Konferenz im Frühjahr 1982<sup>52</sup> das Potential der Mainzer Aufklärung, auf evolutionärem Weg politisch-gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen, auslotete und damit dem Klischee

---

51 Deutsche Jakobiner. Mainzer Republik und Cisirhenanen 1792–1798, 2 Bde., Mainz 1981. Der Handbuch-Band wurde eingeleitet mit einem Essay von Heinrich Scheel »Der historische Ort der Mainzer Republik«.

52 Sie wurde dokumentiert unter dem Titel »Aufklärung in Mainz«, hrsg. von Hermann Weber, Wiesbaden 1984. Weber behandelte dort den »aufgeklärten Historiker« Niklas Vogt, über den er sich auch schon in dem wenig später publizierten Konferenzband »Mainz – »Centralort des Reiches«, hrsg. von Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Stuttgart 1986, noch einmal äußerte: Geschichtsschreibung zwischen Revolution und Restauration. Niklas Vogt in seiner zweiten Schaffensperiode 1792–1836, S. 138–164.

entgegentrat, erst die Revolution (und damit die Mainzer Republik) sei in der Lage gewesen, »Fortschritt« zu generieren. Ob die Mainzer Republik die Aufklärung zu ihrer Erfüllung gebracht habe oder sie habe zusammenbrechen lassen, war die Kardinalfrage, die jedenfalls geeignet war, die Mainzer Republik in einen Prozess einzuordnen, den Scheel nie im Auge gehabt hatte.

Die Kontroverse mit Scheel und Keim, deren Foren Podiumsdiskussionen und Leserbriefe waren, machte Weber im Nu zu einer stadtbekanntem Persönlichkeit. Dass ihn die damalige Stadtspitze, die sich ihre Sicht von Mainz als dem Ursprungsort der deutschen Demokratie nicht nehmen lassen wollte, nicht gerade ob seines Engagements mit einer kommunalen Auszeichnung bedachte, liegt auf der Hand.

\* \* \*

Diejenigen Funktionen, die Weber an nichtuniversitären Forschungseinrichtungen übernahm, versah er mit großer Gewissenhaftigkeit. Das gilt namentlich für den Beirat des Deutschen Historischen Instituts in Paris, das er schließlich ja auch mit aufgebaut hatte und dem er von 1969 – also unmittelbar nach seiner Berufung nach Mainz gewählt – bis 1992 angehörte. Paris war und blieb ihm immer eine Reise wert; lange unterhielt er dort sogar noch ein kleines Apartment, das auch andere Familienangehörige bei (immer gegebenem) Bedarf nutzten. Auch die Jahressitzungen der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, die von seinem Lehrer Max Braubach begründet worden war und dann jahrzehntelang von seinem Freund Konrad Repgen geleitet wurde – also jenes Gremium, das die Edition der *Acta Pacis Westphalicae* begleitete –, besuchte er mit größtmöglicher Regelmäßigkeit; in ihr nahm er auch Leitungsfunktionen wahr. Dass er die in Frankreich oder Deutschland stattfindenden Sitzungen der *Commission Internationale pour la publication des sources de l'histoire européenne*, deren Präsident er bis weit über seine Emeritierung hinaus war, regelmäßig besuchte, verstand sich fast von selbst. Zwischen 1970 und 1985, also gleich nach Karl Otmar von Aretins Amtsantritt als Direktor berufen, war Weber außerdem Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Abteilung Universalgeschichte des Instituts für Europäische Geschichte, an dessen Drittmittelprojekt zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches in der Frühen Neuzeit er lebhaften Anteil nahm; für eine in den 1970er Jahren gegründete Unterreihe (*Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches*) der Institutsschriftenreihe fungierte er als Mitherausgeber und gab einen gewichtigen Sammelband auch selbst heraus<sup>53</sup>.

---

53 Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich, hrsg. von Hermann Weber, Wiesbaden 1980. Der Band ging auf ein Mainzer Kolloquium im Rahmen des DFG-Schwer-

Von allen außeruniversitären Ehrenämtern war ihm allerdings die Mitgliedschaft im Beirat des Pariser Instituts wohl am wichtigsten, und es war insofern auch kein Zufall, dass einer der wenigen Nachrufe in dessen Hauszeitschrift *Francia* erschien – von einem engen Freund verfasst<sup>54</sup>. Und wenn man sein akademisches Leben bilanziert, dann war es wohl auch Frankreich, das ihn seit seiner Dissertation geprägt hat, für dessen herausragenden Staatsmann der Vormoderne, den Kardinal Richelieu, er weltweit einer der führenden Experten war, mit dessen Historikern ihn viele freundschaftliche Kontakte verbanden. Die von ihm betriebene Gründung des Pariser Instituts und dessen Frühgeschichte waren für ihn bis ins hohe Alter Reminiszenzen, die so lebendig waren, als datierten sie erst seit gestern. Er war – auch seine Lehrveranstaltungen spiegeln das ja wider – ein Brückenbauer zwischen Deutschland und Frankreich, und insofern hätte ihm eine staatliche Ehrung von französischer oder auch deutscher Seite sicher gutgetan – und wäre seinen Leistungen gerecht gewesen.

So wichtig ihm die Termine der außeruniversitären Einrichtungen waren, deren Mitglied er war, so wenig war er ein »leidenschaftlicher« Besucher von großen Kongressen. Auf den Deutschen Historikertagen hat Weber einmal – in einer Sektion, die dann auch publiziert wurde<sup>55</sup> – über Richelieus Rheinpolitik gesprochen, kurz vor Übernahme des Mainzer Lehrstuhls in Freiburg (1967), aber sonst war er, kein »Netzwerker« übrigens auch im heutigen Sinn, jedenfalls kein ständiger Besucher der nationalen – ebenso wenig wie der internationalen – Historikertage. Die Lehre, die Betreuung seiner Schüler, die Fakultätsgesellschaft und vor allem die Projekte der *Commission internationale* ließen ihm wohl auch kaum den Freiraum zum *congress hopping*.

\* \* \*

Von seinen Fachkollegen war er, soweit es die französische Seite betrifft, in besonderer Herzlichkeit mit dem Ehepaar Pillorget in Paris verbunden, aber auch mit Jean Meyer und mit Robert Folz. Von den deutschen Kollegen standen ihm der früh verstorbene Heinrich Lutz, Stephan Skalweit, Konrad Repgen, Karl Otmar von Aretin und Reinhard Elze wohl besonders nahe. Von den Seminar-kollegen in Mainz war er mit dem Mediävisten Alfons Becker, ihm schon aus Saarbrücken näher bekannt, mit Gotthold Rhode und später nach seiner Beru-

---

punktprogramms »Probleme der Sozial- und Verfassungsgeschichte des Heiligen Römischen Reiches im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit« zurück und versammelt Beiträge von Peter Moraw, Rainer Christoph Schwinges, Karl Otmar von Aretin, Volker Press, Anton Schindling, Armgard von Reden-Dohna und Sigrid Jahns.

54 Bernard Vogler, Hermann Weber (1922–2014). In: *Francia* 42 (2015), S. 401–402.

55 Heinrich Lutz/Friedrich Hermann Schubert/Hermann Weber, *Frankreich und das Reich im 16. und 17. Jahrhundert*, Göttingen 1968.

fung nach Mainz mit dem Repgen-Schüler Winfried Baumgart freundschaftlich verbunden – ohne dass das, für diese Generation noch typisch, in allen Fällen zum »Du« geführt hätte.

Hermann Weber war ein tiefgläubiger Katholik; ein Sonntag ohne Besuch der Heiligen Messe war für ihn schlicht nicht vorstellbar. Dass er, der einmal Priester werden wollte, voller Gottvertrauen war und den Glauben immer auch in der Geschichte suchte, spiegeln viele Momente wider, etwa das Vorwort der Habilitationsschrift oder die immer wieder gestellte Frage nach dem Stellenwert des Glaubens in Richelieus Politik. Er führte mit seiner fünf Jahre jüngeren, aus Düsseldorf stammenden Frau Ursula, geb. Ploenes, der er seine Habilitationsschrift widmete und die nach einer allem Anschein nach erfüllten Ehe etliche Jahre vor ihm verstarb, im »Professorenghetto« in der Weidmannstraße in der Nähe des Rosengartens ein gastliches und offenes Haus; die Fondues im Hause Weber waren legendär. Mit etlichen Kollegen in seiner Nachbarschaft, so etwa mit dem Geographen Heinz Eggers, war er freundschaftlich verbunden. Der Ehe entsprossen, alle in Paris geboren, zwei Söhne (Martin und Christoph) und zwei Töchter (Anne und Catherine), die als Professoren (Medizin bzw. Jura) und als diplomierte Pflegefachfrau und Oberstudienrätin ihren Weg machten.

Hermann Weber starb nach langer Krankheit am 15. August 2014 in seinem Haus in der Mainzer Oberstadt und wurde, begleitet von zahlreichen seiner Schüler, am 21. August neben seiner Frau auf dem Neuen Friedhof in Mainz-Weisenau beigesetzt. Die lokale Zeitung veröffentlichte einen Nachruf<sup>56</sup>. Akademische Trauerfeiern waren in den Fachbereichen der reformierten Universität nicht mehr üblich.

---

56 Allgemeine Zeitung (Mainz) vom 19. Aug. 2014.

---

Ludwig Biewer

## Eberhard Kessel (1907–1986)



Eberhard Kessel wurde als Sohn eines damals als Staatsanwalt tätigen Juristen am 1. April 1907 in Hannover geboren. Sein Zwillingsbruder Gerhard, der Architekt wurde, verstarb schon 1961 in Opladen<sup>1</sup>. Trotz seines Geburtsorts, der ohnehin

---

1 Diese Studie beruht in weiten Teilen auf zwei früheren Aufsätzen: Ludwig Biewer, Eberhard Kessel und sein Beitrag zur Erforschung der preußischen Geschichte, in: Das Thema »Preußen« in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik vor und nach 1945, hrsg. v. Hans-Christof Kraus, Berlin 2013, S. 403–417, und ders., Lehrer! – Schüler? Friedrich Meinecke und Eberhard Kessel, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Neue Folge 26 (2016), S. 1–14. – Von dem Zwillingsbruder wurde nur wenig gesprochen. Er war verheiratet, starb aber kinderlos und war wohl ungleich umgänglicher und konzilianter als Eberhard. Die Zwillinge hatten noch einen deutlich älteren Bruder, der schon mit etwa 30 Jahren einer Lungenentzündung erlag; freundliche Mitteilung von Herrn Ralph Kessel, dem Sohn des Historikers, vom 5. Mai.2019, für die ich auch hier herzlich danke. – Zu Kessels Biographie siehe außer meinen eben genannten Versuchen z. B. Konrad Fuchs, Professor Eberhard Kessel zum 70. Geburtstag, in: jogu 7 (1977), Nr. 51 (April), S. 19; Winfried Baumgart, Professor Dr. Eberhard Kessel 75 Jahre alt, in: jogu 11 (1982), Nr. 79 (April), S. 6; ders., Moltkes Biograph.

eher zufällig war, verstand sich Eberhard Kessel zeitlebens nicht als »Hannoveraner«. Er war vielmehr Gesinnungspreuße, wenn auch seiner geistigen »Heimat« gegenüber keineswegs kritiklos. Er bekannte: »Nicht Blut und Erbe macht den Preußen, sondern die unbedingte Sachlichkeit und die durch nichts beirrbbare Hingabe an die Pflicht«<sup>2</sup>. Durch die christlich-protestantische Prägung im Elternhaus waren ihm sein Leben lang nach den drei christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe und den vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung sogenannte preußische Tugenden wie Pflichterfüllung, Bescheidenheit, Toleranz, Selbstdisziplin, Unbestechlichkeit und Nonkonformismus Leitlinien.

Nach dem Abitur in Halberstadt studierte Kessel seit 1925 in Leipzig und Berlin Geschichte, Klassische Philologie und Philosophie. An der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin wurde er 1930 mit der Dissertation *Die Magdeburgische Geschichtsschreibung im Mittelalter bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts*<sup>3</sup> promoviert. In dieser Arbeit spielen Leben und Werk von Bischof Thietmar von Merseburg (975–1018, Bischof von Merseburg seit 1009), einem einer gräflichen, mit dem Königshaus verwandten Familie entstammenden bedeutenden Kirchenfürsten, eine wesentliche Rolle. Doktorvater war der damals einflussreiche Mediävist und Ostforscher Albert Brackmann, von 1929 bis 1936 Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und zugleich wie seine Vorgänger Erster Direktor des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin und 1935/36 zugleich kommissarischer Direktor des Reichsarchivs in Potsdam<sup>4</sup>.

Hier halten wir kurz inne und fragen nach dem »Ort« in der Geschichtswissenschaft, den der junge Historiker Kessel früh fand. Zu seinem Doktorvater Brackmann scheint Kessel kein wirklich enges Verhältnis gehabt zu haben. Tief

---

Zum Tod des Historikers Eberhard Kessel, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. Jan. 1986; ders., Eberhard Kessel. 1.4.1907–17.1.1986, in: Historische Zeitschrift 243 (1986), S. 211–215; Eberhard Kessel. Ansprachen, gehalten anlässlich der Akademischen Trauerfeier des Fachbereichs 16 – Geschichtswissenschaft am 25. Juni 1986, Mainz 1986.

- 2 Eberhard Kessel, Adolf Hitler und der Verrat am Preußentum, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 46/1961, S. 649–661, hier S. 654.
- 3 Gedruckt in: Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt 7 (1931), S. 109–184. Es folgte ein quellengesättigter Aufsatz: Thietmar und die Magdeburger Geschichtsschreibung, in: ebd. 9 (1933), S. 52–85. – Kessels Publikationen sind erfasst bei Peter Bucher, Schriftenverzeichnis Eberhard Kessel, in: Festschrift für Eberhard Kessel zum 75. Geburtstag, hrsg. v. Heinz Duchhardt/Manfred Schlenke, München 1982, S. 365–370.
- 4 Zu diesem heute umstrittenen, zu seiner Zeit aber einflussreichen Historiker Georg Winter, Die Leitung der Preußischen Archivverwaltung 1810–1945, hrsg. und erg. v. Eckart Henning, jetzt in: Eckart Henning, Archivalien und Archive Preußens. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 2013, S. 80–86, hier S. 85; ders. mit Christel Wegeleben, Archive beim Geheimen Staatsarchiv 1874–1974, in: ebd., S. 164–220, hier S. 184; Johanna Weiser, Geschichte der preußischen Archivverwaltung und ihrer Leiter, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 111–143.

verbunden war er hingegen Friedrich Meinecke (1862–1954), dem Begründer der politischen Ideengeschichte und wichtigen Vertreter der Geistesgeschichte, in erster Linie aber des Historismus<sup>5</sup>. Er war der eigentliche Lehrer Kessels. Auch wenn Meinecke keine wirkliche »Schule« gebildet hat, so war er doch »ein großer akademischer Lehrer, dessen Wirkung auf viele der begabtesten Neuhistoriker in den Jahrzehnten von der Jahrhundertwende bis zum Ende der Weimarer Republik kaum zu überschätzen ist. Das hing damit zusammen, dass seine Methode der politischen Ideengeschichte frischen Wind in die deutsche Geschichtswissenschaft brachte«<sup>6</sup>. Mit ihm, der über Geschichtsordinariate in Straßburg (1901–1906) und Freiburg im Breisgau (1906–1914) im Jahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs an die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin berufen worden war, und seiner Methode kam Kessel im Wintersemester 1927/28 erstmals in Kontakt. Als bald wurde er öfter von Meinecke in sein Haus in Dahlem zum Tee im kleinen Kreis eingeladen. Zu intensiven Gesprächen unter vier Augen kam es aber erst Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Kessel fühlte sich immer »sehr wesentlich in Übereinstimmung mit ihm und seiner Richtung«<sup>7</sup>. Folgerichtig wurde er in den 1950er Jahren einer der Herausgeber von Meineckes Werken. Er zeichnete für die Bände 7 *Zur Geschichte der Geschichtsschreibung* (1968), 8 *Autobiographische Schriften* (1969) und 9 *Brandenburg-Preußen-Deutschland. Kleine Schriften zur Geschichte und Politik* (1979) verantwortlich. Wenn in unseren Tagen der Berliner Historiker Bernd Sösemann bei der Vorstellung seiner verdienstvollen Neuausgabe von Friedrich Meineckes wirkmächtigem Alterswerk *Die deutsche Katastrophe*, für die er einhundert Besprechungen und Interpretationen weltweit berücksichtigen und auswerten konnte, kritisiert, dass Kessel vor rund vier Jahrzehnten diese so wichtige und bis heute lesenswerte Darstellung in dem Band *Autobiographische Schriften* unter Wert und ohne Überlieferungsgeschichte, wissenschaftlichen

5 Friedrich Meinecke heute. Bericht über ein Gedenk-Colloquium zu seinem 25. Todestag am 5. und 6. April 1979, bearb. und hrsg. v. Michael Erbe, Berlin 1981, hierin Monika Fettke, Friedrich-Meinecke-Bibliographie bis 1979, S. 199–258 und Kessels Beitrag: Friedrich Meinecke in eigener Sicht, S. 186–195; Friedrich Meinecke in seiner Zeit. Studien zu Leben und Werk, hrsg. v. Gisela Bock/Daniel Schönplflug, Stuttgart 2006, mit einem Verzeichnis von Meineckes Veröffentlichungen und der Literatur über ihn. In der interessantesten und lesenswertesten Edition: Friedrich Meinecke. Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977, eingeleitet und bearb. v. Gerhard A. Ritter, München 2006, wird Meinecke gegenwärtig und lebendig. Das trifft auch auf eine zweite neuere Briefedition zu: Friedrich Meinecke, Neue Briefe und Dokumente, hrsg. u. bearb. v. Gisela Bock u. Gerhard A. Ritter in Zusammenarbeit mit Stefan Meinecke u. Volker Hunecke, München 2012; diese beiden Bände wurden sachkundig und tieferschürfend von dem Meinecke-Kenner Hans-Christof Kraus besprochen, in: Historische Zeitschrift 298 (2014), S. 89–100 – da darin auch Meinecke gewürdigt wird, sei hier ausnahmsweise auf eine Rezension verwiesen.

6 Gerhard A. Ritter in: Friedrich Meinecke. Akademischer Lehrer (Anm. 5), S. 15.

7 Eberhard Kessel, Friedrich Meinecke (Anm. 5), S. 186.

Apparat und Kommentar gleichsam verborgen habe<sup>8</sup>, ist diese harsche Wertung auf der einen Seite nicht unberechtigt. Auf der anderen Seite aber verkennt dieses Urteil Kessels Intention und Arbeitsweise als Meinecke-Herausgeber. Denn da kam es ihm nach seinem eigenen Bekenntnis gerade darauf an, »Meinecke ganz aus sich selbst heraus zu verstehen, da wir aus der Einstellung des Historismus heraus arbeiten. Das ist dasjenige, was uns bei Meinecke bewegt hat«<sup>9</sup>.

Im Unterschied zu seinem Schüler Kessel war Friedrich Meinecke Preuße von Geburt, der, wie wir seit der einschlägigen Studie von Hans-Christof Kraus wissen<sup>10</sup>, in seinem beeindruckenden Lebenswerk der Geschichte Preußens einen großen Anteil widmete. Zudem waren beide Gelehrte zeitlebens Vertreter und Verfechter eines strikten Historismus, was in allen ihren Veröffentlichungen deutlich wird. Das beweist schon das obige Zitat ebenso wie Kessels Feststellung: »Jede geschichtliche Epoche trägt ihren Wert in sich, und sie kann nicht durch das entwertet werden, was nachher kommt, sei es, daß sie übertroffen wird im Erfolg oder Mißerfolg«<sup>11</sup>.

Hier schimmert Leopold von Rankes Diktum durch: »Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott«. Die Gefahr der Werterelativierung, die dieser Sicht bzw. Methode innewohnt, wurde zwar gesehen und erkannt, aber nicht überschätzt. Kessel gefiel an seinem Lehrer, dass sich dieser des »Unwägbareren des ›historischen Augenblicks« stets bewusst war.

»Der Handelnde aber muß trotz der Ungewißheit des Erfolgs alles versuchen, wozu er sich vor sich selbst in der aktuellen Situation verpflichtet fühlt. In diesem Sinn hat Meinecke seine historisch-politischen Erkenntnisse stets für den jeweiligen Moment zu aktivieren versucht. Auch das ist eine Seite des ›Historismus«, sobald er sich in Tätigkeit umsetzen läßt«<sup>12</sup>.

Fast zwei Jahrzehnte später bekannte und forderte Kessel:

Und auch *das* muß der Historiker, speziell der Zeithistoriker und überhaupt der mitlebende Zeitgenosse können, bzw. lernen: auf noch unzulänglicher Quellenbasis zu-

8 Bernd Söseman, Kettenbrief über den Humanismus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 289, 12. Dez. 2018, S. N 3, zu: Friedrich Meinecke, »Die deutsche Katastrophe«. Betrachtungen und Erinnerungen. Edition und internationale Rezeption, hrsg. v. Bernd Söseman, Berlin 2018.

9 Kessel, Friedrich Meinecke (Anm. 5), S. 186.

10 Hans-Christof Kraus, Preußen als Lebensthema. Friedrich Meineskes – Geschichtsschreibung und politische Reflexion, in: Das Thema »Preußen« in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Wolfgang Neugebauer, Berlin 2006, S. 269–304.

11 Kessel, Adolf Hitler (Anm. 2), S. 661.

12 Ders., Friedrich Meinecke (Anm. 5), S. 194.

treffende Erkenntnisse zu gewinnen, die später zwar ergänzt, aber nicht mehr umgestoßen zu werden brauchen<sup>13</sup>.

Wie der Berliner Geheimrat fasste Kessel den Begriff des Historismus weit und empfand ihn nicht nur als »eine neue Art historischen Sehens [...], sondern sogar eine neue Art zu leben und tätig zu sein«. Diese Erkenntnis verdankte Meinecke nach eigenem Bekunden seinem erheblich jüngeren Schüler, der seinerseits wieder auf den Lehrer zurückwies<sup>14</sup>. Wie dieser war der Schüler »kein weltfremder, kulturpessimistischer Gelehrter, sondern ein klarer politischer Kopf und ein scharfer Beobachter [...] seiner Gegenwart«, allerdings im Gegensatz zum Meister nicht deren Kommentator<sup>15</sup>. Lehrer und Schüler bekannten sich zur Verfassung von Weimar und waren überzeugte »Vernunftrepublikaner«<sup>16</sup>. Dieser Begriff, der oft abfällig benutzt wurde und wird<sup>17</sup>, war bei Kessel positiv besetzt, was er in seinen Lehrveranstaltungen zur Geschichte der Weimarer Republik immer wieder betonte. Mit Recht wies er darauf hin, dass es mehr zu schätzen ist, wenn sich ein Mensch aus Vernunft- und Verstandesgründen zu einer Sache bekennt, als wenn dies nur auf Grund von Gefühlen geschieht. Diese politische Einstellung war es denn auch, die beide Historiker den Nationalsozialismus ablehnen ließen.

\* \* \*

Kehren wir zum Lebenslauf von Eberhard Kessel zurück. In der Zeit, in die Kessels Promotionsverfahren fiel, von 1928 bis 1931, war er wissenschaftlicher Assistent bei Robert Holtzmann an der Berliner Universität und dann Stipendiat der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft«. Die Zusammenarbeit mit dem angesehenen Mediävisten, mit dem sich der Nachwuchswissenschaftler, wie er später bisweilen erzählte, gut verstand, lag nahe, war dieser doch nicht nur der große Geschichtsschreiber der »sächsischen Kaiserzeit«, sondern auch Her-

---

13 Ders., Vom Neubeginn der Historie an der Philipps-Universität nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *alma mater philippina*. Wintersemester 1978/79, S. 13–16, hier S. 15, Hervorhebung in der Vorlage.

14 Wie Anm. 12.

15 Nach Gerhard A. Ritter (Anm. 5), S. 20.

16 Harm Klueting, »Vernunftrepublikanismus« und Vertrauensdiktatur«. Friedrich Meinecke in der Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift* 242 (1986), S. 69–98.

17 Hier mag der Hinweis auf nur ein typisches Beispiel genügen: Hans-Ulrich Wehler, Gustav Mayer, in: *Deutsche Historiker*, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Bd. 2, Göttingen 1971, 228–240, hier S. 229; der Beitrag ist auch ansonsten nicht frei von (unangebrachten) Bemerkungen und Wertungen.

ausgeber von Thietmars Chronik zur Bistums- und Reichsgeschichte in der Scriptorum-Reihe der *Monumenta Germaniae Historica*<sup>18</sup>.

Die wissenschaftliche Herkunft Kessels aus der Mediävistik, auf die er selbst großen Wert legte – 1935 erschien noch sein 120 Seiten umfassender Überblick über die *Deutsche Geschichte im Mittelalter* –, wurde in späteren Jahrzehnten oft übersehen. Er hatte sich nämlich inzwischen verstärkt und mit Erfolg der Neueren und der Kriegs- und Militärgeschichte und auf diesem Gebiet insbesondere den Kriegen und dem Denken Friedrichs des Großen zugewandt<sup>19</sup>. 1936 erfolgte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin unter der Betreuung von Walter Elze<sup>20</sup> mit der Studie zur Schlacht bei Torgau (3. November 1760)<sup>21</sup> seine Habilitation. Lehren freilich durfte Kessel wegen mangelnder nationalsozialistischer Gesinnung nicht. Ihm fehlte, wie schon erwähnt, jede Verbindung zur NSDAP und ihren Organisationen, die er kompromisslos ablehnte<sup>22</sup>. Für Kollegen, die sich mit der Partei eingelassen hatten, hatte er später zwar in manchen Fällen ein gewisses Verständnis, meist aber sarkastische, bittere Wertungen übrig, die er freilich nur im kleinen vertrauten Kreis äußerte<sup>23</sup>. Kessel ging in die innere Emigration und fand seit 1939 ein bescheidenes Auskommen als Angestellter der Kriegswissenschaftlichen Abteilung des Generalstabs des Heeres in Potsdam, wo er sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit poli-

18 Walther Holtzmann, Nachwort, in: Robert Holtzmann, Geschichte der sächsischen Kaiserzeit 900–1014, 2 Bde., München 1971, hier Bd. 2, S. 501–503.

19 Eberhard Kessel, Friedrich der Große im Wandel der kriegsgeschichtlichen Überlieferung, in: Wissen und Wehr 17 (1936), S. 500–522, noch heute grundlegend!

20 Wolfram Pyta, Walter Elze und Preußen – Preußische Geschichte aus der Sicht des George-Kreises, in: Das Thema »Preußen« (Anm. 10), S. 19–132. – Robert und Walther Holtzmann waren Vettern. – Die ›Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg sowie das Kollegialstift Zeitz‹ zeigten im Dom zu Merseburg und in der benachbarten Curia Nova 2018 die vielbeachtete Ausstellung »Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte«, in der die Herausgeberschaft Robert Holtzmanns gewürdigt wurde.

21 Teilabdruck als Eberhard Kessel, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Schlacht bei Torgau, Berlin 1937; ferner ders., Noch einmal die Schlacht bei Torgau, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 54 (1943), S. 135–139; schon vorher ders., Friedrich der Große am Abend der Schlacht bei Torgau, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 46 (1934), S. 179–188; ders., Die Schlacht bei Torgau, in: Wissen und Wehr 16 (1935), S. 709–726.

22 Kessel gehörte weder der NSDAP noch einer ihrer Untergliederungen an. Auskünfte des Universitätsarchivs der Johannes Gutenberg-Universität von Herrn Dr. Siggemann vom 14. Okt. 2010 und vom Bundesarchiv, Abt. Berlin, vom 3. Nov. 2010 bestätigten dies; für beide Recherchen danke ich herzlich!

23 Als Kessel 1962 nach Mainz kam, fand er auch dort belastete Kollegen vor, zum Beispiel den Germanisten Flemming, siehe: Michael Buddrus/Sigrid Fritzlar, Die Professoren der Universität Rostock im Dritten Reich. Ein biographisches Lexikon, München 2007, S. 128f.; zu dem Problem von in den Nationalsozialismus verstrickten Mainzer Professoren Michael Kißener, Kontinuität oder Wandel? Die erste Professoren-Generation der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: Ut omnes unum sint 1, S. 97–123.

tisch unverfänglichen Themen befasste<sup>24</sup>. Er veröffentlichte bis 1944, um nur einige Beispiele zu nennen, Studien über Friedrich den Großen – auch ohne Bezug zur Schlacht bei Torgau –, den Soldatenkönig, Clausewitz, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und Grolman. Schon 1931 erschien erstmals aus seiner Feder ein Beitrag über Moltke<sup>25</sup>. Nach kleineren Untersuchungen über das Wirken dieses großen Strategen kamen 1939 die kleine Monographie *Moltkes erster Feldzug. Anlage und Durchführung des türkisch-ägyptischen Feldzuges 1839* und 1940 die Ausgabe von Moltkes Gesprächen (2. Auflage 1941) auf den Markt.

In seiner Zeit beim Generalstab entstand Kessels vielleicht beeindruckendste Arbeit. Der ältere Moltke hatte die Fortführung des in den 1830er Jahren begonnenen Generalstabswerks über die Kriege Friedrichs des Großen angeordnet. Nach hundert Jahren war die Darstellung mit ihrem 13. Band im Siebenjährigen Krieg angekommen, aber erst bis zum Jahre 1760 kurz vor der Schlacht bei Torgau gediehen. Kessel machte sich mit seiner Quellenkenntnis daran, auf eigene Faust das große »Generalstabswerk« abzuschließen. Sein über tausend Seiten umfassendes Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen legte er Anfang 1945 dem Heeresarchiv in Potsdam zum Druck vor. Das aber wurde bei einem britischen Bombenangriff auf Potsdam am 14. April 1945 nahezu völlig vernichtet, und mit ihm auch Kessels Arbeit – so musste nicht nur er annehmen. Ein zweites Exemplar in seiner Berliner Wohnung wurde ebenfalls ein Opfer der Bomben. Ihr Verfasser verarbeitete dies resignierend und letztlich stoisch-gelassen. Er ertrug diesen großen Verlust, in den er eine immense Arbeit investiert hatte und die sicherlich ein zentraler Teil seines damaligen Lebens gewesen ist, fast schweigend mit Würde und Charakterstärke, so, wie es für ihn typisch war. 1992, sechs Jahre nach seinem Tod, wurde das Exemplar aus dem Heeresarchiv im Bundesarchiv, Abt. Militärarchiv, wiederentdeckt, dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) übergeben und dort von Thomas Lindner zum Druck gebracht. Die Buchvorstellung fand in Potsdam im MGFA am 20. Februar 2007 statt<sup>26</sup>. In nüchterner und klarer Sprache werden die drei

---

24 Anm. 19. – Nach seinem Tod erschien ein Sammelband mit ausgewählten Aufsätzen zur Militärgeschichte: Eberhard Kessel, *Militärgeschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. u. eingeleitet von Johannes Kunisch, Berlin 1987. Auf diesen Band und das in Anm. 3 zitierte Schriftenverzeichnis sei zu den näheren bibliographischen Angaben verwiesen.

25 Eberhard Kessel, Moltke, in: *Menschen, die Geschichte machten*, hrsg. v. Peter Richard Rohden/Georg Ostrogorsky, Bd. 3, Wien 1931, S. 215–219; nicht uninteressant und ganz kennzeichnend für Kessel ist, dass im 2. Bd. desselben Werkes der Beitrag über Hutten aus seiner Feder stammt: Wien 1931, S. 224–227; ebenso auf den ersten Blick erstaunlich: ders., Luther vor dem Reichstag zu Worms 1521, in: *Festgabe für Paul Kirn*, hrsg. v. Ekkehard Kaufmann, Berlin 1961, S. 172–190.

26 Eberhard Kessel, *Das Ende des Siebenjährigen Kriegs 1760 bis 1763. Teilband 1: Torgau und Bunzelwitz, Teilband 2: Schweidnitz und Freiberg*, mit Kartenschuber, im Auftrag des MGFA

letzten Kriegsjahre (1760–1763) auf der Grundlage von Quellen, die zum allergrößten Teil dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer fielen, minutiös nacherzählt. Mit dem Buch wurde posthum dieses *opus magnum* Kessels zugänglich, ein mit unbestechlicher Quellenkritik erarbeitetes Werk, das auch in seiner Vorurteilslosigkeit und seiner Ideologieferne vorbildlich ist. In beeindruckender Weise bestätigt diese Leistung eines einzigen Gelehrten das zutreffende Urteil des Sachkenners Johannes Kunisch: »Im Streben nach einer authentischen Beurteilung historischer Wirklichkeit auch in der Kriegsgeschichte zählen Kessels militärhistorische Studien zum 18. und 19. Jahrhundert noch heute zum besten, was auf diesem Gebiet verfügbar ist«<sup>27</sup>. Die Freiheit der Lehre konnte der seit Jahren habilitierte und in der Forschung bestens ausgewiesene Historiker erst als Gefangener genießen, so paradox dies klingen mag. Nach dem Ende des Dritten Reiches und dem über ihn verhängten Lehrverbot wurde er als amerikanischer Kriegsgefangener in der in Dermott im US-Staat Arkansas im Frühjahr 1945 errichteten Lageruniversität »Ordinarius« der geschichtswissenschaftlichen Abteilung. Seine ersten Lehrveranstaltungen widmete er dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der Verfassung der USA. Am »Sedanstag«, also am 2. September 1945 hielt er vor einem kleinen Kreis von Interessierten ohne jedes Konzept und alle Unterlagen einen Vortrag über Moltke. Dabei beeindruckte er weniger durch rhetorischen Glanz, der ihm leider nicht gegeben war, als durch seine klaren Analysen und Urteile<sup>28</sup>.

\* \* \*

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft nach Deutschland wurde Kessel mit einem amerikanischen Kriegsgefangenenentransport in Cappel »ausgeladen«<sup>29</sup>. Er verblieb im nahe gelegenen Marburg an der Lahn, um nicht »von da aus in die russische Zone weitergeleitet zu werden«. Dort suchte und fand er Kontakt zur Philipps-Universität und zu dem damaligen Dekan der Philosophischen Fakultät, dem Theologen und Professor für Vergleichende Religionsgeschichte und Religionsphilosophie Friedrich Heiler (1892–1967). Der Öku-

---

hrsg. v. Thomas Lindner, Paderborn 2007. Bei dieser Buchvorstellung, die von Johannes Kunisch vorgenommen wurde, habe ich über »Eberhard Kessel – der Schweiger. Beobachtungen eines akademischen Schülers« gesprochen. Für die Einladung bin ich dem damaligen Amtschef, Herrn Oberst i. G. a. D. Dr. Hans Ehlert, zu großem Dank verpflichtet. Meine damals geäußerten Gedanken sind in die in Anm. 1 zitierten Aufsätze und in diese Studie eingeflossen.

27 Johannes Kunisch, Eberhard Kessels kriegshistorisches Interesse, in: Eberhard Kessel. Ansprachen (Anm. 1), 17–22, hier S. 21.

28 Konstantin Udo Meyl, Der Lehrer, in: Eberhard Kessel. Ansprachen (Anm. 1), S. 23–28, hier S. 23f.; Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 13f.

29 Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 13.

meniker, Liturgiker und Vertreter der Hochkirchlichen Bewegung, der von 1920 bis 1960 in Marburg lehrte, war im Dritten Reich von den damaligen Machthabern von der Theologischen an die Philosophische Fakultät »gewissermaßen ›strafversetzt‹ worden«. Dank seiner Unterstützung und vor allen Dingen der des amerikanischen Universitätsoffiziers Dr. Edward Y. Hartshorne<sup>30</sup>, eines jungen Harvard-Professors für Soziologie, der 1937 bei seinen Untersuchungen der deutschen Hochschulverhältnisse in Berlin Friedrich Meinecke begegnet war und ihn schätzen gelernt hatte, wurde Kessel nach mancherlei Schwierigkeiten und großen Vorbehalten einflussreicher Professoren 1946 Dozent für Geschichte. Die Marburger Philosophische Fakultät war eine recht schwierige Versammlung, in der viele Mitglieder den Neuzugang völlig falsch als Militaristen abstempelten. Freundliche Aufnahme aber fand er außer bei Dekan Heiler bei den damals lehrenden Historikern. Von ihnen erwähnte Kessel im Rückblick den schon betagten angesehenen Mediävisten und Diplomatiker Edmund E. Stengel, der an der Philipps-Universität 1914 einst Kessels Doktorvater Albert Brackmann gefolgt war<sup>31</sup>, dessen engeren und viel jüngeren Kollegen Helmut Beumann<sup>32</sup> und in erster Linie Ludwig Dehio, 1946 bis 1954 Direktor des Staatsarchivs Marburg und der diesem angeschlossenen Archivschule, der an der Universität, später als Honorarprofessor, zunächst aber 1946/47 vertretungsweise und zu Anfang alleine die Neuere Geschichte vertrat<sup>33</sup>. Auch er war stark von Friedrich Meinecke beeinflusst. Ihm widmete Dehio sein erstmals 1948 erschienenes Buch *Gleichgewicht oder Hegemonie*, »eine Morphologie der Geschichte vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, deren Grundmuster über sich hinausweist und auch noch heute Lebenden Erklärungen bietet«<sup>34</sup>. Dehio war Kessel schon von Berlin her bekannt, wo er dem damaligen Staatsarchivar bzw. Staatsarchivrat am Preußischen Geheimen Staatsarchiv (seit 1921 bzw. 1923 und wieder 1942–1945) und am Brandenburg-Preußischen Hausarchiv (1933–1942) begegnet war, und Beumann kannte er aus gemeinsamen Berliner Studienjahren.

Dem großen Wurf Dehios irgendwie verwandt ist Kessels Epochen übergreifende und beeindruckende Darstellung *Zeiten der Wandlung*, die 1950 er-

30 Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 13f.; Martin Kraatz, Heiler, Friedrich, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 3, Tübingen 2000, S. 1517.

31 Walter Heinemeyer, Edmund E. Stengel, in: Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Ingeborg Schnack, Marburg 1977, S. 536–543.

32 Jürgen Petersohn, Helmut Beumann (1912–1995), mit zwei Anhängen, Sigmaringen 1997.

33 Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 14f.; Henning/Wegeleben (Anm. 4), S. 185.

34 Klaus Hildebrand in seinem Nachwort zur Neuauflage von Ludwig Dehio, *Gleichgewicht oder Hegemonie*. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte, Zürich 1996, S. 388. Hildebrand bietet in diesem Nachwort S. 387–414 eine kongeniale Würdigung Dehios.

schien<sup>35</sup>. Sie gründet auf den Gesprächen, die er und seine Mitgefängenen an den langen Abenden in Dermott geführt hatten, und deren Themen ihn auch weiterhin beschäftigten. Geprägt von einigen wesentlichen Punkten dieser Überlegungen, las er im SS 1947 über den »Untergang der Antike und die Entstehung der mittelalterlichen Welt«, aus der das erste Kapitel des gerade genannten Buches hervorging<sup>36</sup>. Es hat in den beiden anderen Hauptkapiteln »Renaissance und Reformation« sowie »Revolution und Historismus« zum Gegenstand und bietet am Schluss einen »Ausblick auf die Gegenwart«. »Allgemeine Geschichte im Zeitalter der Renaissance und der Entdeckungen« behandelte Kessel ebenfalls in Vorlesungen, zuletzt in Mainz im SS 1969. – Dieses tieferschürfende Buch, das alles andere als eine militärgeschichtliche Abhandlung ist, dürfte von den ihm weiterhin nicht rundum wohl gesonnenen Marburger Professoren erst gar nicht zur Kenntnis genommen worden sein. Friedrich Meinecke freilich, der schon fast erblindet und zudem auch stark schwerhörig war, charakterisierte treffsicher dieses Werk in einem Brief vom 31. Januar 1951 an den bis 1945 sehr einflussreichen Wiener Kollegen Heinrich Ritter von Srbik, der ihm sein letztes großes Werk *Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart*<sup>37</sup> »in alter Verehrung« gewidmet hatte und das Meinecke gerade zur Kenntnis nahm, wie folgt:

»Nebenher lasse ich mir auch aus dem eben erschienenen Buch von Eberhard Kessel ›Zeiten der Wandlung‹ vorlesen [...], das aber] von dem fruchtbaren Gedanken geleitet [ist], den Historismus nicht nur als eine Kraft für geschichtliches Sehen und Denken, sondern auch als eine Kraft für politisches und soziales Handeln, z. B. bei Männern wie Scharnhorst und Stein nachzuweisen«<sup>38</sup>.

Nicht zuletzt dank solcher Anerkennung und derartigen Zuspruchs sowie der ihm eigenen Charakterstärke und Sturheit bewältigte Kessel

»die für ihn nicht einfache Situation des älteren Privatdozenten mit ruhiger, ja heiterer Gelassenheit, blieb auch dann sachlich und zurückhaltend, wenn es bei der Aufstellung

35 Eberhard Kessel, *Zeiten der Wandlung. Hauptepochen abendländischer Geschichte*, Hamburg 1950, 2. Aufl. Darmstadt 1953. Das Buch hätte eine Neuauflage verdient!

36 Ders., *Vom Neubeginn* (Anm. 13), S. 16.

37 2 Bde., München/Salzburg 1950/1951.

38 Friedrich Meinecke, *Ausgewählter Briefwechsel*, hrsg. u. eingeleitet v. Ludwig Dehio/ Peter Classen, Stuttgart 1962, S. 306f., hier S. 307. – Zu Meineckes Briefpartner Eberhard Kessel, Heinrich Ritter von Srbik, in: *Deutsche Universitätszeitung* 6 (1951), Heft 8, S. 8–10. Dieser Nachruf zeugt von der Unvoreingenommenheit und Fairness Kessels und seiner stets nach größtmöglicher Objektivität und Gerechtigkeit strebenden Arbeitsweise. Wohltuend hebt er sich von zeitgenössischen Urteilen ab, wie sie z. B. bei Thomas Winkelbauer in seinem Buch *Das Fach Geschichte an der Universität Wien. Von den Anfängen um 1500 bis etwa 1975*, Göttingen 2018, passim, bes. S. 171–182, S. 224–227 und S. 233/234 zu finden sind; dort, S. 233f., äußert sich Winkelbauer unangemessen herablassend über das Verhältnis Meinecke-Srbik und die Anerkennung, die aus dieser Widmung spricht.

des Semesterprogramms nicht immer ganz gerecht zuzuging und er ungeliebte Aufgaben übernehmen musste, beklagte sich nie und konnte gelegentlich über sich selbst lachen und sogar spotten«<sup>39</sup>.

1954 wurde Kessel an der Philipps-Universität endlich außerplanmäßiger Professor. Das machte ihn bei den Studierenden nicht beliebter, die – so ihre Ansicht – unter seiner Detailversessenheit, d. h. seinem Beharren auf verlässlicher Genauigkeit und Quellentreue, meinten leiden zu müssen und die an seinem unentwegten Klappern mit dem Schlüsselbund Anstoß nahmen<sup>40</sup>. In seinen Lehrveranstaltungen berücksichtigte er wunschgemäß die Geschichte der USA, behandelte aber schon »im WS 1946/47 im Seminar den Kriegsausbruch von 1939«, im WS 1947/48 den Zusammenbruch im Jahre 1918. Im SS 1950 hielt er eine Übung über den »Widerstand gegen Hitler« ab. Er las zum Beispiel, vierstündig!, »Deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart«, erstmals im WS 1947/48 und öfter<sup>41</sup>, später, im SS 1963 und im WS 1968/69 auch in Mainz. Gerade für die Zeit nach der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten und des Zweiten Weltkriegs betonte Kessel »die Notwendigkeit der Verbindung des Universalen und Nationalen, vor der sich die heutige Zeit erneut und dringender denn je und im Besitz bitterer Erfahrungen gestellt sieht«<sup>42</sup>. Schon 1947 hatte er am silbernen Band der Lahn die junge Germanistin Dr. Gisela Krause (1918–1991) geheiratet, die einer angesehenen Hamburger Pastoren-, Patrizier und Senatorenfamilie entstammte. Mit ihrer Klugheit und ihrem Charme verstand sie es liebenswürdig, geschickt und eloquent, die Ecken und Kanten ihres Mannes zu glätten. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, die Tochter Helen, »Nelly«, und der Sohn Ralph. – Von dem innigen Verhältnis der Eheleute zeugt Eberhard Kessels liebevolles und einfühlsames Gedicht »Meiner Lebensgefährtin gewidmet« am Anfang der von ihm herausgegebenen *Autobiographischen Schriften* seines Lehrmeisters Friedrich Meinecke. Diese Edition, so lesen wir am Schluss des von leichtem Holpern nicht freien kleinen Kunstwerkes, solle die beiden vertrauten Eheleute noch enger verbinden, zudem auch mit

»Kind und Kindeskind, / Auf daß ein jegliches sich einst erwähle / Als höchstes Gut die freie, frohe Seele, / Die auch im Drucke nimmer möchte missen / Die unbedingte

---

39 Gotthold Rhode, Der Kollege, in: Eberhard Kessel. Ansprachen (Anm. 1), S. 6. Zur Vita und Bewertung dieses angesehenen Osteuropahistorikers, mit dem Kessel befreundet war, Eike Eckert, Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990), Osnabrück 2012. Vgl. auch den Beitrag von Jan Kusber in diesem Band.

40 Freundliche Mitteilung von Professor Dr. Alexander Demandt/Lindheim vom 2. April 2017.

41 Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 15f.

42 Ders., Heinrich Ritter von Srbik (Anm. 36), S. 8. In diesem Zusammenhang jetzt Hans-Christof Kraus, Nation und Nationalstaat. Historische Voraussetzungen und gegenwärtige Bedeutung, in: Zur Lage der Nation, hrsg. v. Carlo Masala, Baden-Baden 2018, S. 9–27.

Freiheit im Gewissen / Und scheint dies Buch von Wolken oft umzogen, / Es kam und blieb der Liebe Regenbogen«<sup>43</sup>.

So und auch als selbstkritischen empathischen Poeten dürften bis dahin nur wenige den ansonsten eher spröden, kritischen, bisweilen auch sarkastischen Gelehrten gekannt haben.

Zehn Jahre nach der Hochzeit erschien Kessels stattliche, über 800 Seiten umfassende Biographie des großen preußischen Strategen und Generalstabschefs Helmuth (seit 1870: Graf) v. Moltke (1800–1891)<sup>44</sup>. Das Buch scheint nur vordergründig das Vorurteil der Marburger Professorenschaft zu bestätigen. Es ist nicht nur ein Werk der Kriegsgeschichte und auch weit mehr als eine Biographie. Das Werk ist zwar die »definitive Moltke-Biographie«<sup>45</sup>, aber auch eine Geschichte des preußischen Generalstabs im 19. Jahrhundert. Es birgt zahlreiche biographische Skizzen über Militärs sowie preußische Politiker und Beamte jener Zeit, auch der preußischen Könige bzw. Deutschen Kaiser, und ist ein unübersehbarer, gültiger Beitrag zur Geschichte Preußens, Deutschlands, ja Europas im 19. Jahrhundert. In dem Buch sind Quellen aus dem Kreisauer Familienarchiv der Moltkes verarbeitet, was ihm einen besonderen Wert verleiht, weil diese Archivalien ebenso wie die vielen Quellen aus dem Potsdamer Heeresarchiv seit 1945 verloren sind. Kessel wies auf dem ihm von Meinecke gewiesenen Weg nach, dass in Moltke »der Typus des handelnden und des denkenden Menschen eine ideale Synthese erreicht« hatte. Umfassend sah er Moltke in seiner Zeit.

»Diese Verknüpfung von Persönlichkeit und Umwelt in ihrer gegenseitigen historischen Bedingtheit, von Besonderem und Allgemeinem zeugt von der Höhe der biographischen Kunst, die Kessel beherrschte und die heute in der deutschen Geschichtswissenschaft weitgehend verloren, oder, genauer gesagt, abgewertet worden ist, während sie in der französischen und angelsächsischen Geschichtsschreibung nach wie vor selbstverständlich weitergepflegt wird«<sup>46</sup>.

Charakteristisch und bezeichnend für ihren Verfasser ist die Widmung, die Kessel für einen der Förderer seiner Moltkebiographie vorangestellt hat:

»Heinrich von Stülpnagel zum Gedächtnis. [...] Sein Name steht zugleich für viele andere, die wie er vom Abgrund der Zeit verschlungen sind. Möge das Buch an seinem Teil von der Sachlichkeit, Feinheit und Sauberkeit zeugen, die zu den besten Tradi-

43 Friedrich Meinecke, *Autobiographische Schriften*, hrsg. v. Eberhard Kessel, Stuttgart 1969, S. V.

44 Eberhard Kessel, *Moltke*, Stuttgart 1957.

45 Winfried Baumgart, *Der Wissenschaftler*, in: Eberhard Kessel, *Ansprachen* (Anm. 1), S. 9–16, hier S. 10.

46 Ebd.

tionen des preußischen Generalstabes gehörten. In ihnen hat der General Heinrich von Stülpnagel gelebt und gewirkt, im Dienste ihrer Bewährung ist er dahingegangen«.

Der so posthum Gewürdigte wurde als Angehöriger des aktiven Widerstands gegen die nationalsozialistische Tyrannei am 30. August 1944 ermordet.

Gegen Ende seiner Marburger Zeit verfasste Kessel eine Art Bekenntnisschrift zu Preußen, auch und gerade zu dem der Weimarer Republik, und veröffentlichte sie 1961 im Zusammenhang mit einer scharfen Abrechnung mit dem Nationalsozialismus. Es ist Kessels persönlichste Veröffentlichung, in der er viel über sein Denken und seine Weltanschauung preisgab, was er nur selten tat<sup>47</sup>. Seiner Ansicht nach verlangte die preußische Tradition

»daß jede Generation stets von neuem wieder durch eigene Leistung das sinnvoll machte, was die Vorfahren getan hatten, Das konnte aber nicht geschehen im Kleben an bestimmten Formen und Vorurteilen, also an ›Traditionen‹ im Einzelnen, sondern in der Orientierung an den Erfordernissen und Bedingungen der gegenwärtigen ›Realität‹. So bezeichnet im Grunde – das Paradoxon sei erlaubt – eine eigentümliche ›Traditionslosigkeit‹ den Kern und das Wesen der preußischen ›Tradition‹, womit eine strenge Bindung der handelnden Persönlichkeit an ihre ›Aufgabe‹ gegeben war in Sachlichkeit, Illusionslosigkeit und Pflichterfüllung. [...] So ist, auf den Inhalt der Traditionen gesehen, die preußische Tradition ihrem ursprünglichen Wesen nach vollkommen offen. Sie verlangt Erfüllung der Pflicht, wohin auch immer der einzelne im Ablauf des Geschehens gestellt ist, um damit das Höchste an Leistung zum Wohle des Ganzen aufzubringen. [...] Kargheit, Härte, ja, Freudlosigkeit gehören als Begleiterscheinungen in einem zuweilen erschütterndem Maße zu diesem Preußentum in seinen Ursprüngen dazu«<sup>48</sup>.

\* \* \*

1962 endlich erfolgte der längst überfällige Ruf auf einen Lehrstuhl. Dieser Karrieresprung führte Kessel an die 1946 als Johannes Gutenberg-Universität wiederbelebte Hohe Schule in Mainz und ihr Historisches Seminar. Für manchen Universitätskollegen, vor allem aber für viele der dortigen Studenten war er von Anfang an ›der Preuße‹ schlechthin und deshalb bei ihnen, die meist aus dem Mainzer Umland kamen und von dieser Landschaft geprägt waren, nicht gerade beliebt. Er verlangte zudem viel an Leistung – unerhört erst recht für die Generation der »68er«. Das Gros mied ihn, zumal er nicht zu Unrecht als schlechter Redner regelrecht verrufen war. Hauptsächlich an diesem Faktor sind vor 1962 seine Versuche gescheitert, einen Lehrstuhl zu erlangen, etwa 1959/60 in Gie-

47 Kessel, Adolf Hitler (Anm. 2).

48 Ebd., S. 650.

ßen<sup>49</sup>. Es half ihm wenig, dass er zutiefst davon überzeugt war, »daß es in der Wissenschaft auf den Inhalt, auf die Aussage und nicht auf die gefällige Form des Vortrags ankommt«<sup>50</sup>. Kessels Schreibstil hingegen war makel- und tadellos; er konnte ebenso erzählen wie analysieren. Bezeichnend war, wie schon ausgeführt, dass »für Kessel das Streben nach historischer Objektivität eine unaufgebbare Forderung an das wissenschaftliche Arbeiten war«<sup>51</sup>.

Das Wiedererstehen der in den Jahren der Französischen Revolution untergegangenen Mainzer Universität wurde von der französischen Besatzungsmacht betrieben, die neben der römisch-katholischen Kirche auf die Besetzung der Lehrstühle, auch und gerade der für die Geisteswissenschaften, einen größeren Einfluss ausübte, als dies lange Zeit gesehen und zugegeben wurde. Die Vertreter des Fachs Geschichte<sup>52</sup> sollten sich vorrangig mit »dem Westen« beschäftigen, also mit der Geschichte »Westdeutschlands«, Frankreichs und Westeuropas. Der 1950 nach Mainz geholte Mediävist und Landeshistoriker Ludwig Petry (1908–1991), der aus Darmstadt stammte<sup>53</sup>, war der erste evangelische Historiker, der an das dortige Historische Seminar berufen wurde. Er lenkte allmählich den Blick nach Osten, in erster Linie auf Schlesien – Petry hatte vor 1945 an der

49 Heinz Duchhardt, Göhrings Berufung nach Gießen, in: Martin Göhring (1903–1968) Stationen eines Historikerlebens, hrsg. v. Heinz Duchhardt, Mainz 2005, S. 113–119, hier S. 114f.; ders., Eine Karriere im Zeichen der Umbrüche. Der Historiker Martin Göhring (1903–1968) in seiner Zeit, Stuttgart 2018, S. 204, 231–233. – Als ich im WS 1968/69 mein Studium in Mainz begann, wurde ich in der kompetenten, hilfreichen und guten Studienberatung durch einen Wissenschaftlichen Mitarbeiter, einen späteren Archivarskollegen, vor der von mir in Aussicht genommenen Teilnahme an Kessels vierstündiger Vorlesung »Deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart« mit dem Bemerkung gewarnt, der Dozent könne nicht reden.

50 Meyl (Anm. 28), S. 24.

51 Baumgart (Anm. 40), S. 9.

52 Zur Geschichte der Mainzer Geschichtswissenschaft vor der Errichtung des vierten Lehrstuhls, dem für Zeitgeschichte: Wojtynowski; vorher: Alois Gerlich, Das Historische Seminar, in: Tradition und Gegenwart II/2, S. 67–89; 50 Jahre Historisches Seminar und Lehrstuhl für Allgemeine und Neuere Geschichte der Universität Mainz, hrsg. von Peter Claus Hartmann, Mainz 1996. – Als Quelle – nicht ganz unapologetisch – für den Einfluss der französischen Besatzungsmacht und ihrer deutschen Anhänger siehe das interessante Buch von Helmut Mathy, Die Wirklichkeit übertrifft die Vision. Gespräch mit Karl Holzamer über die Frühzeit der Johannes Gutenberg-Universität, Mainz 1996, passim. – Über den Stand der historischen Wissenschaften in Mainz – Kirchen- und Rechtsgeschichte mussten unberücksichtigt bleiben – kurze Zeit nach Kessels Emeritierung unterrichtet: Forschungsbericht Geschichte, hrsg. von Nicole Güth, Mainz 1974, zu Kessels Lehr- und Forschungstätigkeit aus seiner Feder S. 88–106.

53 Norbert Conrads/Josef Joachim Menzel, Ludwig Petry und die schlesische Geschichtsschreibung, in: Ludwig Petry, Dem Osten zugewandt. Gesammelte Aufsätze zur schlesischen und ostdeutschen Geschichte. Festgabe zum fünfundsiebzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1983, S. XV–XVIII; In Breslau und Mainz. Ludwig Petry (1908–1991), Mainz 1996; Gedenkfeier zum 100. Geburtstag Ludwigs Petrys (1908–1991) in Mainz (3. Juni 2008), o. O. o. J. [2008]. Zu Petry vgl. auch den Beitrag von Winfried Irgang in diesem Band, S. 81–105.

Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau gewirkt. Damit hielt auch – direkt oder indirekt – das Thema Preußen Einzug in die Lehre am Historischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität. Es wurde ein Feld abgesteckt und vorbereitet, das dann tiefer gepflügt werden konnte, als 1962 Eberhard Kessel von der Lahn an den Rhein mit der umfassenden *Venia legendi* für Mittlere, Neuere und Neueste Geschichte auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Neueste Geschichte berufen wurde, den er bis 1972 inne hatte. Von seiner *Venia* jedoch machte er bis zum Sommersemester 1985 Gebrauch. Erst dann, wenige Monate vor seinem Tod, gab er nach einem schweren Schlaganfall seine Lehrtätigkeit auf.

1967 erschien nach langen Vorarbeiten Kessels zweite große Biographie. Er wusste nur zu gut, dass Preußen ganz richtig »als das Symbol harter Pflichterfüllung, spartanischer Einfachheit und Sparsamkeit, asketischer Lebenshaltung, autoritärer Staatsführung, Nüchternheit, Sachlichkeit und Militarismus« galt, aber »noch eine andere Seite« hatte, »die in Kunst, Schönheit, Wissenschaft und Kultur gipfelt, und die sich sogar mit jener anderen Haltung charakteristisch verbinden und eine eigentümliche Vielfalt starker geistiger Kräfte hervorbringen kann«<sup>54</sup>. Deshalb kann es nicht erstaunen, dass der Gelehrte sich Wilhelm von Humboldt zuwandte, mit dem er sich schon in seiner Monographie *Zeiten der Wandlung* befasst hatte<sup>55</sup>. Wilhelm von Humboldt diente dem preußischen Staat durch Geist und Bildung, die nach seiner und Kessels Meinung nur durch und in Freiheit gedeihen können<sup>56</sup>. Der Verfasser verstand die Humboldt-Biographie als eine Fortführung von Friedrich Meineckes *Entstehung des Historismus*<sup>57</sup>. Kessel wies u. a. nachdrücklich auf die Bedeutung der Gründung der Berliner Universität 1810 als Musteruniversität hin<sup>58</sup>. Seine Humboldt-Studie sah er auch als eine Antwort auf Siegfried A. Kaehlers entsprechendes Buch von 1927 bzw. 1963, der

54 Eberhard Kessel, Wilhelm von Humboldt und Preußen, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz V (1967), S. 25–54, hier S. 25. – Zu dieser anderen Seite Preußens auch z. B. Preußen. Kunst und Architektur, hrsg. von Gert Streit/Peter Feierabend, Fotografien von Klaus Frahm und Hagen Immel, Köln 1999. – Zu Wilhelm v. Humboldt jetzt auch Lothar Gall, Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt, Berlin 2011.

55 Eberhard Kessel, Wilhelm von Humboldt. Idee und Wirklichkeit, Stuttgart 1967; ders., *Zeiten der Wandlung*, 1. Aufl. (Anm. 34), S. 234–272; ders., Wilhelm von Humboldts Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, in: *Studium Generale* 2 (1949), S. 285–295; ders.; Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität, in: *Studium Generale* 8 (1955), S. 409–425; ders., Wilhelm von Humboldt und Preußen (Anm. 53).

56 Ebd., S. 25.

57 Friedrich Meinecke, *Die Entstehung des Historismus*, München/Berlin 1936 bzw. Band III der Meinecke-Edition, eingeleitet u. hrsg. von Carl Hinrichs, München 1959, 2. Aufl. 1965.

58 Dieter Langewiesche, Die ›Humboldt-Universität‹ als nationaler Mythos. Zum Selbstbild der deutschen Universitäten in ihren Rektoratsreden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift* 290 (2010), S. 53–91 versucht einmal mehr, die Grundideen Humboldts zu seiner Berliner Universitätsgründung als Mythos zu entlarven, doch vermögen seine Argumente nicht zu überzeugen.

die Hauptperson seiner Darstellung mit der Methode der Psychoanalyse maß und ihr, so Kessel, damit auch nicht ansatzweise gerecht werden konnte, ihn etwa – stark verkürzt – als typischen Vertreter eines extremen Idealismus sah, der zum Umgang mit harten politischen Tatsachen und zu tatkräftigem Handeln unfähig gewesen sei<sup>59</sup>. Kessel sprach sogar gelegentlich von seiner Humboldt-Biographie als »Anti-Kaehler« und betonte, wie sehr Meinecke das Buch seines direkten Schülers nach einer Art »Schockwirkung« abgelehnt habe<sup>60</sup>.

In der Mainzer Philosophischen Fakultät genoss der überzeugte und beken- nende Protestant Achtung und Ansehen, gehörte aber nicht zu ihren »Strip- penziehern«. Im Amtsjahr 1968/69, zu Beginn der Studentenrevolte, die all- mählich und abgeschwächt auf das recht ruhige Mainz übersprang, dessen Hohe Schule eher eine, wenn auch lebensfrohe Arbeitsuniversität war, war Eberhard Kessel Dekan der Philosophischen Fakultät. Das Ehrenamt übte er mit etwas steifer Würde respektgebietend aus, getreu dem preußischen Motto »Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen«, wie dies einst Generalfeldmarschall Graf Schlieffen gesagt hat, mit dem sich Kessel ebenfalls eingehend beschäftig- te<sup>61</sup>. Im Dekanat folgte ihm 1969 für zwei Amtsjahre der Politologe Hans Buchheim, und Kessel musste in für ihn langen zwei weiteren Jahren als Pro- dekan amtieren, was ihm zunehmend schwerfiel. Eberhard Kessel stand der bis heute nachwirkenden Reformwut skeptisch und ablehnend gegenüber, obwohl er die Schattenseiten der überkommenen Ordinarienuniversität, die in ihrer großen Zeit viel besser als ihr Ruf war, durchaus sah und benannte. Als ich im Sommersemester 1971 in Graz studierte, schrieb er mir am 9. Mai 1971 nach dort über die anstehende Universitätsreform mit der Aufgliederung der großen Fa- kultäten in Fachbereiche resignierend knapp und lakonisch »Sie werden später die Ergebnisse ›genießen‹ können«<sup>62</sup>. Schon in seiner Marburger Zeit pflegte er seinen Studenten – und seinen lehrenden Kollegen! – das zu sagen, was er 1978/ 79 nach der abgeklungenen Studentenrevolte gedruckt wiederholte: »Es gibt nur *eine* Studienreform, und die heißt: Arbeiten!«<sup>63</sup>

59 Siegfried A. Kaehler, Wilhelm von Humboldt und der Staat, München 1927, 2. Aufl. Göttingen 1963. Walter Bußmann, Siegfried A. Kaehler, Ein Gedenkvortrag, in: Historische Zeitschrift 198 (1964), S. 346–360; ders., Siegfried A. Kaehler. Persönlichkeit und Werk – Ein Essay, in: Siegfried A. Kaehler, Briefe. 1900–1963, hrsg. von Walter Bußmann/Günther Grünthal, Boppard 1993, S. 33–89.

60 Siehe auch Kessel, Friedrich Meinecke (Anm. 5), S. 188.

61 Rhode (Anm. 38), S. 8; Generalfeldmarschall Graf Alfred Schlieffen, Briefe, hrsg. und ein- geleitet v. Eberhard Kessel, Göttingen 1958; Eberhard Kessel, Graf Schlieffen und die Brü- dergemeine, in: Der Pietismus in Gestalten und Wirkungen. Festschrift für Martin Schmidt, hrsg. von Heinrich Bornkamm/Friedrich Heyer/Alfred Schindler, Bielefeld 1975, S. 300–314.

62 Brief im Privateigentum des Verfassers.

63 Kessel, Vom Neubeginn (Anm. 13), S. 16, Hervorhebung in der Vorlage; siehe auch Rhode (Anm. 38), S. 7.

Nach seiner Emeritierung lehrte Kessel altersweise noch bis 1985. In Mainz, wo er und seine Familie heimisch geworden waren, starb er nach längerer, schwerer Krankheit am 17. Januar 1986, einen Tag vor jenem Datum, das er wegen seiner Bedeutung für die preußische und die deutsche Geschichte (18. Januar 1701 und 1871) ganz altmodisch mit Kollegen, Studenten und Freunden so gerne fröhlich gefeiert oder gewürdigt hat. Bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung über den Kreisauer Kreis um den Widerstandskämpfer Helmuth James Graf v. Moltke in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz am Berliner Kulturforum am 21. Juli 1985, bei der der Bundespräsident den Kreisauer Kreis als ›Seele des Widerstandes‹ würdigte, sah ich ihn zum letzten Mal – inzwischen sichtbar gealtert und unter der drückenden Schwüle leidend<sup>64</sup>.

\* \* \*

Immer war Kessel sachlich, hilfsbereit und gänzlich unpräventiös. Wie Meinecke war er bescheiden und hing nicht an Äußerlichkeiten<sup>65</sup>. Er war ein Einzelkämpfer, irgendwie »vernetzt«, um diesen modischen Ausdruck zu gebrauchen, war er nicht und wollte das sicher auch nicht sein. Von Gremien und Kommissionen hielt er sich fern, gehörte aber zum Beispiel der Internationalen Kommission für Vergleichende Militärgeschichte an, deren Vizepräsident er von 1970 bis kurz vor seinem Tod war<sup>66</sup>. Zeitlebens bestach er bewusst durch Leistung, nicht durch Beziehungen. Kessels Erfolg als akademischer Lehrer war eher bescheiden und übersichtlich, weil er eben leider ein schlechter Redner sowie wegen seines Sarkasmus und seiner Anforderungen gefürchtet war. Vorlesungsthemen waren zum Beispiel, neben den schon erwähnten, die Preußische Geschichte (mit Kolloquien und Seminaren dazu), die Bismarcksche Reichsgründung, das Bismarckreich, der Erste Weltkrieg, die Weimarer Republik, Hitler und der Nationalsozialismus. Themen der Geschichtsschreibung und auch Friedrich Meinecke wurden in Kolloquien behandelt, die ansonsten seine Vorlesungen ergänzten<sup>67</sup>. In seinen von seinen Mitarbeitern<sup>68</sup> begleiteten Seminaren und Kolloquien herrschte der Gesprächstil. In jeder Sitzung wurde ein bestimmtes Thema durchgenommen, und dazu mussten die Teilnehmer die einschlägigen Quellen und die dazu gehörende Literatur kennen. Auf dieser

64 Der Kreisauer Kreis. Porträt einer Widerstandsgruppe. Begleitband zu einer Ausstellung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, bearb. von Wilhelm Ernst Winterhager, Berlin 1985.

65 Kessel, Friedrich Meinecke (Anm. 5), 187.

66 Vorwort der Herausgeber der Festschrift für Eberhard Kessel (Anm. 3), S. 7f.

67 Zusammenstellung von Kessels Lehrveranstaltungen, Schreiben des Mainzer Universitätsarchivs an den Verfasser vom 6. Juni 2007, Az. 5722-Kessel, Tgb.-Nr. 34/2007.

68 In chronologischer Reihenfolge Reinhard Patemann, Peter Bucher, Ekkhard Verchau und Detlef Erxleben.

Grundlage wurde dann diskutiert. Dabei allerdings konnte Kessel unangenehm bissig und sarkastisch werden und Studierende, die nicht ausreichend vorbereitet waren oder ihn auch nur nicht richtig verstanden hatten, regelrecht »niedermachen«<sup>69</sup>. Das konnte bisweilen auch auf Missverständnissen seitens des akademischen Lehrers beruhen, denn Kessel war stark schwerhörig, hatte ein »Infanterieohr«, wie er es nannte. – Für die Seminararbeiten, die zu Beginn eines Semesters abgegeben werden mussten, gab er keine Form und keinen Rahmen, auch keine Seitenbegrenzung vor und nahm – aus seiner Sicht selbstverständlich – auch handschriftliche Ausarbeitungen an. Er selbst bediente sich der deutschen Schreibschrift, die viele Studierende nicht beherrschten und die mit seinem zunehmenden Alter immer schwerer lesbar wurde. Seine Studentinnen und Studenten hatten unter ihm, seinen hohen Anforderungen, seiner spitzen, spöttischen Ironie und seinem Sarkasmus bisweilen recht heftig zu leiden. Was sie regelrecht zur Verzweiflung treiben konnte, war sein Schweigen. Er ließ sein Gegenüber reden, mitunter lange, auch wenn es sich dann in Fehlern verstrickte. Das war keine Gemeinheit, sondern in seiner Achtung gegenüber dem Gesprächspartner begründet, der dabei freilich riskierte, sich um Kopf und Kragen zu bringen<sup>70</sup>.

Kessel war also in vielerlei Hinsicht schwierig. Das häufig gebrauchte Bild vom weichen Kern in einer harten Schale trifft zwar auch auf ihn zu, charakterisiert ihn aber nur unzureichend. An einer großen Studentenzahl war ihm nicht gelegen, und in seinen Seminaren wollte er nur wenige Teilnehmer haben, die aus Interesse an der Sache kamen. Deshalb hielt er die Hauptseminare in Marburg sonnabends ab, in Mainz freitags abends von 17.00 Uhr bis 19.00 Uhr, wobei »Nachsitzen« vorprogrammiert war. In seinem schon erwähnten Brief nach Graz vom 9. Mai 1971 bemerkte er: »[...] im Seminar habe ich nicht recht aufgepaßt, und so sind es diesmal 26 Teilnehmer geworden, das ist fast zu viel, noch dazu da das Thema (Der Kriegsausbruch 1914) von jedem Mitglied die Durcharbeitung einer verhältnismäßig zahlreichen Literatur erfordert«<sup>71</sup>. Die Zahl der Hörer in den Vorlesungen nahm wegen seiner schlechten Rednergabe ohnehin rasch ab. Habilitiert hat er niemanden, und die Zahl seiner Doktoranden kann man an zwei Händen abzählen. Im Grunde aber mochte Kessel seine Studenten. Schon in Marburg, damals unter ganz bescheidenen wirtschaftlichen Bedingungen, luden seine Frau und er am Ende fast eines jeden Semesters die Teilnehmer an den Seminaren nach Hause zu einem fröhlichen Abschlusstreffen ein, wobei für das leibliche Wohl der jungen Gäste immer bestens gesorgt war, erst recht in Mainz.

69 Aus eigener Erfahrung kann ich mich an boshafte Äußerungen von ihm erinnern wie – sinngemäß – »Herr N.N., können Sie bitte Ihre Ausführungen noch einmal so wiederholen, dass auch Fräulein N.N. das verstehen kann?«

70 Meyl (wie Anm. 28), S. 26f.

71 Siehe Anm. 61.

Überhaupt war das Ehepaar Kessel gastfreundlich und weltoffen, so knorrig und kauzig der Gelehrte sonst bisweilen auch wirken und tatsächlich sein mochte. Es kann nicht verwundern, dass Kessel ebenso wie Meinecke keine »Schule« gebildet hat. Beide wollten das auch nicht: eine Schülerschar nach gleichen Methoden arbeiten zu lassen und/oder zu gleichen Zielen zu führen<sup>72</sup>. Nie ist Kessel dem Zeitgeist oder Modeströmungen hinterhergelaufen oder ihnen gar erlegen. Er war trotz seiner vielen Ecken und Kanten bei Licht besehen ein warmherziger Menschenfreund. Das freilich wusste er oft wirkungsvoll zu verbergen. Er war ein umfassend gebildeter, die Quellen zu allen von ihm bearbeiteten Themen souverän beherrschender Gelehrter humboldtschen Geistes, ein wahrer Schüler und Nachfolger des großen Friedrich Meinecke. So hat er in der Zunft bleibende Spuren hinterlassen.

---

72 Kessel, Friedrich Meinecke (Anm. 5), S. 187.



---

Jan Kusber

## Gotthold Rhode (1916–1990)



Gotthold Rhode war sicherlich einer der herausragenden Professoren der Johannes Gutenberg-Universität in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Eröffnung im Jahre 1946. Dies lag zum einen an dem langen Zeitraum, über den hinweg er sein Fach – die Osteuropäische Geschichte – in Mainz vertrat. Es waren – nimmt man die Zeiten hinzu, in denen er sich selbst vertreten hat – immerhin fast drei Jahrzehnte: von 1956 bis 1985. Dies gründete zum zweiten in der starken Position, die er sich in der Philosophischen Fakultät und in der Universität erarbeitete und pflegte. Er war, neudeutsch, ein *stakeholder*. Und es lag zum dritten und vor allem an der Reputation, die er sich kontinuierlich erwarb – national und international. Rhode war eine der herausragenden, wenn auch nicht unumstrittenen Figuren der Osteuropaforschung in der Bundesrepublik dieser Jahrzehnte. Die Staatssicherheit der DDR<sup>1</sup> interessierte sich für sein Wirken ebenso

---

1 Personendossier zu Gotthold Rhode, Archiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, BStU MfS HA

wie der Geheimdienst der Volksrepublik Polen, die er seit den 1950er Jahren immer wieder besuchte. Dieses Interesse der östlichen Nachrichtendienste gründete aber vor allem in seiner Vergangenheit im Kontext der sogenannten Ostforschung, die den Zielen der Nationalsozialisten aktiv zuarbeitete, sowie in seinem Engagement in der bundesrepublikanischen Vertriebenenszene, welches ihm dem Vorwurf des Revanchismus eintrug.

Rhode war bis zu seinem Tode unermüdlich und von hoher Produktivität. So wurde er – dies ist sonst kaum einem Fachvertreter zuteil geworden<sup>2</sup> – Gegenstand biographischer Forschung. In Eike Eckerts Studien, insbesondere in seiner Dissertation, hat er eine ebenso kritische wie faire Würdigung erfahren. Eckerts Arbeiten sind die Grundlage für diese Skizze zu Rhode, die sein Wirken an der Mainzer Universität in den Mittelpunkt stellt<sup>3</sup>.

## 1. Ostforschung und Osteuropäische Geschichte: Rhodes Weg bis 1956

Gotthold Rhode wurde am 28. Januar 1916 geboren, als die Provinz Posen noch zum Deutschen Kaiserreich gehörte. Kamillenthal bei Schildberg war ein unbedeutender Ort, prägend war seine Kindheit und Jugend im elterlichen Pfarrhaus, in dem sein Vater Arthur Rhode, Pastor und Superintendent, die evangelisch-deutschen Traditionen des Posener Landes aufrechterhielt, auch nachdem Großpolen mit dem Untergang der Kaiserreichs und dem Wiederentstehen des polnischen Staates zur Republik Polen gehörte. In seinem deutschnationalen Elternhaus wurde in der Zwischenkriegszeit ein deutscher Landespatriotismus gepflegt, der von der *mission civilisatrice* der Deutschen im Posenschen

---

IX/11 FV Nr. 1643/69 Bd. 40. Die Stasi erwies sich im Fall Rhode von erstaunlicher Unkenntnis.

2 So fehlen Arbeiten zu den auf ihren Forschungsgebieten ähnlich wichtigen Personen wie Günther Stökl (Köln), Reinhard Wittram (Göttingen) oder Georg von Rauch (Kiel). Eine Ausnahme ist die jüngst erschienene Arbeit von Esther Abel, Kunstraub – Ostforschung – Hochschulkarriere. Der Osteuropahistoriker Peter Scheibert. Paderborn 2016. Sie zog eine maßlos überzogene Reaktion seiner Marburger Schüler nach sich: Egbert Jahn/Inge Auerbach, Der Osteuropahistoriker Peter Scheibert. Anmerkungen zu einer misslungenen Biographie, in: Osteuropa, Jg. 2017, Heft 1–2, S. 27–59.

3 Zentral: Eike Eckert, Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode, Osnabrück 2012, sowie Eike Eckert, Gotthold Rhode und die Entwicklung des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte bis zum Ende der 1960er Jahre, in: Hans-Christian Petersen/Jan Kusber (Hrsg.), Neuanfang im Westen: 60 Jahre Osteuropaforschung in Mainz, Stuttgart 2007, S. 53–89; ders., Zwei Lebenswege in der deutschen Minderheit in Polen: die Historiker Gotthold Rhode und Richard Breyer als treibende Kräfte in der Kommission, in: Wolfgang Kessler (Hrsg.), Zwischen Region und Nation: 125 Jahre Forschung zur Geschichte der Deutschen in Polen, Osnabrück 2013, S. 193–212.

durchdrungen war und blieb und die Versailler Regelungen als Unrechtsregime begriff. Zugleich wurde Rhode aber mit der polnischen Sprache, Kultur und Geschichte tief vertraut und begegnete im Gegensatz zu anderen Heranwachsenden der deutschen *Community* seinen polnischen Nachbarn im Alltag mit echtem Interesse. In Posen nach 1919 bot das reduziert fortexistierende deutsche Schulwesen Rhode die Möglichkeit, das unter den Minderheitenschutzverträgen arbeitende Deutsche Privatgymnasium bis zum Abitur zu besuchen, bevor er ab dem Wintersemester 1934/35 Geschichte, Geographie, Slawistik und Volkstumskunde studierte, zunächst in Jena. Dort trat er dem Verein Deutscher Studenten bei. Zum Sommersemester 1936 wechselte er nach München, engagierte sich im Bund Auslandsdeutscher Studenten, also in Gruppierungen, die national, teils völkisch ausgerichtet waren. Ein Jahr später ging er nach Königsberg, gleichsam näher an die Grenze und an den Raum heran, den er als seine Heimat betrachtete und der ihn faszinierte. Dort war er zugleich Sachbearbeiter in der Oststelle der Reichsstudenführung. Schon ein Semester später, zum Wintersemester 1937/38, wechselte er nach Breslau. Neben der Universität generell wurde dort das Osteuropainstitut zu einem Zentrum der sich entfaltenden Ostforschung<sup>4</sup>. Anfang 1939 wurde er dort von dem Kirchenhistoriker und Slavisten Hans Koch mit einer Arbeit zu *Brandenburg-Preußen und die Protestanten in Polen 1640–1740. Ein Jahrhundert preußischer Schutz Zollpolitik für eine unterdrückte Minderheit*<sup>5</sup> promoviert. Im April desselben Jahres wurde er Referent des Osteuropa-Instituts Breslau. Dort lernte er auch seine spätere Frau, Ilona Benning (1913–2007), kennen, die dort als Institutssekretärin arbeitete. Rhodes Interesse an Rumänien rührte mit Sicherheit aus der Herkunftsregion seiner Frau, die aus Siebenbürgen stammte und die er im Juni 1940 heiratete<sup>6</sup>.

Vom August bis November 1939 war er freiwilliger Dolmetscher im Rang eines Sonderführers in der Wehrmacht. Hierdurch erhielt er die deutsche Staatsbürgerschaft. Anschließend beantragte er die Aufnahme in SA und NSDAP. Ab November 1939 wurde er zum Chef des Verwaltungsdistrikts Krakau, Otto Wächter, abgeordnet. Hier bereitete er Material für Raumordnungsfragen auf und war damit Teil des Systems deutscher Besatzungsherrschaft. Im Februar

---

4 Hans-Jürgen Bömelburg, Das Osteuropa-Institut in Breslau 1930–1940. Wissenschaft, Propaganda und nationale Feindbilder in der Arbeit eines interdisziplinären Zentrums der Osteuropaforschung in Deutschland, in: Michael Garleff (Hrsg.), *Zwischen Konfrontation und Kompromiss. Oldenburger Symposium: Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre*, München 1995 [1996], S. 47–72, zum Kontext der Ostforschung mit weiterer Literatur: Jan Kusber/Hans-Christian Petersen, *Osteuropaforschung zwischen Osteuropäischer Geschichte und Ostforschung*, in: Jürgen Elvert/Jürgen Nielsen-Sikora (Hrsg.), *Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus*, Stuttgart 2008, S. 289–312.

5 Leipzig 1941 (zgl. Diss. Breslau 1939).

6 Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Christiane, Michael und Sabine.

1940 meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht. Mehrfach verfasste er, wie mancher Wissenschaftler im Dienst der Ostforschung, Denkschriften zum Thema Polen für das Auswärtige Amt<sup>7</sup>. Im Winter 1940/41 war er als SS-Umsiedlungshelfer in Litauen tätig, ohne formal der SS anzugehören – und setzte als Rädchen nationalsozialistische Aussiedlungspolitik in die Praxis um<sup>8</sup>. Ab Frühjahr 1941 gehörte er endgültig der Wehrmacht an. Er diente bis 1945 im Stab des 38. Jägerregiments an der Ostfront, seit 1944 als Leutnant d. R. und Nachrichtenoffizier und ab Februar 1945 schließlich als NS-Führungsoffizier<sup>9</sup>.

Es waren diese Tätigkeiten im Verein mit einigen Artikeln und vor allem dem Vorwort zu seiner Dissertation, der es an Parteinahme für die deutschsprachigen Protestanten in der alten Adelsrepublik nicht mangelte, die an sich im Rahmen der Zeit aber als eine durchaus wissenschaftliche Bearbeitung eines Themas der Geschichte der Deutschen im Osten gelten konnte (und im Vergleich zu anderen Studien auch die polnische Historiographie berücksichtigte), die ihm später den Vorwurf eintrugen, ein Ostforscher gewesen zu sein und dem System zugearbeitet zu haben. In der Tat: Das Breslauer Institut hatte sich zur Speerspitze der Ostforschung entwickelt<sup>10</sup>; es stellte sich ganz in die Lebensraumpolitik des Nationalsozialismus, und als Referent war Rhode Teil dieses interdisziplinären Forschungsverbundes, der anwendungsorientiert zu arbeiten hatte. Sowohl sein Doktorvater Hans Koch als auch dessen Vorgänger auf dem Breslauer Lehrstuhl und als Institutsleiter, Hans Uebersberger, gaben den Denkraum vor, und Gotthold Rhode kam den Erwartungen in dem Vorwort seiner Dissertation vollumfänglich nach. Hatte dies nur Karrieregründe? Später ging Rhode über dieses Vorwort hinweg oder rechtfertigte es aus dem Zeitgeist heraus<sup>11</sup>. Diskussionen mit Mainzer Studenten sollte er sich jedenfalls, im Gegensatz zu Reinhard Wittram in Göttingen, nicht stellen<sup>12</sup>.

Nach Kriegsende war er zunächst Landarbeiter, Anzeigenakquisiteur und Hauslehrer in Niedersachsen<sup>13</sup>. Aber schon bald strebte er nach dem zurück, was

7 So rechtfertigte er in einer Denkschrift das Vorgehen der deutschen Besatzer gegen die katholische Kirche in Polen. Erweitert in: Gotthold Rhode, Nationalistisches Polentum und Katholizismus, in: Jahrbuch des Osteuropainstituts zu Breslau 1940, S. 73–110. Folgender Artikel Rhodes muss als völkisch-rassistisch bezeichnet werden: Gotthold Rhode, Die Weißruthenen, in: Jahrbuch des Osteuropainstituts zu Breslau 1942, S. 52–77.

8 Über diese Zeit hat er sich später geäußert: Gotthold Rhode, Als Ortsbevollmächtigter in Neustadt (Kudirkos Naumiestis) in Litauen: Erinnerungen an die Umsiedlung der Litauen-deutschen Januar bis März 1941, in: ders. (Hrsg.), Alte und neue Themen der Bevölkerungswissenschaft, Boppard 1981, S. 151–166.

9 Eckert, Zwischen Ostforschung (Anm. 3), S. 143–147.

10 Michael Burleigh, *Germany turns eastwards. A study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988, S. 253–298.

11 Eckert, Gotthold Rhode (Anm. 3), S. 589.

12 Ders., Zwischen Ostforschung (Anm. 3), S. 147.

13 UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, Bl. 5/1, Rhodes eigenhändiger Lebenslauf.

er als sein Milieu und seinen Traum begriff: der Geschichtswissenschaft. Im Sommersemester 1946 und im Wintersemester 1946/47 war er Tutor und ab dem Sommersemester 1947 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Hamburg. Die Netzwerke der Ostforschung funktionierten weiterhin<sup>14</sup>. Hermann Aubin, Mediävist und Schlüsselfigur in diesem Netzwerk, stellte ihn an. In Hamburg habilitierte er sich 1952 mit einer Arbeit, die er schon in Breslau begonnen hatte und die ihn erst recht eigentlich zu einem Osteuropahistoriker machen und die auch in polnischen Fachkreisen mit Respekt aufgenommen werden sollte. Seine Arbeit zur Ostgrenze Polens im Mittelalter erforderte umfassende Quellenkenntnisse lateinischer, polnischer und altrussischer Provenienz, die er mitbrachte oder sich angeeignet hatte. Sie stellte sein Interesse für multiethnisches, multireligiöses Zusammenleben unter Beweis und zeigte Ansätze zur Verflechtungsgeschichte *avant la lettre* und kann damit trotz ihrer Zeitbedingtheit auch noch am Beginn des 21. Jahrhunderts mit Gewinn genutzt werden<sup>15</sup>.

Nach der Habilitation 1952 wechselte er durch Vermittlung Hermann Aubins<sup>16</sup> an das von diesem mitgegründete Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg, das in den Gründungsjahren ein Sammelbecken alter und junger Ostforscher war. An der dortigen Universität war Rhode als Dozent tätig<sup>17</sup>.

## 2. Erwartete und erhaltene Rufe, große und kleine Kriege

Seit seiner Anstellung als wissenschaftlicher Referent in Marburg, einem Ort, an dem er und seine Familie sich offensichtlich sehr wohl fühlten, erwartete er einen Ruf an die dortige Universität. So gefiel es ihm nicht, dass Georg von Rauch 1953 als außerordentlicher Professor an die Philipps-Universität Marburg berufen wurde und nicht er, der dort bereits lehrte. Als 1955/56 in Mainz eine Professur

14 In der Historiographie ist die Rede von einer regelrechten »Breslau-Connection«: Jakob Michelsen, Von Breslau nach Hamburg. Ostforscher am Historischen Seminar der Universität Hamburg nach 1945, in: Rainer Hering/Rainer Nicolaysen (Hrsg.), *Lebendige Sozialgeschichte. Gedenkschrift für Peter Borowsky*, Wiesbaden 2003, S. 659–681, insbes. S. 675. Vgl. auch Arno Herzig, *Die Ostforschung der Universität Hamburg nach 1945*, in: Rainer Nicolaysen/Axel Schildt (Hrsg.), *100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg*, Berlin [u. a.] 2011, S. 181–196, S. 186.

15 Gotthold Rhode, *Die Ostgrenze Polens. Politische Entwicklung, kulturelle Bedeutung und geistige Auswirkung*, Köln 1955 (zugleich Habilitationsschrift Universität Hamburg 1952).

16 Zu Aubin umfassend: Eduard Mühle, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005; pointiert: Hans-Erich Volkmann, *Historiker aus politischer Leidenschaft. Hermann Aubin als Volksgeschichts-, Kulturboden- und Ostforscher*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), S. 32–49.

17 UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, Bl. 5/2, Auflistung seiner Marburger Lehrveranstaltungen.

für Osteuropäische Geschichte besetzt werden sollte, war es wiederum Georg von Rauch, der von der dortigen Fakultät favorisiert wurde. Das entsprach dem Schwerpunkt Russland (und Sowjetunion), der seit Werner Philipp und auch mit der Slavistin Margarete Woltner auf der Professur eingerichtet und gepflegt worden war<sup>18</sup>. Von Rauch hätte diese Tradition mit seinem Schwerpunkt auf früher Neuzeit und Gegenwart fortgesetzt. Er gab aber der Kieler Christiana Albertina den Vorzug vor der Johannes Gutenberg-Universität<sup>19</sup>.

Dies öffnete Gotthold Rhode den Weg nach Mainz. Der Ernennungsvorschlag der Fakultät würdigte ihn als ausgezeichneten Spezialisten für die Geschichte Polens, Ostmitteleuropas und Osteuropas insgesamt<sup>20</sup>. Seine Arbeiten und seine Vorträge im Kontext der Vertriebenen galten nicht etwa als anrühlich, sondern als geboten im Rahmen einer Ostkunde, die die erste Konjunktur neuer Professuren für Osteuropäische Geschichte und Slavistik beflügelte, denn diese Ostkunde-Professuren wurden zum Wohl des Faches immer disziplinar verortet. Ein Entnazifizierungsverfahren wurde im Zusammenhang mit seiner Ernennung nicht mehr vorgenommen, Referenzen erhielt er unter anderem von Eugen Lemberg, einer weiteren zentralen Figur der alten Ostforschung<sup>21</sup>. Im Wintersemester 1956/1957 vertrat er sich selbst und zum April 1957 wurde er zum außerordentlichen Professor und Direktor der Abteilung Osteuropäische Geschichte im Institut für Osteuropakunde ernannt. Er sah dies keineswegs als Höhepunkt seiner Karriere, sondern als einen ersten Schritt; so ärgerte er sich, dass 1959 Peter Scheibert als Nachfolger Georg von Rauchs Ordinarius in Marburg wurde und nicht er<sup>22</sup>. Eine kurzfristige Genugtuung bereitete ihm, dass ihn der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Peter Altmeier am 9. April 1960 zum persönlichen Ordinarius ernannte<sup>23</sup>. Ein wichtiges Karriereziel erreichte er, als seine Professur auch im Stellenplan der Fakultät zum Ordinariat erhoben wurde – mit Schreiben Altmeiers vom 1. März 1962.

Offensichtlich erst jetzt fühlte er sich »angekommen« und ließ seine Familie aus Marburg nach Mainz nachkommen – seine Frau und zumindest noch eine

18 Hans-Christian Petersen, »Die Gefahr der Renazifizierung ist in unserer Branche ja besonders groß«. Werner Philipp und die deutsche Osteuropaforschung nach 1945, in: Petersen/Kusber, Neuanfang im Westen (Anm. 3), S. 31–52.

19 Eckert, Zwischen Ostforschung (Anm. 3), S. 223–228.

20 UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, Bl. 12/1, undatiertes Besetzungsvorschlag vom Herbst 1956.

21 Rhode blieb Lemberg eng verbunden und setzte sich nachdrücklich und bis zum Rande der Beachtung geordneter Berufungsverfahren für dessen Sohn Hans Lemberg als Nachfolger ein. Umso größer sollte seine Verstimmung sein, als Hans Lemberg es vorzog, in Marburg zu bleiben – seit 1981 auf dem Lehrstuhl, den Rhode wohl gerne innegehabt hätte.

22 Zu diesen und anderen nicht realisierten Chancen, etwa auch der Idee Hermann Aubins, Rhode könne das Herder-Institut in Marburg leiten und weiterhin Professor in Mainz bleiben, Eckert, Zwischen Ostforschung (Anm. 3), S. 237–239.

23 UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, Bl. 43/1, Peter Altmeier an Rhode, undatiert.

Zeitlang seine Kinder fanden ein Heim in der Gonsenheimer Kapellenstraße, das durchaus seinen Ansprüchen entsprach. Rhode war von Beginn an statusbewusst, kritisierte gern und oft, sah sich zugleich ungerecht behandelt – und ließ es sein Gegenüber auch wissen. Seine Korrespondenz mit der Verwaltung der Mainzer Universität gibt davon ein beredtes Zeugnis. Er empfand es als Frechheit, dass die Universitätsverwaltung während eines Freisemesters kein Kolleggeld bezahlen wollte und wandte sich umstandslos ans Ministerium. Er sah es als Zumutung an, dass die Verwaltung 1959 nachfragte, ob er schon in Mainz wohne und ihm eine Wohnung zur Besichtigung anbot<sup>24</sup>. Nach dem Umzug 1962 war er indigniert, dass die Verwaltung nicht unverzüglich eine Summe Geldes anwies, um nun rheinland-pfälzische Unterrichtsmaterialien für seine Kinder kaufen zu können und – im gleichen Brief – um für das Trinkgeld der Arbeiter aufzukommen, die für ihn den Umzug abwickelten<sup>25</sup>.

Rhode setzte sich in diesen kleinen wie großen Kriegen mit der Universitätsverwaltung und dem übergeordneten Ministerium fast immer durch. Nachdem er 1966/67 als Dekan der Philosophischen Fakultät amtiert hatte und dann auch noch einen Ruf nach Bochum erhalten hatte<sup>26</sup>, den er dank eines üppigen personellen wie finanziellen Bleibeangebots ablehnte, kannte sein nach Außen getragenes Statusbewusstsein keine Grenzen mehr. Als sich Universität und Ministerium schwertaten, ihm 1967/68 wegen des anders getakteten Semesters an der University of Kansas faktisch ein ganzes freies akademisches Jahr zu bewilligen, kannte seine Empörung keine Grenzen. Immerhin sei er – als einer von wenigen Mainzer Professoren – international renommiert, auch wenn es nicht an ihm sei, sich selbst zu würdigen!<sup>27</sup> Er werde kleinlich behandelt. Und als er auch für dieses Jahr keine Kollegelder für die nicht erteilte Lehre erhalten sollte, sah er dies als rufschädigend an. Und wieder: Er setzte sich einmal mehr durch, bekam das freie Jahr und die Kollegelder<sup>28</sup>.

Was ihm für sich selbst und für die Belange seiner Familie gelang, misslang ihm auf universitärer Ebene, vielleicht dann doch auch in Überschätzung seiner Position als Ordinarius. Die 1968er Jahre gingen auch an der Universität Mainz nicht spurlos vorbei. Rhode war ein entschiedener Anhänger der alten Universität, wandte sich vehement gegen Vollversammlungen des AstA, die seiner Meinung nach revolutionäre Züge trugen. Er forderte Kollegen an anderen Universitäten auf, etwa in Heidelberg und Marburg, gegen die linken Kräfte

---

24 Ebd.: Rhode an den Kurator der JGU, 10.3.1959, unpaginiert.

25 Ebd.: Kostenaufstellung von Rhode vom 10.2.1962, drei Seiten unpaginiert.

26 Hans Roos sollte dann den Bochumer Lehrstuhl übernehmen.

27 Regelmäßig zeigte er der Leitung der JGU seine internationalen Verpflichtungen an. Siehe zum Beispiel sein Schreiben, in dem er die Aktivitäten für das Jahr 1975 auflistet: UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, unpaginiert.

28 Ebd., 16.9.1975 24/4 und 25/1 aus dem Jahre 1969.

vorzugehen – und sah dies als Kampf gegen den Kommunismus vor Ort. Mit dem Umzug seines Instituts von der *Domus Universitatis* ins Philosophicum fühlte er sich in seiner Ruhe gestört. Es ärgerte ihn, dass in Mainz die alten Fakultäten als dysfunktional angesehen wurden; die Rektoratsverfassung als (vermeintlicher) Ausdruck einer Ordinariuniversität geriet auch hier unter Druck. Und zur Verwunderung vieler Mainzer Professoren, auch Rhodes, war es die CDU-geführte Landesregierung unter Helmut Kohl, die die Universität reformierte und auf mehr Mitbestimmung setzte<sup>29</sup>. Trotz lebhafter Opposition Rhodes und seiner Kollegen, trotz elaborierter Denkschriften, in denen er das anzweifelte, was man heute Synergieeffekte nennen würde<sup>30</sup>, trotz seiner Kassandrarufo schließlich, dass das Ende der Freiheit von Forschung und Lehre bevorstehe, wurde die alte Fakultät in Fachbereiche aufgliedert. Er fand sich mit der Osteuropäischen Geschichte im Fachbereich 16 (Geschichtswissenschaft) wieder, das Institut für Osteuropakunde löste sich auf, schon allein deswegen, weil sich nun die Slavisten im Fachbereich 15 (Philologie) befanden. Aber es kam in Rhodes Augen, der seinen eigenen Fachbereich als Organ akademischer Selbstverwaltung nicht mehr recht ernst nahm, noch schlimmer. Spätestens im Zuge der Neugliederung geriet er mit seinem ehemaligen Assistenten und Habilitanden Georg Wild in Konflikt. Wild, ein Experte für die Kirchengeschichte Südosteuropas, war von ihm und der Fakultät 1967 habilitiert worden mit einer Arbeit über Bogumilen und Katharer<sup>31</sup>. Rhode hatte diese Arbeit unterstützt und sich auch dafür eingesetzt, dass Wild erst außerplanmäßiger Professor und dann Wissenschaftlicher Rat im Institut für Osteuropakunde wurde. Nach der Reform sah die Institutsverfassung nun vor, dass die Leitungen unter allen Professoren, ob Ordinarius oder nicht, rotierten. Rhode weigerte sich jedoch, in dieser Funktion mit Wild zu alternieren – zumal es ihn jetzt maßlos ärgerte, dass dieser dauerhaft eine Assistentenstelle blockierte, die eigentlich zu seiner Verfügung stand<sup>32</sup>. Als Wild sich im August 1974 durchsetzte und »Abteilungsvorsteher« wurde – Rhode war der Auffassung, Wild habe sich nur deshalb zum Dekan des ungeliebten Fachbereichs (1974–1976) wählen lassen –, war der Ordinarius außer sich. Man konnte nur für oder gegen ihn sein, Niederlagen auf dieser Ebene steckte er ganz offensichtlich nicht leicht weg, und er führte mit anderen Klage

29 Gegen die Meinung, dass »1968« an Mainz vorbeigegangen sei: Michael Kißener, »1968« in Rheinland-Pfalz: Probleme und Erträge einer historischen Spurensuche, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 35 (2009), S. 559–608.

30 UA Mainz, Best. 13 Nr. 515, Bedenken gegen die Einrichtung der Fachbereiche als neue Verwaltungseinheiten, 10. 7. 1969 (4 Seiten).

31 Georg Wild, Bogumilen und Katharer in ihrer Symbolik. T. 1. Die Symbolik des Katharertums und das Problem des heterodoxen Symbols im Rahmen der abendländischen Kulturarbeit, Mainz 1967 (unpubliziert).

32 UA Mainz, Best. 64 Nr. 1767, Bl. 73/1–3.

gegen die Neuordnung der Universität, die er verlor. In der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft fand er gleichgesinnte Ordinarien und *Professores*, die das hochhielten, was sie für ihr Selbstbild für geboten hielten<sup>33</sup>. Zukunftsweisend war diese Art nicht – seine Mitarbeiter spürten dies<sup>34</sup>. Die Begrenzungen, die ihm offensichtlich der professorale Habitus aufzwingen – auch dies gehört zur Persönlichkeit Rhodes –, hinderten ihn allerdings nicht, wissenschaftlich auch neue Wege zu gehen.

### 3. Das wissenschaftliche Werk

Als Gotthold Rhode nach Mainz kam, hatte er bereits jene zwei Werke vorgelegt, die seinen Ruf als Ostforscher und als Osteuropahistoriker begründeten, die erwähnte Dissertation und die Habilitationsschrift. Seine Produktivität war schon vor seinem Ruf nach Mainz bemerkenswert. Sie blieb es, und er zielte auf verschiedene Leserschaften – neben dem Aufsatz für Fachzeitschriften wie die *Zeitschrift für Ostforschung* oder die *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*<sup>35</sup>, deren Mitherausgeber er länger oder kürzer war und unzähligen Beiträgen zu Sammelwerken schrieb er auch gerne im *Mitteilungsblatt der Landsmannschaft*, die ihm lange eine Heimat bot und die er mitbegründet hatte. Er schrieb in Sammelpublikationen der bundesrepublikanischen Vertriebenenszene<sup>36</sup>, aber auch in der regionalen und überregionalen Presse, wie der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Vom Literaturbericht als wissenschaftliche Pflichtübung und einer Fülle von Rezensionen über den gediegenen und quellengesättigten Fachaufsatz, über historische Kontexte erläuternde Zeitungsartikel sowie tagespolitische Einlassungen mit Bezug zu Osteuropa bis hin zur Monographie und Quelleneditionen bespielte er alle Genres, die dem Historiker seiner Zeit zur Verfügung standen. Zeitlich interessierte er sich für Mittelalter, frühe Neuzeit und Zeitgeschichte gleichermaßen<sup>37</sup>. Er war ein Generalist der Geschichte Ostmitteleuropas und insbesondere der Geschichte Polens. Dafür brachte er um-

33 Sie hatte zeitweise eine durchaus florierende Publikationstätigkeit, an der zu beteiligen für Rhode Ehrensache war. Siehe etwa Gotthold Rhode, *Die Königskrönungen in Polen zur Zeit der Wahlkönige (1572–1795)*, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Herrscherweihe und Königskrönung im frühneuzeitlichen Europa*, Wiesbaden 1983, S. 33–55.

34 Gespräch mit Ulrich Hausteil, 24. 5. 2004; Gespräch mit John Deasy, 30. 1. 2019.

35 Zum Beispiel: Gotthold Rhode, *Die Ehernen Grenzsäulen Boleslaws des Tapferen von Polen: Wege einer Legende* (Hermann Aubin zum 23. Dezember 1960), in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N. F. 8 (1960), S. 331–353.

36 Als Beispiel: Gotthold Rhode, *Volkstumsarbeit heute*, in: *Deutsches Volkstum außerhalb der Staatsgrenzen. Grundsätzliches zur Volkstumsarbeit*, Kiel 1961, S. 9–19.

37 Als Beispiel für die Zeitgeschichte: Boris Meissner/Gotthold Rhode (Hrsg.), *Grundfragen sowjetischer Außenpolitik*, Stuttgart [u. a.] 1970.

fassende Sprachkenntnisse mit, die er in einer erstaunlichen Tiefe und Breite besaß: Polnisch, Russisch, Ukrainisch und deren jeweils ältere Sprachstufen. Noch in Mainz versuchte er seine Kenntnisse im Serbokroatischen abzurunden und Rumänisch zu lernen und stellte sein Team so zusammen, dass immer auch Kompetenzen vorhanden waren, die er selbst nicht in dem von ihm geforderten Maß mitbrachte (z. B. für Südosteuropa und Rumänien in Gestalt von Georg Wild und Ulrich Haustein<sup>38</sup>, für Russland und die Ukraine in Rudolf A. Mark). Er interessierte sich natürlich für die Geschichte der Deutschen in Polen, insbesondere in Großpolen<sup>39</sup>. Er beteiligte sich an der Herausgabe einer Stadtgeschichte Posens, die vor allem deutsch perspektiviert war<sup>40</sup>. Vielfach befasste er sich mit Fragen der Grenzen, mit erzwungener Migration und Vertreibung. Dabei wurde über die Zeit ein Wandel der Perspektive erkennbar. Während er noch als Referent im Herder-Institut in seinen Texten das Unrecht, das den vertriebenen Deutschen widerfahren sei, in den Vordergrund stellte<sup>41</sup>, nahm er in seiner Mainzer Zeit seit den 1960er Jahren zunehmend eine vergleichende Perspektive vor und versuchte die Vertreibungen am Ende des Zweiten Weltkriegs nicht nur auf die Deutschen, sondern auch auf die Polen zu beziehen, die aus den Ostgebieten der 2. Polnischen Republik vertrieben wurden. Ja, er begann erzwungene Migration sogar als Konstante der Geschichte des 20. Jahrhunderts zu begreifen, indem er die Balkankriege oder Vertreibungen im Fernen Osten mit einbezog<sup>42</sup>. Dies tat er weniger aus einem Relativismus heraus, sondern um die polnische Politik verständlich zu machen: Den Nachbarn kennen und verstehen – so lässt sich sein Credo gerade in Bezug auf Polen und die Polen zusammenfassen<sup>43</sup>. Dieses Kennen und Verstehen inkludierte immer den Rückgriff auch aufs Mittelalter<sup>44</sup>.

38 Sie arbeiteten ihm etwa zu für: Gotthold Rhode, Die Staaten Südosteuropas vom Berliner Kongress bis zum Ausgang des 1. Weltkriegs, in: Theodor Schieder (Hrsg.), Handbuch der Europäischen Geschichte, Bd. 6, Stuttgart 1968, S. 547–609. In dessen Band 7 bewegte er sich auf gewohntem Terrain und schrieb die Kapitel über Polen, Litauen und die Tschechoslowakei.

39 Gotthold Rhode (Hrsg.) Die Ostgebiete des Deutschen Reiches, 4. Aufl. Würzburg 1957.

40 Ders., Geschichte der Stadt Posen. Im Auftrage d. Histor.-Landeskundl. Kommission für Posen u. d. Deutschtum in Polen herausgegeben, Neundettelsau 1953. Eine in Mainz angestrebte Neuauflage gelang nicht.

41 Noch erkennbar in: Gotthold Rhode/Wolfgang Wagner (Hrsg.), The genesis of the Oder-Neisse Line in the diplomatic negotiations during World War II. Sources and documents, Stuttgart 1959.

42 Gotthold Rhode, Zwangsumsiedlung und Vertreibung als Element der Politik im 20. Jahrhundert, in: Akademische Blätter, 75. Jg. (1973), S. 174–176 und 76. Jg. (1974), S. 7–9.

43 Programmatisch: Ders., Dieser nährnde Erdboden einer jeden Verständigung ist aber die Kenntnis des Nachbarn: Festansprache anlässlich des 26. Eichenbrücker Treffens in Lüneburg, Bonn 1971.

Dies war auch die Motivation für sein Hauptwerk *Kleine Geschichte Polens*, die im Jahr der Erstauflage 1965 Standards setzte. Er verließ hier ganz weitgehend den deutschen Sehepunkt, sondern legte besonderen Wert darauf, die Gebiete miteinzubeziehen, die die Krone Polen im Mittelalter und die Territorien der Adelsrepublik umfassten. Er blickte also weit nach Osten. Deziert erklärte er in seinem Vorwort die Sinnhaftigkeit dieses Vorgehens gerade für eine deutsche Leserschaft, gegen deren Erwartungen er anschreiben wolle, auch dass er die Epochen gleichgewichtig zu behandeln trachte. Warum er die Darstellung nicht über den August 1939 hinausführte, erwähnte er in seinem Vorwort nur *en passant* damit, dass ihm diese Zeit zu nahe sei – und sagte gleichzeitig etwas zum Verhältnis seiner Familie zu Polen und den Polen: Sein Bruder ließ sich für die polnische Armee mobilisieren und verließ in polnischer Uniform das Elternhaus, Rhode sah ihn nach Kriegsausbruch nicht wieder<sup>45</sup>.

Die *Kleine Geschichte Polens* war nicht eigentlich »klein« mit ihren 500 Seiten, erlebte bis 1980 zwei weitere Auflagen in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt<sup>46</sup> und fand viele Leser. Rhode sah dieses Buch zugleich als erste Skizze für ein Handbuch der Geschichte Polens, das er mit seinem Gießener Kollegen Herbert Ludat hatte konzipieren wollen und das er in allen drei Vorworten ankündigte, im Vorwort zur dritten Auflage freilich schon mit einer Portion Skepsis, ob ein solches Unternehmen gelingen könne<sup>47</sup>.

Ähnlich groß dimensioniert sollte sein eigenes *opus magnum* werden. Er plante mit seinem Wechsel nach Mainz seine Habilitationsschrift über Polens Grenze im Osten fortzusetzen. Sie erschloss ja nur das Mittelalter und war lediglich bis 1401 geführt worden. Jedes seiner Forschungsfreiemester an der Johannes Gutenberg-Universität, sieht man einmal von seiner Zeit in den USA ab, begründete er damit, dass er den zweiten und dritten Band seiner *Ostgrenze Polens* recherchieren, skizzieren, weiterschreiben oder gar abschließen wollte. Seine Idee, diese Arbeit, die immer auch ein Nachdenken darüber implizieren musste, was polnische Staatlichkeit, polnische Nation, Völkerrecht in unterschiedlichen Epochen im Osten Europas bedeuten mochte, bleibt bis in unsere Gegenwart reizvoll, wurde jedoch nicht realisiert. Einige frühe Vorstudien zur

44 Ders., Die Ostbewegungen des deutschen, polnischen und russischen Volkes im Mittelalter. Versuch eines Vergleichs, in: Klaus Detlev Grothusen [u. a.] (Hrsg.), *Europa slavica, Europa orientalis*. Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, Berlin 1980, S. 178–204.

45 Vorwort zur ersten Auflage, S. XV.

46 Die dritte Auflage unter dem Titel »Geschichte Polens«.

47 Vorwort zur dritten Auflage, S. XIII. Es blieb beim Projekt, bevor es im 21. Jahrhundert unter neuen Vorzeichen und mit einer internationalen Autorenschaft in Angriff genommen wurde. Siehe Jan Kusber, Rezension von: Hans-Jürgen Bömelburg (Hrsg.), *Polen in der europäischen Geschichte*, Bd. 2: Frühe Neuzeit, 16. bis 18. Jahrhundert, Stuttgart 2017, in: *sehepunkte* 18 (2018), Nr. 7/8 [15.7.2018], URL: <http://www.sehepunkte.de/2018/07/32109.html>, zuletzt aufgerufen am 18.6.2019.

Curzon-Linie und der endgültigen polnischen Staatsgrenze in dessen Gründungsphase 1918–1920 blieben Fragment<sup>48</sup>. Eine größere Biographie über Józef Piłsudski blieb Skizze<sup>49</sup>.

Der Blick auf das Nichtgeschriebene sollte aber keineswegs den Blick darauf verstellen, dass er ein *Graphoman* war, der eine für die damalige Zeit ungeheure Literatur verarbeitete und sich auch immer wieder neue Themen erschloss<sup>50</sup>. Relativ spät, seit Ende der 1960er und zu Beginn der 1970er Jahre begann sich Rhode für die Geschichte der Juden im östlichen Europa zu interessieren. Ob dies der antisemitischen Welle geschuldet war, die 1968 Polen durchzog, oder einem Interesse für die *Shoa* geschuldet war, ist schwer zu sagen. Jedenfalls wollte er die Geschichte der Juden insbesondere in Polen zu einem neuen Forschungsschwerpunkt, gar einem in Mainz institutionalisierten Forschungszentrum ausbauen. Daraus wurde nichts, allerdings schrieb Rhode zur jüdischen Geschichte in verschiedenen historischen Epochen, vergab Examensarbeiten und gab nach seiner Emeritierung einen seinerzeit Standards setzenden Sammelband heraus<sup>51</sup>, der dieses Thema der Forschung in Deutschland öffnete. Schließlich und endlich war Rhode, der überzeugte Protestant, begeistert von der Wahl Karol Wojtyła zum Papst (Johannes Paul II.) und den Erfolgen der Gewerkschaft *Solidarność*, deren Kampf er als einen Freiheitskampf in einem oktroyierten kommunistischen Umfeld deutete – und mit der Politik der Teilmächte, *nota bene* auch der preußisch-deutschen, in Verbindung brachte<sup>52</sup>. Dass der Runde Tisch in Polen nach den Jahren des Kriegsrechts das Land in eine demokratische, freie Zukunft führen würde, begleitete er, schon schwer krank, publizistisch und mit der Überzeugung, dass sich ein neuer Horizont friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Polen in Europa eröffnen würde.

48 Gotthold Rhode, Die Entstehung der Curzon-Linie, in: Osteuropa Jg. 5 (1955) 2, S. 81–92.

49 Eckert, Zwischen Ostforschung (Anm. 3), S. 244. Gotthold Rhode, Probleme einer Biographie von Józef Piłsudski, in: Heinz Duchhardt/Manfred Schlenke (Hrsg.), Festschrift für Eberhard Kessel zum 75. Geburtstag, München 1982, S. 269–282.

50 Siehe das relativ vollständige Publikationsverzeichnis in seiner Festschrift zum 65. Geburtstag: John M. Deasy, Schriftenverzeichnis Gotthold Rhode, in: Ulrich Haustein/Georg W. Strobel/Gerhard Wagner (Hrsg.), Ostmitteleuropa. Berichte und Forschungen [Gotthold Rhode zum 28. Januar 1981], Stuttgart 1981, S. 519–543, sowie Nelly Lösow, Verzeichnis der Veröffentlichungen Gotthold Rhodes seit 1981, in: Zeitschrift für Ostforschung 40 (1991), S. 4–9.

51 Gotthold Rhode (Hrsg.), Juden in Ostmitteleuropa. Von der Emanzipation bis zum Ersten Weltkrieg, Marburg 1989.

52 Ders., Polen – eine historisch alte Nation, in: Frank Grube (Hrsg.), Der Freiheitskampf der Polen. Geschichte, Dokumentation, Analyse, Hamburg 1981, S. 11–48.

## 4. Die Lehre

War Rhode ein begeisterter Lehrer? Seine Vorlesungen waren nach den Maßstäben der Zeit nicht schlecht besucht, seine Seminare und Übungen fanden ihr Publikum. Sie fanden meistens in seinem »Direktorenzimmer« statt – es waren also selten zwei Handvoll Teilnehmer. Es ging ihm dort zumeist um das Übersetzen von Texten; wenn es um Interpretation und Kontextualisierung ging, waren die Studenten weniger gefragt – das leistete er selbst<sup>53</sup>. Überhaupt waren eher die Vorlesungen, dreistündig oder einstündig, seine Sache<sup>54</sup>. In den großen Vorlesungen konnte er über zwei oder drei Semester hinweg Themen entwickeln, die später in kleinere und größere Publikationen mündeten. Seine Vorlesungen handelten in unterschiedlichen Akzentuierungen von der Geschichte Polens vom Mittelalter bis zu Gegenwart, oft durch ergänzende Seminare und Übungen mit Quellenorientierung vertieft. Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse zeigt aber auch, dass er immer wieder Überblicke über die Geschichte Russlands und der Sowjetunion anbot, was sich in seinen Publikationen nur wenig abbildete, und dass er sich in Seminaren für den Panslawismus ebenso interessierte wie für revolutionäre und konservative Parteien Osteuropas am Ende des Ersten Weltkriegs. Mehrfach las er über »Russland, das Osmanische Reich und Südosteuropa«. Er lehrte zum »Geschichtsbewusstsein der Völker Osteuropas«, immer zwischen alten und jungen Nationen unterscheidend. Es finden sich aber auch spezielle Seminare etwa über »Verräter im Großen Nordischen Krieg, 1700–1721« (Mazeppa und Patkul). Gelegentlich streifte er die Geschichte Rumäniens und der Siebenbürger Sachsen. Anlassbezogen konnte er auch Veranstaltungen anbieten zum Prager Frühling oder zum Kriege recht in Polen. Vielseitig war er ohne Frage, quellenorientiert, hochgebildet – und wie viele seines Faches nicht nur in Mainz skeptisch gegenüber aktuellen Trends der Geschichtswissenschaften wie den Historischen Sozialwissenschaften. In Examensarbeiten ließ er sich Felder erschließen, in die er sich selbst einzuarbeiten gedachte. Er sah die Lehre als eine Pflicht, der er gewissenhaft nachkam, nicht aber als seine Leidenschaft<sup>55</sup>. In der Betreuung von Dissertation nahm Rhode, auch dies entsprach seinem Zugriff als Generalist, Themen zu allen Epochen und Regionen Osteuropas an<sup>56</sup>. Themen der russischen Geschichte<sup>57</sup> finden sich ebenso wie zu

53 Gespräch mit John Deasy, M.A., vom 30.1.2019; Gespräch mit Prof Dr. Hans-Christian Maner 25.6.2019.

54 Für eine komplette Zusammenstellung aus den Vorlesungsverzeichnissen der JGU danke ich Frau Anna Rammonat, B.A.

55 Gespräch mit John Deasy, M.A., vom 30.1.2019.

56 Nah an der Forschungsinteressen Rhodes: Helmut Neubach, Die Ausweisungen von Polen und Juden aus Preußen 1885/86. Ein Beitrag zu Bismarcks Polenpolitik und zur Geschichte

Staatlichkeitsversuchen in der Ukraine<sup>58</sup>. Die Zahl seiner Doktoranden war gemessen an seiner Dienstzeit nicht übermäßig groß, was sicher auch damit zusammenhing, dass Rhode mit Ludwig Petry, Josef Joachim Menzel und auch Konrad Fuchs Kollegen hatte, die Dissertationen zur Geschichte der Deutschen im Osten betreuten und hier mit ihm konkurrierten.

## 5. Mainz, Polen und die Welt

Mainz war in der Zeit, in der Gotthold Rhode im Institut für Osteuropakunde wirkte, vielleicht nicht der Nabel der akademischen Welt. Aber Rhode versuchte im Rahmen seiner Möglichkeiten, dem Standort zu Glanz zu verhelfen, der natürlich auf ihn zurückfiel. So nutzte er die von ihm geleitete Zweigstelle der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO), um namhafte Vertreter der Osteuropäischen Geschichte zum Vortrag nach Mainz zu holen, ohne den Institutsetat belasten zu müssen. Ob Hans Roos aus Bochum, Günther Stökl aus Köln oder Hans Lemberg aus Marburg – sie alle kamen nach Mainz, um vorzutragen. Dies galt auch für Gäste aus Polen. Die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde bot ihm im Nachkriegsdeutschland hierfür die Möglichkeit – eher als jene Organisationen, denen Rhode eigentlich näherstand. Im Gegensatz zu den Landsmannschaften und dem Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat in den 1950er und 1960er Jahren<sup>59</sup> galt ihr Interesse der interdisziplinären Osteuropaforschung und nicht den Deutschen im östlichen Europa. Ihre Vertreter hatten sich zwar auch zum Teil im Forschungszusammenhang der Ostforschung vor 1945 etabliert, waren zum Teil aber auch Regionalexperten wie Klaus Mehner, die einen anderen Zugang zu dem Raum hatten. Was beide Milieus verband, war die Ablehnung des Kommunismus. Und so finanzierte die DGO gerne Reisen polnischer Wissenschaftler nach Mainz, um nach 1956 »luftigere Varianten« des Sozialismus im Kalten Krieg zu unterstützen. Gotthold Rhode holte sogar kurz nach seiner Berufung an die Johannes Gutenberg-Universität 1957 die Jahrestagung der Gesellschaft nach Mainz<sup>60</sup>. Er wird dieses – nach seinerzeitigen Maßstäben – Großereignis nicht ohne Stolz ausgerichtet haben. Schon bald

---

des deutsch-polnischen Verhältnisses, Wiesbaden 1967; Gerhard Wagner, Deutschland und der polnisch-sowjetische Krieg 1920, Wiesbaden 1979.

57 Ein später Promovend, später Lehrstuhlinhaber in Köln: Christoph Schmidt, Russische Presse und Deutsches Reich 1905–1914, Köln 1988.

58 Rudolf A. Mark, Symon Petljura und die UNR. Vom Sturz des Hetmans Skoropadskyi bis zum Exil in Polen, Wiesbaden 1988.

59 Mitglied seit 1959, sollte Rhode als dessen Präsident zwischen 1986–1990 amtieren.

60 Fünfzig Jahre Osteuropa-Studien. Zur Geschichte der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas und der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde, Stuttgart 1963, S. 40.

wurde er Mitherausgeber der international noch immer hoch renommierten *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* (1962–1989), zwischen 1980, und über seine Emeritierung hinaus, bis 1990 war er Vizepräsident des Darmstädter Polen-Instituts, dessen Direktor er ob dessen Weltläufigkeit und dessen Mittlerfunktion für Polen und die polnische Kultur hoch schätzte<sup>61</sup>.

Überhaupt hatte er im Gegensatz zu manch anderen Lehrstuhlinhabern ein starkes Interesse, mit polnischen Fachkollegen ins Gespräch zu kommen. Nach Begegnungen, längeren Konferenzen und Exkursionen verfasste er immer Berichte, die hektographiert an die Universitätsleitung, aber auch an Kollegen verschickt wurden<sup>62</sup>. Er sah solche Kontakte, bei allen Gegensätzen, als unabdingbar an. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und den Schrecken der deutschen Besatzungsherrschaft war dies nicht nur schwierig mit jenen, die nun in der Volkrepublik Polen für eine Geschichtswissenschaft zu stehen hatten, die sozialistisch zu sein und der polnischen Nation in ihren Grenzen nach 1945 gerecht zu werden hatte, sondern auch mit jenen, die vor dem Hintergrund eines strammen Antikommunismus ins Exil gegangen waren<sup>63</sup>. Während er also mit führenden Historikern in der Volksrepublik Polen wie Marian Wojciechowski (damals Thorn) korrespondierte, ihn auch nach Mainz einlud, im Austausch aber auch sehr schnell die Grenzen der Übereinstimmung fand, bemühte er sich auch um das Gespräch mit Kollegen im Exil<sup>64</sup>. Wojciechowski kritisierte 1956 und 1958 die Standortgebundenheit Rhodes, vor allem die Ablehnung der Oder-Neiße-Linie, attestierte ihm jedoch, ein sehr guter Historiker zu sein, mit dem Streit lohne. Mit dem Exil, das die deutsche Gewaltherrschaft zwar auf das schärfste verurteilte, aber eben auch in großen Teilen die Westverschiebung Polens nach 1945 ablehnte, schien der Dialog einfacher zu sein. Der erste Schritt hierzu kam allerdings nicht aus Mainz, sondern aus Tübingen. Werner Markert, der Rhode zur Mitarbeit am Osteuropa-Handbuch Polen eingeladen hatte, hatte bereits 1956 zu einem Gespräch zwischen deutschen und exilpolnischen His-

61 Siehe Rhodes Widmung für Karl Dedecius in dem Exemplar seiner *Geschichte Polens* in der 3. Auflage, die heute in der Bibliothek des Deutschen Polen-Instituts steht.

62 Zu finden mit je eigener Signatur am Standort Osteuropäische Geschichte der Bereichsbibliothek Philosophicum der JGU. Als Beispiel der umfangreichste Bericht: Gotthold Rhode (Hrsg.), Bericht über die Exkursion des Instituts für Osteuropakunde, Abt. Osteuropäische Geschichte in die Tschechoslowakei vom 20. September bis 6. Oktober 1965, Gesamtleitung: Gotthold Rhode, Mainz 1965, 98 Seiten.

63 Krzysztof Ruchniewicz, *Zögernde Annäherung. Der Beginn des wissenschaftlichen Dialogs zwischen polnischen und deutschen Historikern in der Nachkriegszeit*, in: *Ansichten. Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt* 11 (2000), S. 23–54.

64 Keineswegs nur mit Historikern: Andreas Lawaty, Józef Mackiewicz, Gotthold Rhode und der »deutsche Leser«: eine Wahlverwandtschaft und die Untiefen der deutschen Rezeption, in: Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Zwischen (Sowjet-)Russland und Deutschland: Geschichte und Politik im Schaffen von Józef Mackiewicz (1902–1985)*, Osnabrück 2012, S. 327–365.

torikern nach Tübingen geladen. Rhode fehlte damals noch wegen seiner Pendelei zwischen Marburg und Mainz. Als nach schwierigen organisatorischen Verhandlungen eine zweite Konferenz in London stattfand, die das Placet der polnischen Exilregierung brauchte, war Rhode als der führende Polen-Historiker der Bundesrepublik Deutschland – hier fielen Eigen- und Fremdwahrnehmung durchaus zusammen – mit dabei und referierte.

Diese Dialogform fand mit dem Londoner Treffen ein Ende, wurde aber in einem erweiterten Format wieder aufgenommen – im verschlafenen Lindenfels im Odenwald. Rhode selbst beschrieb die Intention im Rückblick wie folgt:

»Weiterhin meinten wir, dass echte Sachgespräche am ehesten die Atmosphäre eines ruhig-sachlichen Diskutierens schaffen könnten, in der allein ein wirkliches Kennenlernen der Meinungen und der Probleme und auch der sie repräsentierenden Menschen möglich sei. Das hieß nicht, dass sich nun ausschließlich Angehörige eines bestimmten Faches versammeln sollten, wie es polnische und deutsche Historiker im Herbst 1956 in Tübingen und im Frühjahr 1964 in London getan hatten. Aber es bedeutete doch, dass die Teilnehmer auf deutscher Seite in erster Linie Personen sein sollten, die sich als Sachkenner polnischer Probleme ausgewiesen hatten [...]«<sup>65</sup>.

Die Atmosphäre in dem keinesfalls luxuriösen Hotel »Darmstädter Hof«, dessen Zimmer ohne Toilette und mit zugigen Fenstern ausgestattet waren, war abgegrenzt und zwanglos zugleich<sup>66</sup>. Jeder konnte die Sprache benutzen, die ihm zur Verfügung stand – Rhode kam hier sein ausgezeichnetes Polnisch, auf das er sich nicht ohne Grund einigem zugutehielt, gerade Recht. Bei den Eingeladenen handelte sich um Polenexperten in einem weiten Sinne. Jerzy Hauptmann, sein Co-Organisator und Mann mit einer Vergangenheit in der *Armija Krajowa*, hatte sich in der Emigration in den USA an der Parkland University bestens etabliert, war kein Historiker im engeren Sinn, sondern Politik- und Verwaltungswissenschaftler. Zwischen zwanzig und dreißig Personen kamen in den fünf Gesprächsrunden zusammen. Rhode stellte je nach Thema die deutschen Teilnehmer zusammen. Gelegentlich nahmen auch Teilnehmer aus der Volksrepublik Polen an den Runden teil. So wurden die Gespräche auch zu einem Forum der freien Rede auch unter Polen. Der Abbau von Klischees unter Experten war das Ziel, das Rhode und Hauptmann verfolgt hatten. Es wurde erreicht in einem Klima, das bereits von einem Tauwetter in den deutsch-polnischen Beziehungen

65 Rhode in: Jerzy Hauptmann/Gotthold Rhode, Lindenfels Gespräche. Ein Bericht über fünf deutsch-polnische Symposien 1964–1971, Bonn [usw.] 1972, S. 13f.

66 Hans-Christian Petersen, Wegbereiter der deutsch-polnischen Verständigung? Die Lindenfels Gespräche 1964–1979, in: Benjamin Conrad/Lisa Bicknell/Hans-Christian Petersen (Hrsg.), Kommunikation über Grenzen. Polen als Schauplatz transnationaler Akteure von den Teilungen bis heute, Berlin 2013, S. 117–139; Knapp: Peter Oliver Loew, Lindenfels Gespräche. Deutsch-polnischer Dialog in schwierigen Zeiten, in: Dieter Bingen [u. a.], Polnische Spuren in Deutschland. Ein Lesebuchlexikon, Bonn 2018, S. 210.

gekennzeichnet war. Rhode war sicher nicht an der Spitze derjenigen, die das Eis tauten; die Denkschrift der EKD, eher als der Brief der polnischen Bischöfe, hatten ihn, den Protestanten jedoch ins Nachdenken gebracht<sup>67</sup>. Lindenfels zeigte ihm, dass es zu dem Dialog keine Alternative gab.

Und mit der Entspannungspolitik der sozialliberalen Koalition ergaben sich für ihn, der gewiss noch immer ein Konservativer war, neue Mitwirkungsmöglichkeiten, namentlich seine Mitarbeit in der deutsch-polnischen Schulbuchkommission, die nach dem Warschauer Vertrag vom Dezember 1970 möglich wurde – wiewohl er der defacto-Anerkennung der Oder-Neiße-Linie kritisch gegenüberstand und seine Haltung später aus dem historischen Kontext zu begründen versuchte. Rhode sah nun die Möglichkeit, zu dem, was er als das Proprium wissenschaftlicher Auseinandersetzung betrachtete<sup>68</sup> – das Gespräch mit-, nicht übereinander. In diesem Sinn beteiligte er sich an der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission, die im Februar 1972 unter dem Dach der UNESCO-Kommissionen beider Länder gegründet wurde<sup>69</sup>. Sie war lange Zeit eine der wenigen Plattformen des Dialogs zwischen bundesdeutscher und polnischer Gesellschaft. Die Mehrheit der Teilnehmer waren Historiker und Geographen. Daneben wirkten Pädagogen, Didaktiker und Vertreter von Schulbuchverlagen mit. Rhode versuchte gemeinsam mit Klaus Zernack und anderen den Weg zu gehen, erst weniger kritische Themen zu erörtern, um sich dann zu den brisanten vorzuarbeiten, also etwa erst Wege der Industrialisierung zu besprechen, bevor man zur Rolle des Deutschen Ordens oder gar der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen vorangehen könne<sup>70</sup>.

Die Schulbuchkommission zwischen der Bundesrepublik und Polen war ein früher und bahnbrechender Versuch, nationale Sichtweisen auf die Geschichte zu überwinden, sowohl konfliktbeladene als auch verbindende Elemente der Geschichte zum Thema zu machen und zu einer gemeinsamen Darstellung zu kommen. Diese wurde den Öffentlichkeiten beider Länder in den 1976 verabschiedeten »Empfehlungen für die Schulbücher der Geschichte und Geographie in der Bundesrepublik Deutschland und in der Volksrepublik Polen« vorgestellt. Sie waren besonders in der Bundesrepublik lange heftig umstritten. Diese

---

67 Zum Kontext: Basil Kerski/Thomas Kycia/Robert Żurek, »Wir vergeben und bitten um Vergebung«. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe 1965, Osnabrück 2006.

68 Gotthold Rhode, Deutsch-polnische Schulbuch-Konferenzen: Hoffnungen, Möglichkeiten, Probleme, in: Deutsche Studien: Vierteljahreshefte H. 46 (1974), S. 127–140.

69 Dazu ausführlich: Thomas Strobel, Transnationale Wissenschafts- und Verhandlungskultur: die Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972–1990, Göttingen 2015.

70 Aus den nicht wenigen Referaten, die er auf den Kommissionssitzungen hielt, nur ein Titel: Gotthold Rhode, Evakuierung, Flucht, Verschleppung, Diskriminierung, Zwangsaussiedlung und Ausweisung der Deutschen aus Polen und den ostdeutschen Provinzen 1944–1947, in: Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuch-Kommission (Hrsg.), Deutsch-Polnische Schulbuchkonferenz der Historiker (19, 1986 Saarbrücken), Braunschweig 1987, S. 109–134.

Kontroversen um die Empfehlungen zeigten, unter welchen schwierigen zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen die Kommission seinerzeit arbeitete und wie sensibel in den beiden Gesellschaften deutsch-polnische Themen waren. Gotthold Rhode arbeitete an diesen Empfehlungen konstruktiv mit, amtierte sogar einige Jahre als Co-Vorsitzender. Gottfried Schramm würdigte seine Rolle in diesem Gremium in der *Frankfurter Allgemeinen* aus Anlass des siebenzigsten Geburtstags Rhodes:

»Mit Rhode steht jetzt ein Mann an der Spitze des Gremiums, der unbequeme Wege nicht gescheut hat. Im Rahmen einer gemischten Kommission aus Deutschen und Polen trug er in langwierigen Beratungen dazu bei, daß mittlerweile ein vielgelesener, aber auch vielbefehdeter Text vorliegt: Empfehlungen für die Schulbuchautoren in beiden Ländern, auf welche Weise sich hier wie dort das psychologische Klima entgiften läßt. Man rang um Wegweisungen, die für beide Seiten akzeptabel erschienen und mithelfen sollten, der jungen Generation ein sachgerechteres, entzerrtes Bild vom Nachbarvolk zu geben. Manche haben den Kopf geschüttelt, als ausgerechnet Rhode bei diesem Unternehmen mitmachte. Kritik traf ihn nicht zuletzt aus solchen Kreisen, in denen man ihn bislang für einen Gesinnungsgenossen gehalten hatte. Man rügte, daß bei den Schulbuchberatungen das volkspolnische Regime mit am Tische saß. Ohne angreifbare Formelkompromisse konnte es hier nicht abgehen. Aber Rhode erkannte mit sicherem Instinkt, daß hier mehr zu gewinnen war als Wortlaute. Die Kommissionsarbeit eröffnete eine einzigartige Gelegenheit, regelmäßige Gespräche zwischen deutschen und polnischen Historikern zu vereinbaren: auch und gerade über die heikelsten Fragen der gemeinsamen Vergangenheit«<sup>71</sup>.

Rhode wird erfreut gewesen sein, dass gerade ein so kritischer Geist wie der Freiburger Ordinarius Gottfried Schramm, dem er eher distanziert gegenüberstand, dies so sah.

## 6. Der schwere Abschied von Lehrstuhl

Gotthold Rhode war, dies dürfte deutlich geworden sein, mit Leidenschaft Ordinarius. Er hatte, wie er 1981 dem Minister mitteilte, daher auch nicht vor, sich mit 65 Jahren »entpflichten« zu lassen, sondern wollte bis zum 68. Geburtstag weiterarbeiten. Aber auch dann fiel es ihm schwer, das Institut, das Büro, seine Infrastruktur aufzugeben. So beantragte er noch zwei weitere Semester (1. April 1984–31. März 1985), um sich selbst vertreten zu können. Als dann sein Nachfolger, Erwin Oberländer, von einer Professur in Münster kommend, seinen Dienst antrat, strebte Rhode gleichsam eine Arbeitsteilung an – er würde sich weiterhin um Polen und Ostmitteleuropa kümmern, Oberländer sollte sich mit

71 Vermittler zwischen Ost und West: Gotthold Rhode wird 70, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28. 1. 1986.

Russland und der Sowjetunion befassen. In seinem »Direktorenzimmer« wollte Rhode bleiben. Raumfragen sind bekanntlich zentrale Aspekte der symbolischen Kommunikation. Dass er Schreibtisch und Büro räumen musste, gefiel ihm kaum, auch wenn er weiter auf die Infrastruktur des Instituts zugreifen konnte, um vor allem seine Korrespondenz und seine zunehmend wahllosen Leserbriefe zu diktieren<sup>72</sup>.

Dass er zuvor direkt und indirekt in die Besetzung seiner Nachfolge hatte eingreifen wollen, über seine Mitarbeiter John Deasy, Gerhard Wagner und Ulrich Haustein, aber auch durch Schreiben an den Minister, in dem er sich über die geplante Reduktion der Ausstattung seines Lehrstuhls im Sekretariatsbereich empörte – er würde damit unattraktiv für den von Rhode einzig favorisierten Hans Lemberg –, fügt sich ins Bild<sup>73</sup>. Bei den Probevorträgen für seine Nachfolge war er dabei und prüfte die Kandidaten selbst auf Herz und Nieren<sup>74</sup>. In Kommissionen, Herausbergremien und den zahlreichen ehrenvollen Positionen blieb er, der mit seiner Frau die letzten Lebensjahre in Heidesheim bei Mainz verbrachte. Nicht nur, weil er meinte, diese ehrenvollen Positionen stünden ihm von seinem wissenschaftlichen Gewicht her zu; er war wohl auch der Auffassung, es ginge nicht ohne ihn. Auszeichnungen nahm er als verdient entgegen, so die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der *Polish Society for Arts and Sciences Abroad*, des Preises für Verdienste um den deutschen Osten und das Selbstbestimmungsrecht des Bundes der Vertriebenen und des Georg-Dehio-Preises. Seine Eigensicht gibt vielleicht eins der Gelegenheitsgedichte wieder, die Rhode<sup>75</sup> aus Anlass runder Geburtstage oder anderer akademischer Feiern immer wieder zum Besten gab<sup>76</sup>:

»Ein Mensch, der gern Geschichte treibt / Und außerdem noch manches treibt, / Hat in den letzten vierzehn Jahren / Nicht nur erfreuliches erfahren.

Da gab es Streit, Hochschulgesetze, / Die ein' und and're Pressehetze, / Da hat man öfters keine Lust, / Auf neudeutsch heißt das: Man hat Frust!

Jedoch, da gibt es die Kollegen, / Sie gehen auf den gleichen Wegen, / Ob an der Weichsel, ob am Rhein, / An Spree, an Warthe oder Main.

72 Gespräch mit John Deasy, M.A., vom 30. 1. 2019.

73 Lemberg an Rhode, 19. 2. 1985 mit dessen Absage, Akte Wiederbesetzung Lehrstuhl Rhode, Personalakten des Arbeitsbereichs Osteuropäische Geschichte der JGU, unpaginiert.

74 Gespräch mit John Deasy, M.A., vom 30. 1. 2019 und Prof. Dr. Rudolf Jaworski, 22. 2. 2019.

75 Gotthold Rhode, Dankesworte bei der akademischen Feierstunde am 29. Januar 1986 [Mainz 1986], 2 Seiten.

76 Ders., Deutsch-Polnische Schulbuchkommission beim Deutschen Botschafter Exzellenz Pfeffer in Warschau am 19. XI. 1986. Archiv des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Ordner Personen P: Mappe Gotthold Maschinenschriftlich.

Da faßt der Mensch denn neuen Mut / Und sagt: Die Sache ist doch gut, / Die mußt Du einfach weitertreiben, / Mag man auch manches Böse<sup>77</sup> schreiben.

Und dann gibt es die Diplomaten, / Die helfen uns mit Rat und Taten! / So oft wir auch nach Warschau kommen, / Wir werden freundlich aufgenommen,

Sei's im Archiv, sei's in der Botschaft, / Die aus dem Weg so manche Not schafft. / Da wird der Mensch auch wieder froh / Und ruft sich zu: Nur weiter so!»

Rhode sah sich bis in die letzten, von Krankheit gezeichneten Tage als jemand, der in seiner Posener Heimat, die trotz allen Dialogs verloren blieb, geerdet war. Gleichzeitig rief er, je mehr, je länger er in Mainz auf dem Lehrstuhl wirkte, zum Dialog mit Polen und den anderen Nachbarn im östlichen Europa auf. Wie schwer beides miteinander zu vereinbaren war, und wie stark er der Tradition verhaftet war, zeigt einer seiner letzten Artikel über »Die Charta der Heimatvertriebenen«:

»Die gleichzeitige Betonung des Rechtsstandpunktes (völkerrechtlicher Fortbestand des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937), die Forderung nach der Anerkennung des Grundrechtes auf die Heimat (nicht nur auf Freizügigkeit) und das Bekenntnis zu Europa und zu christlichen Pflichten enthalten weder Widersprüche noch berechtigten sie, von »Ewiggestrigen« oder gar – dies nun grob wahrheitswidrig – von »Revanchisten« zu reden, nur weil ein Ostpreuße oder ein Siebenbürger Sachse sich seiner Heimat verbunden fühlt und diese Verbundenheit auch an seine dort vielleicht gar nicht mehr geborenen Nachkommen als Verpflichtung weitergibt«<sup>78</sup>.

Zugleich blickte er in einem weiteren postum veröffentlichten Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf den Umbruch in Polen und verortete die neue Freiheit dort als Chance für ein gemeinsames Europa.

Am 20. Februar 1990 starb Gotthold Rhode in Heidesheim bei Mainz. Je nach Nachruf, wurde Rhode als Historiker der verlorenen Gebiete charakterisiert, wurden seine Verdienste um die Osteuropäische Geschichte, Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen oder seine Organisations- und Managementqualitäten gewürdigt. Seine Kompetenz als Historiker wurde allgemein hervorgehoben. Keiner der Nachrufe behauptete allerdings, er sei eine einfache Persönlichkeit gewesen, und keiner der Nachrufe setzte sich mit seiner Zeit vor 1945 ernsthaft auseinander<sup>79</sup>. Dies sollte Eicke Eckert vorbehalten bleiben, der Rhode

77 So im maschinenschriftlichen Text. Handelt es sich um eine Verschreibung? Mag auch mancher Böses schreiben – würde besser in den Duktus passen.

78 Gotthold Rhode, Charta der Heimatvertriebenen, in: Kulturpolitische Korrespondenz 764 vom 5. Juli 1990, S. 4–7, hier S. 7.

79 U. a.: Aus Landsmannschaftlicher Perspektive und voll unechtem Pathos: Richard Breyer, in: Kulturwart, Beiträge zur deutsch-polnischen Nachbarschaft 38 (1990), Nr. 179, S. 1–6; eher mit Blick auf die eigene Rolle bedacht: Helmut Neubach, Gotthold Rhode (1916–1990): aus der Sicht eines Schülers und Kommissionsassistenten, Marburg 2001 (Sonderdruck, Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen; 4). Konrad Fuchs, Gotthold Rhode, in:

für seine Mainzer Zeit immerhin bescheinigte, dass er, der auch in der Volksrepublik Polen wie im polnischen Exil hohen Respekt genoss, als »aufrichtiges Ziel [gehabt habe...], auf der Basis gegenseitiger Kenntnis zunächst zu einer Annäherung mit Polen zu gelangen, um später eine echte Verständigung zwischen Polen und Deutschen zu erreichen«<sup>80</sup>. Das war, vor dem Hintergrund seines Lebenswegs und seiner Persönlichkeit, nicht selbstverständlich.

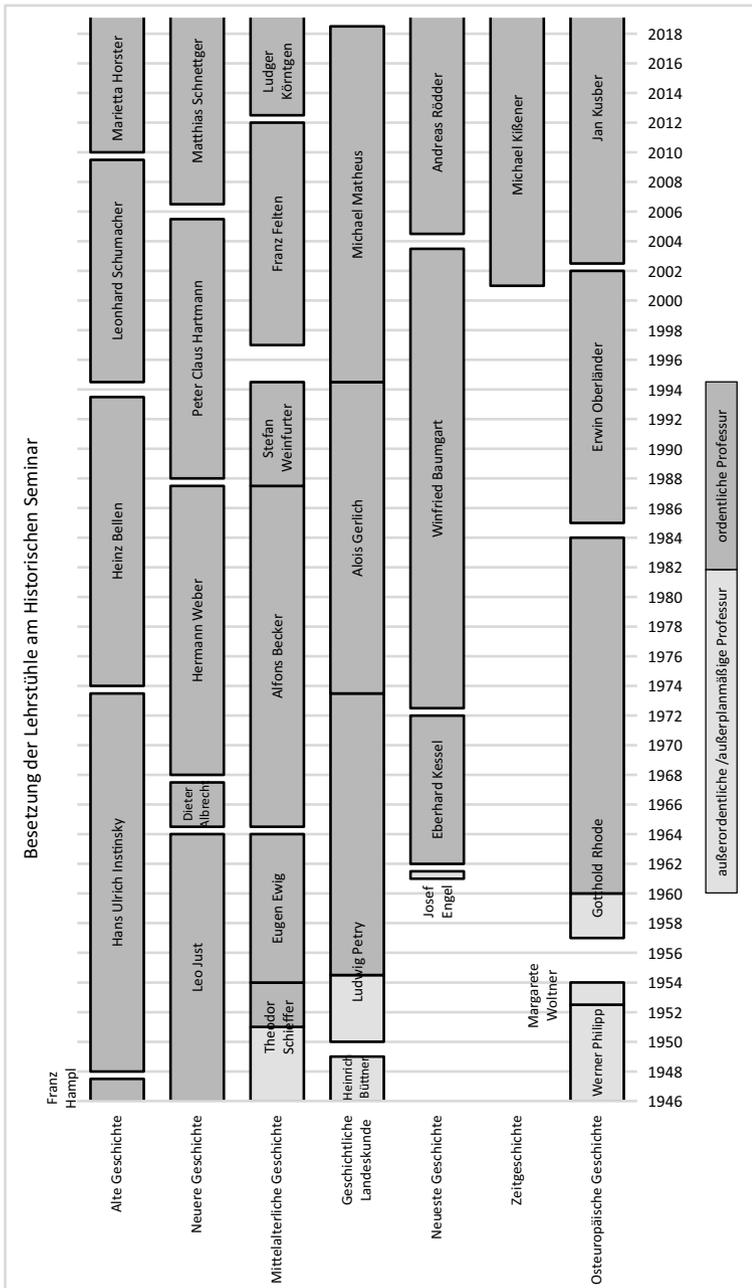
---

Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 16, 1999, Sp. 1358–1369. Den Wissenschaftler würdigend: Klaus Zernack, Gotthold Rhode 1916–1990, in: Internationale Schulbuchforschung 12 (1990), S. 65–67; Hans Lemberg, Gotthold Rhode (1916/1990), in: Zeitschrift für Ostforschung 40 (1991), S. 1–3.

80 Eckert, Gotthold Rhode (Anm. 3), S. 591.



# Übersicht über die Besetzung der Lehrstühle am Historischen Seminar





---

## Die Autoren

Dr. Ludwig Biewer, Berlin ([barbarabiewer@web.de](mailto:barbarabiewer@web.de))

\*1949 in Bornheim, Studium 1968–1977 in Mainz und Graz, 1977 Promotion (Mainz), Archivarausbildung, seit 1987 am Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, 2003–2014 dessen Leiter; Lehraufträge in Bonn und Berlin und an der Lehr- und Fortbildungsstätte des Auswärtigen Amtes

Dr. Johannes Deißler, Mainz ([Johannes.Deissler@adwmainz.de](mailto:Johannes.Deissler@adwmainz.de))

\*1968 in Nürnberg, 1989–1996 Studium in Mainz, 2000 Promotion (Mainz), seit 1997 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an verschiedenen Forschungsvorhaben der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, darunter den »Forschungen zur antiken Sklaverei«

Prof. Dr. Dr. h. c., Dr. h. c. Heinz Duchhardt, Mainz ([mail@duchhardt.info](mailto:mail@duchhardt.info))

\*1943 in Berleburg/Westf., Studium in Mainz, Bonn und Wien 1963–1968, 1968 Promotion (Mainz), 1974 Habilitation (Mainz), Lehrstuhlvertretungen in Mannheim, Stuttgart und Bonn, 1984–1995 Lehrstühle (für Frühe Neuzeit bzw. Neuere Geschichte) in Bayreuth und Münster, 1994–2011 Direktor des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 2009–2014 Präsident der Max Weber Stiftung

Prof. Dr. Ernst-Dieter Hehl, Mainz ([ed.hehl@gmail.com](mailto:ed.hehl@gmail.com))

\*1944 in Selters, 1963–1968 Studium in Mainz und Freiburg, 1977 Promotion (Mainz), 1992 Habilitation (Mainz), 1998 apl. Professor, 1978–2009 Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei einem Editionsprojekt der Akademie der Wissenschaften und der Literatur

Dr. Wolfgang Hoben, Mainz ([wolfgang.hoben@t-online.de](mailto:wolfgang.hoben@t-online.de))

\*1943 in Neuwied, 1963–1969 Studium in Mainz und Bonn, 1969 Promotion (Mainz), 1969–2008 Wissenschaftlicher Assistent bzw. Akademischer Rat/Oberrat/Direktor am Institut für Alte Geschichte Mainz

Dr. Dr. h. c. Winfried Irgang, Marburg (irgang@staff.uni-marburg.de)

\*1942 in Brünn/Brno, Studium 1963–1969 in Mainz, Dijon, Berlin und Wien, 1970 Promotion (Mainz), 1970–78 Mitarbeiter bei dem Forschungsvorhaben »Schlesisches Urkundenbuch«, danach beim Herder-Forschungsrat und von 1990–2007 beim Herder-Institut Marburg (2005–2007 als Direktor)

Prof. Dr. Jan Kusber, Mainz (Kusber@uni-mainz.de)

\*1966 in Husum, Studium 1986–1991 in Kiel, 1995 Promotion (Kiel), 2001 Habilitation (Kiel), seit 2003 Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte Mainz

Prof. Dr. Matthias Schnettger, Mainz (Schnettger@uni-mainz.de)

\*1965 in Oer-Erkenschwick, Studium 1987–1992 in Münster, 1994 Promotion (Münster), Lehraufträge in Gießen und Frankfurt, 2004 Habilitation (Frankfurt/Main), 2005/06 Gastdozent DHI Rom, seit 2006/07 Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit in Mainz

Prof. Dr. Leonhard Schumacher, Mainz (leschuma@t-online.de)

\*1944 in Sigmaringen, Studium 1965–1973 in Mainz, 1973 Promotion (Mainz), Habilitation 1982 (Mainz), Prof. Kiel 1984, 1987–2009 Lehrstühle für Alte Geschichte in Duisburg und Mainz

Prof. Dr. Karl-Heinz Spiess, Greifswald (spiess@uni-greifswald.de)

\*1948 in Großbockenheim/Weinstraße, 1967–1972/73 Studium in Mainz und Aberdeen, 1977 Promotion (Mainz), 1991 Habilitation (Mainz), Lehrstuhlvertretung Kassel, 1994–2015 Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters in Greifswald.

---

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1 Hans Ulrich Instinsky: Fotograf unbekannt
- Abb. 2 Heinz Bellen: Fotograf unbekannt, Privatbesitz
- Abb. 3 Alfons Becker: 2011, Fotograf Hehl, Privatbesitz
- Abb. 4 Ludwig Petry: Fotograf unbekannt
- Abb. 5 Alois Gerlich: 1982, Fotograf Axel Stephan
- Abb. 6 Leo Just: Fotograf unbekannt
- Abb. 7 Hermann Weber: 1987 Fotograf Weber, Privatbesitz
- Abb. 8 Eberhard Kessel: 1962, Foto Rimbach, Mainz
- Abb. 9 Gotthold Rhode: 1981, Fotograf Axel Stephan



---

## Personenregister

Das Register erfasst auch die in den Fußnoten genannten Verfasser und Herausgeber der Forschungsliteratur. Namen, die in den Titeln der dort aufgeführten Arbeiten aufscheinen, werden nicht berücksichtigt.

- Abel, Esther 192  
Adenauer, Konrad, Bundeskanzler 145  
Adolf von Nassau, deutscher König 120, 122  
Adolf I. von Nassau, Kurfürst 120  
Adolf II. von Nassau, Kurfürst 120  
Agésilaios II., König von Sparta 45  
Agethen, Manfred 163  
Albini, Franz Joseph von 114  
Albrecht I., deutscher König 116  
Albrecht II. von Habsburg, Erzherzog 113  
Albrecht, Dieter 11, 62, 149, 154, 156, 162, 164, 213  
Alexander d. Gr., König von Makedonien 29, 35, 44, 45  
Alföldi, Andreas 25  
Alföldi, Maria R. 46  
Alföldy, Geza 46  
Altmeier, Peter 196  
Ambrosius von Mailand, Bischof 45  
Appelt, Heinrich 73  
Arens, Fritz Viktor 108  
Aretin, Karl Otmar Frhr. von 161, 168, 169  
Aretz, Jürgen 127  
Aristeides, Staatsmann 45  
Aristoteles 44  
Assenheim, Echzell 92  
Aubin, Hermann 83–90, 92, 95, 104, 113, 195, 196  
Auerbach, Inge 192  
Augustinus 45  
Augustus, röm. Kaiser 25, 26, 35, 41, 42, 44, 47  
Autenrieth, Johanne 102  
Bärmann, Johannes 116, 121  
Bahlcke, Joachim 82, 84, 87, 90, 104  
Ballauff, Theodor 40  
Bardong, Otto 97  
Baruchsen-Aschheim, Lydia 85  
Bauer, Clemens 114  
Baumgart, Winfried 11, 13, 62, 69, 119, 170–172, 182, 184, 213  
Becher, Matthias 129  
Becker, Alfons 13–16, 18, 61–79, 116, 119, 155, 169, 213  
Becker, August 63, 64, 77  
Becker, Friedrich Karl 118  
Bellen, Agnes, geb. Meuters 40  
Bellen, Angela 41  
Bellen, Anita 41  
Bellen, Elisabeth, geb. Hußmann 39  
Bellen, Heinrich 39  
Bellen, Heinz 13–16, 18, 31, 33, 34, 38–59, 62, 213  
Benedikt XVI., Papst 77, 78  
Benzing, Josef 121  
Béranger, Jean 46  
Berg, Ursula 161–163  
Berger, Aurélia 160  
Bernhard von Clairvaux 68  
Bertram, Ernst 126, 127, 132  
Berve, Helmut 20  
Bethe, Erich 20  
Beumann, Helmut 179

- Bicknell, Lisa 206  
 Biewer, Ludwig 17, 171–189, 215  
 Binder, Gerhard 41  
 Bingen, Dieter 206  
 Bismarck, Otto von, Reichskanzler 141, 187  
 Bitsch, Elisabeth 43  
 Bittel, Kurt 50  
 Biundo, Georg 103  
 Blickle, Peter 118  
 Blücher, Gerhard Leberecht Fürst 177  
 Bloch, Marc 72, 73  
 Bock, Gisela 173  
 Bodin, Jean 154  
 Böhm, Ryszard Grzegorz 36  
 Böhringer, Letha 129  
 Bömelburg, Hans-Jürgen 193, 201  
 Böse, Heinz-Günther 145  
 Boppert, Walburg 36  
 Bormann, Martin 137  
 Born, Karl Erich 50, 51  
 Bornkamm, Heinrich 186  
 Borowsky, Peter 195  
 Bossle, Lothar 84  
 Brackmann, Albert 85, 86, 172, 179  
 Brandt, Otto 143  
 Braubach, Max 129–131, 151–153, 168  
 Braudel, Fernand 66, 72  
 Bredt, Heinrich 51  
 Brenner, Günther 50, 54  
 Brück, Anton Philipp 74, 108, 109  
 Bucher, Peter 172, 187  
 Buchheim, Hans 21, 186  
 Buchheim, Karl 21  
 Buchholz, Ingeborg 35  
 Buchner, Edmund 46  
 Buddrus, Michael 176  
 Bünz, Enno 81  
 Büttner, Heinrich 12, 62, 63, 65, 92, 99, 108–111, 118, 134–136, 143, 145, 213  
 Burckhardt, Jacob 31  
 Burgard, Paul 67  
 Burleigh, Michael 194  
 Busch, Jörg W. 74, 75  
 Busche, Jürgen 56  
 Bußmann, Walter 186  
 Caligula (Gaius Caesar Germanicus), röm. Kaiser 40  
 Calixt II., Papst 75  
 Calvet, Joseph 142  
 Caps, Hannelore 43  
 Castro, Katja de Faria e 162  
 Chantraine, Heinrich 12, 16, 22, 23, 25, 29, 30, 34, 36, 38, 41, 46  
 Chevallier, Raymond 46  
 Christ, Karl 46  
 Chudoba, Karl Franz 131  
 Cicero, Marcus Tullius 29, 42, 45  
 Classen, Peter 12, 180  
 Classicus, Iulius 46  
 Claudius, röm. Kaiser 40  
 Clausewitz, Karl Philipp Gottlieb von 177  
 Clemens III., Papst 75, 77  
 Clemens Wenzeslaus von Sachsen, Kurfürst 141  
 Congar, Yves 77, 78  
 Conrad, Benjamin 206  
 Conrads, Norbert 98, 184  
 Cornelia (Mutter der Gracchen) 29  
 Cornelißen, Christoph 131  
 Cumont, Franz 25  
 Dahlmann, Hellfried 50, 51  
 Dalberg, Karl Theodor von 113, 114  
 Daniélou, Jean 78  
 Dareios, persischer Großkönig 45  
 Daube, David 46  
 Deasy, John M. 199, 202, 203, 209  
 Decker, Karola 164  
 Decker, Klaus-Peter 150, 161, 163, 164  
 Dedecius, Karl 205  
 Defrance, Corine 65, 145, 146  
 Dehio, Ludwig 179, 180  
 Deißler, Johannes 17, 39, 48–59, 215  
 Demandt, Alexander 181  
 Demangeon, Albert 131  
 Demosthenes 45  
 Demouy, Patrick 78  
 Diesner, Hans-Joachim 52  
 Dietz, Burkhard 131  
 Diller, Hans 50  
 Diocletian, röm. Kaiser 47

- Ditt, Karl 132  
Dobras, Wolfgang 144  
Domitian, röm. Kaiser 26, 46  
Dotzauer, Winfried 11, 12, 98, 119, 123, 156  
Drusus, Nero Claudius 33, 46  
Duby, Georges 72  
Duchhardt, Heinz 16, 17, 62, 65, 94, 97, 98, 100, 119, 128, 141, 142, 146, 149–170, 172, 184, 187, 199, 202, 215  
Dufraisse, Roger 143  
Dumont, Franz 161–164, 167  
Duroselle, Jean-Baptiste 64, 77  
  
Eckert, Christian 32  
Eckert, Eike 82, 93, 181, 192, 194, 196, 202, 210, 211  
Eduard I., engl. König 120  
Eggers, Heinz 170  
Ehlert, Hans 178  
Eiler, Klaus 118  
Elvert, Jürgen 62, 193  
Elze, Reinhard 169  
Elze, Walter 176  
Engel, Josef 213  
Erbach, Dietrich von, Kurfürst 74  
Erbe, Michael 173  
Erler, Adalbert 134, 137  
Ernst, Fritz 114  
Ernst, Hildegard 163  
Erxleben, Detlef 187  
Eugen III., Papst 74, 75  
Ewig, Eugen 11, 12, 61, 62, 65, 66, 68, 70, 71, 74, 92, 127, 134, 135, 138, 139, 144, 145, 152, 153, 213  
  
Faber, Karl-Georg 12, 16, 98, 143, 145, 162  
Fabricius, Ernst 32  
Fahlbusch, Michael 82, 131, 136  
Faschon, Susanne 103  
Febvre, Lucien 131  
Feierabend, Peter 185  
Fein, Sylvia 45, 58  
Feldkamp, Michael F. 126–129, 131, 132, 141, 143, 145  
Felsch, Corinna 86  
  
Felten, Franz J. 61, 67, 73, 79, 83, 94, 99, 213  
Fénelon, François de Salignac de la Mothe 142  
Ferdinand I., röm.-deutscher Kaiser 164  
Fettke, Monika 173  
Finley, Moses I. 56  
Finn, Ivor 130  
Flaig, Egon 56  
Flemming, Willi 176  
Folz, Robert 72, 73, 78, 157, 169  
Fouquet, Gerhard 129  
Fourlas, Benjamin 71  
Fraenkel, Eduard 20  
François, Michel 156, 157  
Franz, Eckhart G. 99  
Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, Kurfürst 103  
Fried, Pankraz 82  
Friedrich II., preuß. König 176, 177  
Friedrich Wilhelm I., preuß. König 177  
Fritzen, Maria Hedwig 36  
Fritzlar, Sigrid 176  
Fuchs, Konrad 11, 12, 82, 100, 102, 171, 204, 210  
Fuhrmann, Horst 78  
Funke, Gerhard 51, 114  
  
Gabba, Emilio 46  
Gabel, Helmut 131  
Gaius, siehe: Caligula  
Galerius, röm. Kaiser 27  
Gall, Lothar 185  
Garleff, Michael 193  
Gelzer, Matthias 23  
George, Christian 10, 39, 61, 108  
Gerlach von Nassau, Kurfürst 120  
Gerlich, Alois 13–16, 62, 68, 71, 72, 92–94, 98, 107–123, 136, 137, 139, 155, 157, 166, 184, 213  
Gerlich, Anton 107  
Gerlich, Ursula 115, 118  
Gerlich, Ursula jun. 115  
Germanicus, Nero Claudius 46  
Gerner, Hubert 74  
Geta, Publius Septimius, röm. Kaiser 25

- Gneisenau, August Wilhelm Neidhardt von 177
- Göhring, Martin 146
- Görres, Joseph 126, 127, 140, 141
- Gregor VII., Papst 76
- Greule, Albrecht 118
- Grillon, Pierre 160
- Groag, Edmund 22
- Grolman, Karl von 177
- Große, Rolf 62
- Grothusen, Klaus Detlev 201
- Grube, Frank 202
- Grünthal, Günther 186
- Guardini, Romano 21
- Günther, Rosmarie 46
- Güth, Nicole 184
- Guido von Vienne, siehe: Calixt II.
- Gundel, Hans Georg 91
- Gutenberg, Johannes 108
- Haar, Ingo 82, 136
- Hadrian, röm. Kaiser 47
- Hagmann, Reinhard 145
- Haľub, Marek 89
- Hampl, Franz 11, 12, 23, 31, 46, 213
- Hartmann, Anja Victorine 160
- Hartmann, Peter Claus 11, 13, 121, 128, 184, 213
- Hartshorne, Edward Y. 179
- Hashagen, Justus 126, 127
- Haubrich, Alice 43
- Haupt, Peter 83
- Hauptmann, Jerzy 206
- Haustein, Ulrich 11, 199, 200, 202, 209
- Hayduk, Alfons 103
- Hecker, Hans 103
- Hehl, Ernst-Dieter 17, 61–79, 116, 215
- Heidrich, Ingrid 75
- Heiler, Friedrich 178, 179
- Hein, Olaf 59
- Heinemann, Christiane 111
- Heinemann, Gustav 167
- Heinemeyer, Walter 179
- Heinen, Heinz 48, 49, 55–58
- Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser 64
- Heinrich IV., röm.-deutscher Kaiser 75, 76, 96
- Heinrich VII., röm.-deutscher Kaiser 122
- Heinze, Richard 20
- Heitsch, Ernst 51
- Hen, Yitzhak 129
- Henneberg, Berthold von, Kurfürst 113
- Henning, Eckhart 172, 179
- Hering, Rainer 195
- Herodot von Halikarnassos 29
- Herrmann-Otto, Elisabeth 48, 49, 54, 58, 59
- Hertel, Werner 145
- Herz, Peter 16, 42, 45, 58, 59
- Herzig, Arno 195
- Heuss, Alfred 20
- Heyer, Friedrich 186
- Hiestand, Rudolf 71
- Hildebrand, Klaus 179
- Hinrichs, Carl 185
- Hinrichs, Ernst 156
- Hirbodian, Sigrid 16, 111, 117, 118, 123
- Hirschberger, Johannes 63
- Hitler, Adolf 131, 181, 187
- Hoben, Wolfgang 17, 19–38, 42, 45, 215
- Hönle, Augusta 34
- Hoffmann, Erich 156
- Hoffmann, Johannes 64, 66, 67
- Hohlweg, Armin 70, 71
- Holtzmann, Robert 175, 176
- Holtzmann, Walther 176
- Holzamer, Karl 134, 135, 139, 140
- Holzappel, Theo 74
- Homer 29
- Hontheim, Johann Nikolaus von 127, 128, 141
- Horn, Michael 74, 75
- Horsmann, Gerhard 42, 47, 58, 59
- Horster, Marietta 15, 32, 43, 213
- Hübinger, Paul Egon 135, 151, 154
- Humbach, Helmut 21, 36
- Humboldt, Wilhelm von 18, 185, 189
- Hunecke, Volker 173
- Hutten, Ulrich von 177
- Imhof, Arthur E. 158

- Innozenz III., Papst 74  
Instinsky, Hans Ulrich 13–16, 19–38,  
41–43, 49, 50, 62, 65, 72, 213  
Instinsky, Margarethe, geb. Wenkel 19  
Instinsky, Markus 31  
Instinsky, Paul 19  
Instinsky, Rosemarie, geb. Blanken-  
burg 23  
Irgang, Winfried 17, 81–105, 184, 216  
Iserloh, Erwin 51, 146  
Iulia Domna, röm. Kaiserin 25
- Jachmann, Günther 40  
Jackson, Richard 156  
Jacoby, Felix 32  
Jäschke, Kurt-Ulrich 122  
Jahn, Egbert 192  
Jahns, Sigrid 169  
Jamme, Christoph 167  
Jatho, Jörg-Peter 91  
Jaworski, Rudolf 209  
Jeschke, Peter 118  
Joachimsen, Paul 83  
Johann II. von Nassau, Kurfürst 120  
Johannes VIII., Papst 75  
Johannes Paul II., Papst 202  
Johrendt, Jochen 67  
Just, Aloys 126  
Just, Helga, geb. Eichhorn 132  
Just, Leo 13–18, 62, 63, 65, 108, 125–147,  
153, 213  
Just, Maria, geb. Comes 126  
Justinian, röm. Kaiser 48
- Kaehler, Siegfried A. 185, 186  
Kaiser, Wilhelm Bernhard 35  
Karl d. Gr., röm. Kaiser 66  
Karl IV., röm.-deutscher Kaiser 96  
Karl V., röm.-deutscher Kaiser 154, 157,  
158  
Karl Theodor von der Pfalz, Kurfürst 151  
Kasper, Helmut 36, 37  
Kauffmann, Ekkehard 177  
Kehr, Paul Fridolin 128, 129  
Keim, Anton Maria 167, 168  
Kern, Fritz 129, 145, 146
- Kerski, Basil 207  
Kessel, Eberhard 13–16, 18, 62, 69, 78,  
171–189, 202, 213  
Kessel, Gerhard 171  
Kessel, Gisela, geb. Krause 181, 188, 189  
Kessel, Helen 181  
Kessel. Jürgen P. R. 163  
Kessel, Ralph 171, 181  
Kessler, Wolfgang 192  
Keyser, Erich 101  
Kienast, Dietmar 34  
Kirchgraber, Paul 90  
Kirn, Paul 177  
Kißener, Michael 7, 62, 63, 73, 109, 133,  
134, 176, 198, 213  
Klauser, Theodor 28  
Kleiber, Wolfgang 118, 123  
Kłoczowski, Jerzy 104  
Klötzer, Wolfgang 97  
Klueting, Harm 195  
Knoche, Ulrich 40  
Koch, Hans 193, 194  
Koder, Johannes 70, 72  
Kobner, Richard 84, 91, 92  
Körntgen, Ludger 213  
Körte, Alfred 20  
Köser, Ilse 36  
Kohl, Helmut 198  
Kohlhas-Müller, Dorothee 59  
Kolbe, Walter 20  
Konrad II., röm.-deutscher Kaiser 64  
Konstantin d. Gr., röm. Kaiser 28, 48  
Kraatz, Martin 179  
Krämer, Christel 117, 118  
Kraus, Hans-Christof 171, 173, 174, 181  
Kraus, Johannes 142  
Kriz, Jaroslav 54  
Kroll, Josef 40  
Krzoska, Markus 82, 90, 91, 104, 136  
Kublick, Johannes 36  
Küppers, Heinrich 66  
Kunisch, Johannes 177, 178  
Kunkel, Wolfgang 20  
Kusber, Jan 17, 181, 191–211, 213, 216  
Kycia, Thomas 207

- Langewiesche, Dieter 185  
 Lassaulx, Franz von 126  
 Laufs, Manfred 101, 117  
 Lawaty, Andreas 205  
 Lehmler, Isa 43  
 Lemberg, Eugen 196  
 Lemberg, Hans 196, 204, 209, 211  
 Levison, Wilhelm 129, 130  
 Lewald, Ursula 151  
 Liegle, Joseph 24  
 Lietzmann, Hans 24  
 Lindner, Thomas 177, 178  
 Livet, Georges 152, 161  
 Lösow, Nelly 202  
 Loew, Peter Oliver 206  
 Lohmann, Eberhard 118  
 Lohrmann, Dietrich 74, 75  
 Lortz, Joseph 146  
 Losemann, Volker 48  
 Lubac, Henri 77, 78  
 Lucas, Ursula 163  
 Ludat, Herbert 201  
 Ludwig XVI., franz. König 155  
 Lützel, Heinrich 134  
 Luther, Martin 154, 177  
 Luttenberger, Albrecht 16, 163, 164  
 Lutz, Heinrich 161, 169
- Machheit, Norbert 102  
 Maier, Hans 162  
 Malettke, Klaus 161  
 Malten, Ludolf 85  
 Maner, Hans-Christian 203  
 Mańko-Matysiak, Anna 89  
 Manns, Peter 146  
 Marcus Aurelius Prosenes 30  
 Mardonios, pers. Feldherr 29  
 Marg, Walter 29  
 Mark, Rudolf A. 200, 204  
 Markert, Werner 205  
 Martin, Albrecht 34  
 Masala, Carlo 181  
 Maschke, Erich 114  
 Mast, Peter 163, 164  
 Matheus, Michael 14, 123, 141, 213  
 Mathies, Sabine 117
- Mathy, Helmut 7, 32, 94, 126, 128,  
 133–139, 141, 143, 144, 147, 166, 184  
 Maximilian II., röm.-deutscher Kaiser  
 164  
 Mayer, Rupert S. J. 21  
 Mazeppa, Iwan 203  
 Mehnert, Klaus 204  
 Meinecke, Friedrich 18, 173–175,  
 179–182, 185–187, 189  
 Meinecke, Stefan 173  
 Meissner, Boris 199  
 Menzel, Josef Joachim 61, 73, 86, 98, 100,  
 184, 204  
 Merkelbach, Reinhold 40  
 Metz, Wolfgang 73  
 Meuthen, Erich 135  
 Meyer, Arnold Oskar 142, 143  
 Meyer, Eugen 64–66  
 Meyer, Jean 169  
 Meyl, Konstantin Udo 178, 184, 188  
 Michelsen, Jakob 195  
 Millotat, Paul 74  
 Möbus, Gerhard 100  
 Moltke, Helmuth Graf von 177, 178, 182  
 Moltke, Helmuth James Graf von 187  
 Mommsen, Theodor 22, 25  
 Monnet, Pierre 73  
 Montesquieu, Charles de Secondat,  
 Baron 138  
 Moraw, Peter 109, 110, 169  
 Moreau, Jacques 64  
 Moritz von Sachsen, Kurfürst 157  
 Morsey, Rudolf 127  
 Mousnier, Robert 161  
 Mühle, Eduard 83–86, 88–90, 104, 195  
 Müller, Wolfgang 64  
 Münch, Ingo von 47  
 Müntzer, Thomas 154
- Näf, Beat 22  
 Napoleon Bonaparte, franz. Kaiser 114,  
 142  
 Naujoks, Eberhard 154  
 Nero, röm. Kaiser 26  
 Nesselhauf, Herbert 20–22  
 Neubach, Helmut 203, 210

- Neugebauer, Wolfgang 174  
 Neumann, Friedrich 114  
 Neuß, Wilhelm 131  
 Nicolaysen, Rainer 195  
 Nielsen-Sikora, Jürgen 193  
  
 Oberländer, Erwin 11, 14, 62, 100, 208,  
     213  
 Octavian, siehe: Augustus  
 Oncken, Hermann 20, 83  
 Oppermann, Hans 25  
 Ostrogorsky, Georg 177  
 Otten, Heinrich 51  
 Otto, Walter F. 20  
  
 Pahlitzsch, Johannes 70, 71  
 Parisse, Michel 78  
 Parry, Clive 160  
 Paschalis II., Papst 75  
 Patemann, Reinhard 187  
 Patkul, Johann Reinhold von 203  
 Patze, Hans 116  
 Peege, Joachim 119  
 Petersen, Hans-Christian 85, 192, 193,  
     196, 206  
 Petersohn, Jürgen 119, 179  
 Petri, Franz 102, 132  
 Petry, Christian Heinrich Ludwig 83  
 Petry, Eva, geb. Schmidt 89  
 Petry, Katharina, geb. Sander 83  
 Petry, Ludwig 12–17, 62, 63, 65, 73,  
     81–105, 111–113, 115–119, 136, 143,  
     145, 162, 166, 184, 185, 204, 213  
 Petry, Ludwig, jun. 83, 89, 98  
 Pfeffer, Franz 209  
 Pfeil, Ulrich 65, 66, 73, 129, 135, 136, 141,  
     145, 153  
 Philipp II. August, franz. König 74  
 Philipp, Werner 11, 196, 213  
 Pillorget, René 12, 156, 161, 169  
 Pillorget, Suzanne 161, 169  
 Piłsudski, Józef 202  
 Placidus von Nonantula 74  
 Plato 45  
 Plinius d. Ä. 45  
 Plinius d. J. 29  
  
 Pöggeler, Otto 167  
 Polybios 27  
 Popplau, Kaufmannsfamilie 84, 90  
 Press, Volker 169  
 Prinzing, Günter 70  
 Pyta, Wolfram 176  
  
 Raab, Heribert 126, 136, 141, 145, 147  
 Rammonat, Anna 203  
 Ranke, Leopold von 174  
 Rassow, Peter 40  
 Ratzinger, Joseph, siehe: Benedikt XVI.  
 Rauch, Georg von 192, 195, 196  
 Rauh-Kühne, Cornelia 134  
 Rausch, Wilhelm 103  
 Rauscher, Anton 127  
 Rebenich, Stefan 22–24, 46  
 Reden-Dohna, Armgard von 169  
 Reidel, Katharina 101  
 Repgen, Konrad 129, 151, 153, 168–170  
 Rettinger, Elmar 117  
 Rhode, Arthur 192  
 Rhode, Christiane 193, 197  
 Rhode, Gotthold 13–17, 62, 63, 82, 156,  
     166, 169, 181, 186, 191–211, 213  
 Rhode, Ilona, geb. Benning 193, 196, 209  
 Rhode, Michael 193, 197  
 Rhode, Sabine 193, 197  
 Riccardi, Silvia 59  
 Richard, Jean 72, 78, 161  
 Richelieu, Armand-Jean du Plessis  
     152–154, 157, 159–161, 164, 165, 169,  
     170  
 Ringel, Ingrid H. 61, 74, 79  
 Ritter, Gerhard 65  
 Ritter, Gerhard A. 173, 175  
 Ritter, Hans-Werner 34, 36  
 Rödder, Andreas 213  
 Rödel, Volker 45  
 Rödel, Walter G. 11, 98, 155, 157, 158,  
     162–164  
 Roggenbuck, Helga 35  
 Rohden, Peter Richard 177  
 Roos, Hans 197, 204  
 Roßkopf, Josef 145  
 Rota, Ettore 142

- Rousseau, Jean-Jacques 138  
 Ruberg, Uwe 118  
 Ruchniewicz, Krzysztof 205  
 Ruck, Michael 134  
 Rudolf I., deutscher König 114  
 Rudolf von Rüdesheim 103  
 Rumpf, Andreas 40  
 Ruprecht von der Pfalz, deutscher König 112, 113  
 Rust, Bernhard 22, 87
- Saint-Denis, Alain 73  
 Salden, Elfriede 162, 163  
 Sallust (Gaius Sallustius Crispus) 29  
 Sander, Helene 43  
 Sauer, Tilman 10  
 Schadewaldt, Wolfgang 20  
 Schäfer, Christoph 58  
 Schäfer, Dorothea 54, 58  
 Schaefer, Hans 20, 23, 34  
 Schäfer, Regina 111  
 Schäfke, Werner 58  
 Scharnhorst, Gerhard von 177, 180  
 Scheel, Heinrich 167, 168  
 Scheel, Helmuth 21–23, 32  
 Scheibert, Peter 192, 196  
 Schellakowsky, Johannes 100  
 Schieder, Theodor 90, 200  
 Schieffer, Theodor 12, 62–65, 92, 108, 114, 129, 134–136, 145, 213  
 Schildt, Axel 195  
 Schilling, Beate 75  
 Schindler, Alfred 186  
 Schindling, Anton 169  
 Schlenke, Manfred 154, 172, 187, 202  
 Schlieffen, Alfred Graf 186  
 Schlösser, Susanne 121  
 Schmale, Franz-Josef 69  
 Schmid, Josef 137  
 Schmid, Karl 69  
 Schmid, Wolfgang 51  
 Schmidt, Christoph 204  
 Schmidt, Martin 186  
 Schmidt-Ott, Friedrich 127  
 Schmilewski, Ulrich 100  
 Schmitt, Eberhard 16, 161–163
- Schmitt, Gisela 45  
 Schmitt, Sigrid, siehe: Hirbodian  
 Schmittlein, Raymond 134  
 Schmitz, Arnold 93  
 Schmücker, Lore 145  
 Schnack, Ingeborg 179  
 Schnettger, Matthias 17, 62, 125–147, 213, 216  
 Schönpflug, Daniel 173  
 Schöttler, Peter 72  
 Scholl, Hans und Sophie 150  
 Schramm, Gottfried 208  
 Schrimpf, Gangolf 63  
 Schröder, Lucia 119  
 Schubert, Friedrich Hermann 169  
 Schuchert, August 134  
 Schulte, Aloys 129  
 Schulze, Hans K. 119  
 Schulze, Winfried 65, 92, 146  
 Schumacher, Leonhard 11, 13, 16, 17, 34, 36, 39–48, 58, 59, 213, 216  
 Schwartz, Eduard 20  
 Schwinges, Rainer Christoph 169  
 Seibert, Hubertus 61, 74, 78, 79, 116  
 Sellert, Wolfgang 156  
 Septimius Severus, röm. Kaiser 24, 25  
 Servatius, Carlo 75  
 Siebert, Ferdinand 11, 12, 138  
 Siggemann, Jürgen 176  
 Simon, Gerd 91  
 Skalweit, Stephan 153, 169  
 Snell, Bruno 23  
 Sösemann, Bernd 173, 174  
 Sötern, Philipp Christoph von, Kurfürst 153  
 Somerville, Robert 78  
 Spahn, Martin 127, 131  
 Spieler, Silke 103  
 Spieß, Karl-Heinz 16, 17, 107–123, 216  
 Spindler, Max 115  
 Spörl, Johannes 144, 151  
 Srbik, Heinrich Ritter von 180  
 Staab, Franz 74, 78, 116  
 Stadelmann, Rudolf 20  
 Stein, Arthur 22  
 Stein, Karl vom und zum 180

- Stein, Wolfgang Hans 161, 163  
Steinbach, Franz 102  
Stengel, Edmund E. 179  
Stökl, Günther 90, 192, 204  
Stohr, Albert, Bischof 134  
Stramberg, Christian von 143  
Streit, Gert 185  
Strobel, Georg W. 12, 202  
Strobel, Thomas 207  
Stroux, Johannes 20, 24  
Stülpnagel, Heinrich von 182, 183  
Sturdy, David 156, 161  
Syme, Sir Ronald 46
- Tacitus, Publius Cornelius 45  
Tellenbach, Gerd 74, 75, 91  
Tertullian, Quintus Septimius Florens 27  
Thietmar von Merseburg, Bischof 172,  
176  
Thorau, Peter 122  
Thukydides 20, 35  
Tiberius, röm. Kaiser 26, 46  
Tiedau, Ulrich 131  
Trajan, röm. Kaiser 27, 29  
Trautz, Fritz 114  
Trusen, Winfried 136  
Tsamakda, Vasiliki 71  
Tumler, Marian O. T. 103
- Uebersberger, Hans 194  
Urban II., Papst 67, 68, 71, 74–79  
Uslar, Rafael von 34
- Vannini, Geneviève 61  
Verchau, Ekkhard 187  
Vogler, Bernard 169  
Vogt, Joseph 28, 30, 34, 48–57  
Vogt, Niklas 156, 162, 167  
Volkman, Hans 40  
Volkman, Hans-Erich 12, 195  
Vorglimler, Herbert 78
- Wach, Joachim 24  
Wächter, Otto 193  
Wagner, Gerhard 202, 204, 209  
Wagner, Michael 150, 163, 164
- Wagner, Wolfgang 200  
Wartenberg, Günther 157, 161  
Weber, Anne 170  
Weber, Catherine 170  
Weber, Charlotte, geb. Oberlin 150  
Weber, Christoph 170  
Weber, Hermann 7, 13–18, 62, 72, 78, 119,  
149–170, 213  
Weber, Karl 150  
Weber, Leo Johann 36  
Weber, Martin 150, 170  
Weber, Ursula, geb. Ploenes 170  
Weczerka, Hugo 100  
Wegeleben, Christel 172, 179  
Wehler, Hans-Ulrich 175  
Weiler, Ingomar 46  
Weinfurter, Stefan 11, 14, 74, 75, 79, 213  
Weiser, Johanna 172  
Weismantel, Leo 92  
Weizsäcker, Richard von, Bundespräsi-  
dent 187  
Werminghoff, Albert 113  
Werner, Karl Ferdinand 78, 153  
Wibert von Ravenna, siehe: Clemens III.  
Wickert, Lothar 40, 46  
Wiedemann, Thomas 57  
Wild, Adolf 160  
Wild, Georg 11, 198, 200  
Will, Wolfgang 46  
Willigis, Erzbischof 74  
Winkelbauer, Thomas 180  
Winter, Georg 172  
Winterhager, Wilhelm Ernst 187  
Wirth, Gerhard 46  
Wittram, Reinhard 192, 194  
Wohlfeil, Rainer 154  
Wojciechowski, Marian 205  
Wojtynowski, Katja 7, 62, 83, 93, 94, 134,  
136, 137, 184  
Woltner, Margarete 15, 196, 213
- Xerxes, Perserkönig 29, 45
- Zaumer, Stefan 134  
Zernack, Klaus 207, 211  
Ziese, Jürgen 75

Ziethen, Gabriele 58

Zimmermann, Harald 51

Zintzen, Clemens 51

Zschunke, Peter 157, 164

Žurek, Robert 207